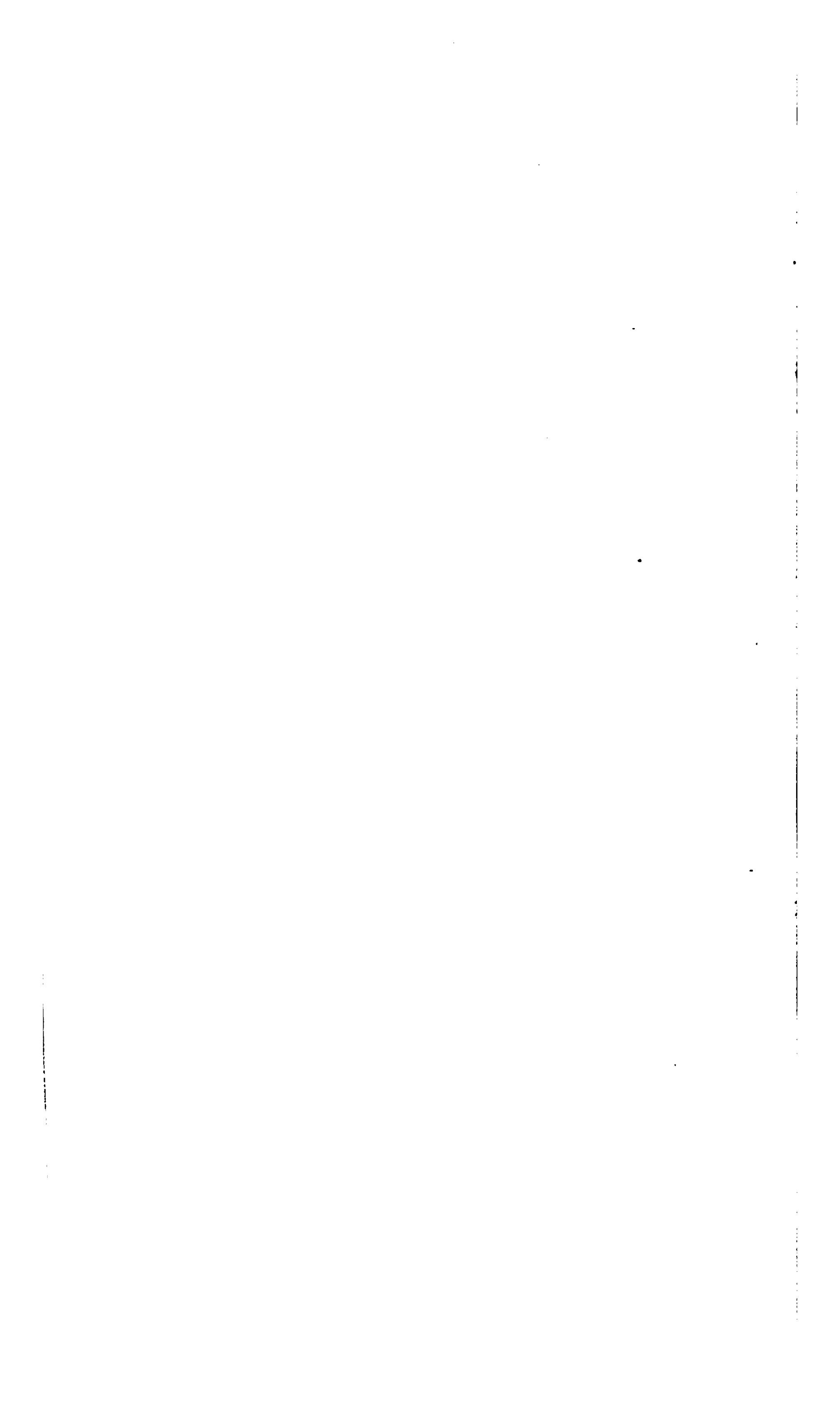
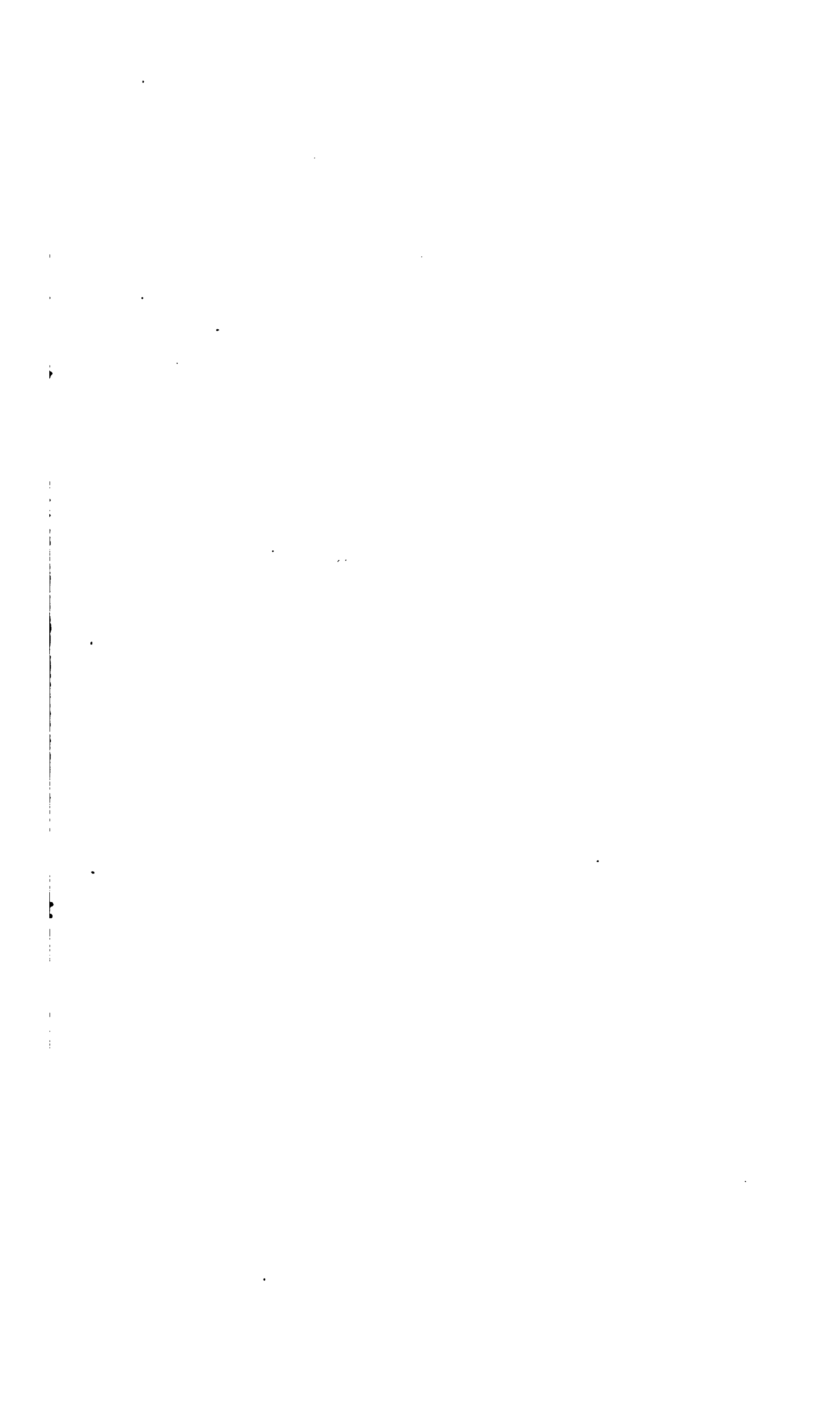
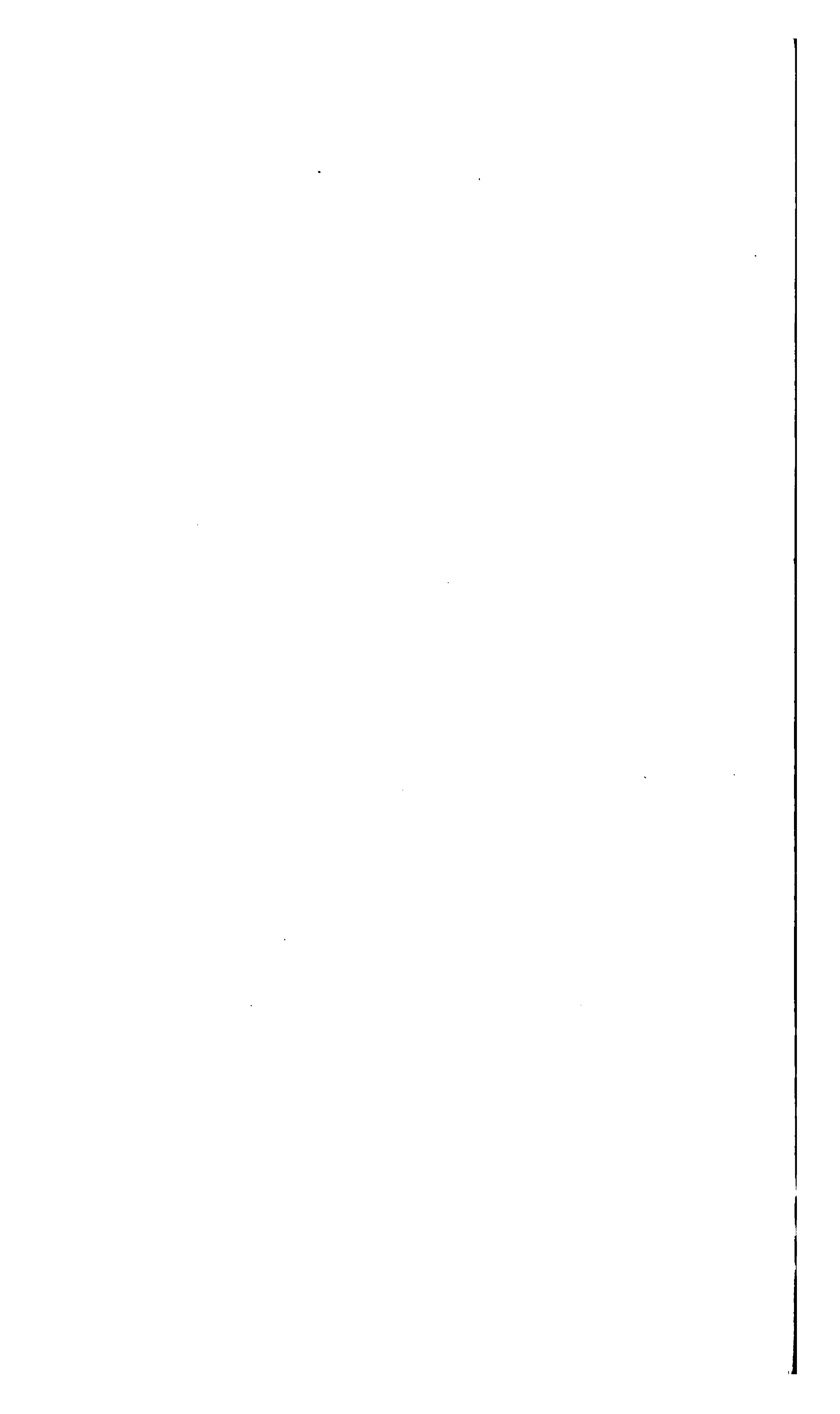






Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Zweiter Theil.

Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1846.

Inhaltsverzeichniß

zum zweiten Bande.

Pag.

VI. Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoesie.

Geschichte

der deutschen Dichtung.

Zweiter Band.

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoesie.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit.

Ich habe die Erzählung am Schlusse des ersten Bandes an einer Stelle und in einer Periode unterbrochen, wo in der Entwicklung ein bestimmterer Zusammenhang, und wo noch dazu dieser Zusammenhang durch die Fülle der Producte, die uns aus den Zeiten des Uebergangs vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert erhalten sind, nachweisbarer ist, als vielleicht irgendwo sonst in der Literargeschichte des deutschen Mittelalters. Ich that es, um auch in der äußeren Structur meines Werkes klar zu machen, daß objectiv keine Perioden in der Geschichte bestimmbar sind, sondern daß diese von der Veränderung des wirkenden Geistes in den Menschen abhängen. Daher ist in jedem mit Sinne und Verständniß angelegten Geschichtswerke die ängstlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo selbst schon geänderte Erscheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer späteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geister auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt, weil, wo auch jener Wechsel der Erscheinungen noch nicht so allgemein sichtbar eintrat, immer schon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Ich habe daher in dem ersten Theile hier und da vorgegriffen und werde in diesem hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigstens erinnern müssen. Ich habe eine Reihe von Werken, die sich unter einem sehr natürlichen Gesichtspunkte hätten

zusammen ordnen lassen, getrennt, um desto schärfer auf den inneren Wendepunct hinzulenken. Und diesen deutete ich in den letztbesprochenen Dichtern bereits an.

Ich machte die Scheide da, wo die ausgezeichneteren Individualitäten unter unseren Dichtern jener Zeit aufhörten, denn nach Conrad und Rudolf werden wir wenigstens unter den epischen Poeten vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter suchen, und selbst dieser letzte wird schon, wie Lachmann sagte, nicht leicht von Jemanden weiter genannt, als von sich selbst. In beiden fanden wir die Symptome einer großen Krisis hart neben einander: Selbstruhm und Selbsterniedrigung, pathetischen Schwung und ein furchtsames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetischen Worten prosaischen Sinn. Diese nämliche Erscheinung verfolgen wir zunächst noch weiter an einer Masse von Romanen, erzählenden und lyrischen Gedichten. Wir werden sehen, wie sich bald die tiefste Bescheidenheit an die umfassendsten Gegenstände wagt, bald der schamloseste Dünkel den flachsten und erbärmlichsten Stoff zum Höchsten und Besten gemacht zu haben sich anstellt. Wir werden betäubt von einem hochtrabenden poetischen Bombast, aber wir ermatten unter der vergeblichen Anstrengung, unter so vielen und gewichtigen Worten auch nur einen kleinen und leichten Gewinn für die Seele oder den Geist zu haschen. Wir werden überschüttet von Versen und Reimen, zahllos und unendlich, aber keine neue Empfindung gelingts uns zu entdecken, keinen neuen Gedanken, kaum eine neue poetische Situation. Und während diese Zeiten mit der frechsten Selbstvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und diese sich selbst hart neben die großen Namen der schönen hohenstaufischen Zeit stellen, so treten doch in den größeren Werken die Persönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Wolfdietrich, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, diese Gedichte rührten von Männern, wie Wolfram oder Heinrich von Osterdingen her. Ueberall herrscht noch unter der dauernden großen Thätigkeit das Bestreben, diesen oder anderen Meistern der guten Zeit in epischen Gedichten nachzueifern, aber die Unselbstständigkeit verräth sich nicht allein durch jene blinde Nachahmungssucht in der Behandlungsart, sondern noch weit mehr durch die Lockerung und Auflösung des Begriffs der eigentlichen Epopöe. Während diese in ihrer guten Zeit überall von dem Dichter durch Ideen ge-

bunden war, so verschwindet jetzt auch selbst der Versuch hierzu, wie schon in Conrads trojanischem Kriege, in Turlins Krone u. A. der Fall ist; der eigentliche Roman also tritt wieder an die Stelle der Epopöe. Bei Lambert, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbestreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuscheiden, und wegzulassen, was dem Geiste der Dichtung Eintrag that: jetzt aber sucht man das zuvor Verschmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geschmacklos in der Wahl dieses neuen Zuwachses. Das ganze Verfahren der älteren Dichter ging auf eine Concentration nach dem Hauptcharakter ihrer Dichtungen aus; was Lambert und Wolfram im Alexander und Parzival abtrennten und verwarfen, diente ihre Helden mehr ins Licht zu stellen; die zugefügte erste Hälfte der Nibelungen half die zwei Hauptcharaktere der letzten Hälfte beleuchten; jetzt aber will man nur Namen und Sachen; vor neuen Facten und Personen verliert man in den spätern Alexandriaden den Alexander fast aus den Augen; der Titurel ist gleichsam nur eine Ausfüllung des Parzival und es gibt darin eigentlich gar keinen Helden; die französischen und deutschen Sagen entfernen sich von Karl und Dietrich oder Etzel und gehen auf ihre Vasallen über, wie die britische Artussage schon längst gethan hatte. Alle jene großen äußeren Verhältnisse, oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epischen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abentheuer und charakterlose Helden treten an die Stelle; man kehrt also zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poesie Statt hatte, zurück. Dieß Zusammenhäufen von abgerissenen Geschichten, dieß Anschwellen der Epen mit gleichgültigen einzelnen Begebenheiten bereitet alsdann die scheinbar gegensätzliche Erscheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in seine einzelnen Bestandtheile wieder auseinanderfällt. In unserer Volkssage ist diese Auflösung besonders deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachsen sahen, kehren im Siegfried und durch ein günstiges Schicksal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrhunderte wieder und die letzten Reste unseres Epos sind in dieser Periode eben so von historischen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entstehung des Volksepos aus Rhapsodien suchten.

Dieser Gegensatz der poetischen Werke, die wir zunächst be-

trachten, gegen die früheren, diese Spaltung des sonst Verbundenen, dieses Zertheilen des Vereinten, dieses Absinken von dem einen Punkte, der die Höhe der poetischen Bestrebungen bildete, zu den vielfältigen Abstürzen in die weite Tiefe, ist aus den mannigfaltigsten Gesichtspunkten anschaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ sie vor diesem Einen alles Andere vergessen. Allein jetzt fällt die Nation rasch in den gegentheiligen Charakter des Männlichen und Rohen und vertauscht alles Leidende jener Zeit mit der unruhigsten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbsten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohsten Gewaltthätigkeit, den Frauendienst mit der Kampf- und Erwerblust, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Faustrecht. Vorher ward doch noch von den hohenstaufischen Kaisern versucht, wenn auch nur temporär und erfolglos, die deutschen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander, jeder sucht sich zu helfen so gut er kann, jeder sucht sich selbst zu befriedigen, unbesorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dieß hat das deutsche Reich wie die deutsche Dichtung jener Zeit zerstört. Seitdem es Conrad von Würzburg deutlich ausgesprochen hatte, dichtete jeder vor sich hin nach Lust und Liebe, gleichgültig ob er der Welt nütze oder schade, ob er ihr angenehm oder lästig sei, und jede Spur verschwindet von dem Gedanken an ein Zusammenwirken für eine Gestaltung deutscher Kunst zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Bekämpfung einzelner Glieder desselben nach höheren Prinzipien. Vielmehr trat, gerade wie in der politischen Welt, an die Stelle der großartigsten inneren Reibungen, das kleine persönliche Befehden um elende Interessen auch in die Dichterwelt, wie wir nun finden werden, ohne daß ein bedeutendes inneres Motiv diese Kämpfe erklären könnte. Denn sehr bald schwindet auch jeder Begriff von einer Kunst, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wissen und Kenntniß über, und im funfzehnten Jahrhundert theilt sich der Stamm der Poesie allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetischen Stoffe in prosaischer Rede auftreten, auf der anderen neue geschichtliche, wissenschaftliche und allerhand sonstige prosaische Stoffe in poetische Sprache gezwängt werden, die sich aller Auffassung durch die Einbildungskraft geradezu widersetzen.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in dem Publikum vorgingen, für welches die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesses sichtbar, und sonderbar genug stehen die Protektoren und Schützer des Gesangs in ganz genauem Verhältniß zu den Personalitäten, die in den Romanen auftreten. So lange der Volksgesang blüht, kümmern sich alle Classen der Nation um die Dichtung und die Dichtung umfaßt dagegen wieder alle Classen des Volks und dreht sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Carl die Hauptthelden des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oestreich und Hermann von Thüringen die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Protektoren der Dichter stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunst in Deutschland hatte ja damals nichts mit der Nation im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein, sie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachsen, sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte. Den umgekehrten Gang nahm daher die neuere Kunst der Deutschen. Sie ging, nachdem das aristokratische Protektorat derselben bis auf die patricischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation, und in der Reformation war sie das Eigenthum Aller, wie in keiner anderen europäischen Nation dieser Zeiten; sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Classen und wußte sich eine Theilnahme zu verschaffen, die gleicherweise an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflösung der Poesie des Ritterthums, die wir aus der Kunst selbst und aus dem schrei-

benden und lesenden Publikum hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Localität genommen ist. Bisher hatten mehrere Dynastien nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpunkte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt, und ihre Bestrebungen gingen wie die der Politik dieser Dynastien immer auf Vereinigung der deutschen Kräfte. Seitdem aber dieß mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, seitdem die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oestreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Poesie das Aehnliche vor. Wir muthmaßten oben schon, daß es Zeiten gab, wo sich die Poesie von den Extremitäten Deutschlands erst allmählig einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet sie wieder nach diesen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkischen Dichtern in den nächsten Zeiten, aber einer Menge von Oestreichern, Tyrolern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger, in Böhmen finden deutsche Dichter Zufluchtsstätten, die niederländische Grenze und Preußen, der Norden und Osten nimmt Antheil an der deutschen Literatur und im 14. Jahrhundert werden die niederdeutschen Uebersetzungen häufig. Auch hier also sehen wir dieselbe Zersplitterung, und auch hier kehren wir in die Zustände der Zeiten vor der Dichtungsblüthe zurück. Zugleich breitet sich auch in den Ständen die Theilnahme an poetischer Produktion aus; und während wir bisher fast nur Fürsten, Ritter und Herren die Kunst hatten üben sehen, so treten nun Bürgerliche, (wie Meister Heinrich Teschler = Täschner) Kapläne, Geistliche (wie der Kirchherr Rost zu Sarnen) Schulmeister, Doctoren, Handwerker und Juden allmählig hervor und dieß setzt sich bis zu der Zeit der Reformation, der Periode der höchsten Ausbreitung poetischer Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte.

Die Zeit des Rudolf von Habsburg ist die, welche wie im Politischen so auch im Poetischen diese großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, sondern ans Licht brachte: vorbereitet waren sie in beiden Gebieten schon längst. Die großen Gedanken und Bestrebungen, deren die Zeiten des 13. Jahrhunderts fähig waren, waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte sich erschöpft und gefiel sich fortan im

steten Nachahmen und Wiederholen. Eine solche Kunst konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anspruch an einen solchen Schutz und solche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß das Interesse daran unter den größeren Fürsten in Deutschland seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufhört, ist aus fast jedem einzelnen Dichter der nachfolgenden Zeit deutlich zu machen. Wir haben oben schon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaischen Codex von Meistersängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfischen Gesangs, des Hoflebens, der fürstlichen Milde und Freigebigkeit suchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei stets wachsender Anzahl der Theilhaber am poetischen Produciren die Liberalität der Fürsten sich erhalten konnte? Schon an Hermanns Hofe war solch ein bedenklicher Zudrang, und nach einer Stelle des Stricker, die im ersten Bande schon angeführt ward, wären die östreichischen Fürsten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieser Sänger stets größer, ärmere Talente drängten herzu, nicht die Dienstleute allein machten Ansprüche auf Unterstützung, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutschland sich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dieß aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächst dieser mit dem Sinken des wirklichen Verdienstes; daher werden auch die Dichter dieser Zeiten stets desto anspruchvoller, je schlechter sie werden, und in dem Maaße wie die Aufmunterung des Publikums schweigt, wird das Selbstlob dieser Poeten laut, in dem Maaße wie ihre Unterstützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abschluß, und mit dem Schulmäßigen und Gewerbmäßigen ihre Selbstgefälligkeit bedeutender; ja man kann sagen, daß mit den häufigeren Declamationen über die höhere Würde der Kunst zugleich der Verfall der Würde der Künstler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft schon der sogenannte Ottokar [1]) von Hornek von dem Getriebe der Meister,

---

1) Ottokar v. Horneks Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch seinen Meister Conrad von Rotenberg, so fährt er fort:

> Swas ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
> daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,
> die noch vidler hiezen, daz moht iuch wol verdriezen;

der Fiedler und Geiger in Manfreds Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringischen und östreichischen Höfen! Es ist daher kein Wunder, wenn ein Fürst wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und seiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minneliedern, Spruchgedichten und Romanen hatte, sich von einem solchen Gewühle frei zu halten suchte. An ihm allein läßt sich zur Genüge zeigen, wie sich der Eifer der dürftigen und hülflosen Dichter gegen die Achtlosigkeit der Fürsten auf die Dichtung ausläßt. Meister Stolle, der Unverzagte und der Schulmeister von Esselingen sind die drei, die es hauptsächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unstreitig mit der größten Energie und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weise geißelt er die Erwerbsucht des armen Königs [2]): Nichts auf der Erde erwehre sich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf sein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrlosen Zustande überfalle; gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu scheiden, und heißt den König sich mit dem, was hier unten ist, begnügen, hier Gott zu sein und den Alten dort walten zu lassen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle stoßen: wer schlimmer sei, der solle Podesta in der Hölle sein. Will man auch diesen Streit dem Dichter zu scheiden überlassen, so will er dießmal dem Könige einen besseren Spruch fällen: sprach er ihm vorher das Himmelreich ab, so will

---

ir was ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir ieglîcher besunder, des nam vil dik wunder
vil manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ-gegen traht und gedâht,
daz er des über wære, daz sîn land und er verpære
peide laster und schaden, wan der pabst het geladen
den Karloten mit sîner krôn, wolt er den solt und den lôn
des pabstes übervarn, dâ scholt er sich zuwarn,
ich wæn, da gehœr niht geygen zuo u. s. w.

2) Daß ihn A. W. Schlegel im deutschen Mus. I. p. 309. sq. so herabsetzt, darüber darf man sich billig wundern; oder geschah es aus Wohldienerei gegen das Habsb. Haus, so darf man das billig verachten.

er ihm von der Hölle desto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die in der Manessischen Sammlung auf dieß Gedicht folgende Strophe lesen, worin aus der ersten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verse voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine so treffliche satirische Wirkung thut, daß auch Meister Stolle diese Form für dieses selbe Thema gebraucht [3]), nur daß er seiner neben sein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs stellt und so den Tadel seiner Kargheit durch Anerkennung der sonstigen Größe des Fürsten noch erhöht; und sein Lied scheint wieder in ähnlicher Form von dem Unverzagten nachgeahmt [4]) zu sein. So also bezeichnet gleich der Anfang der neuen östreichischen Dynastie die Zeit, seit der in diesem Lande der Flor des Geistes immer gedrückt blieb und bei jedem neuen Triebe versehrt erschien. Eine kleine Weile, werden wir sehen, dauert die Nachwirkung der babenbergischen Periode fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutschlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt sogar schädlich entgegen; selbst dann schädlich, wenn sich Fürsten wie Max und Joseph dafür interessiren, von denen der Eine eine untergegangene Cultur und der Andere eine unvorbereitete unzeitig begünstigte.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Ansicht der äußeren Verhältnisse die Producte der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert kennen lernen, die in so gewaltigen und unbezwingbaren Massen daliegen, daß Manchen die Mühe verdrießen wird, sich nur durch die bloße historische Darstellung durchzuschlagen. Denn trotz der ungeheuren Anstrengungen ist in den nächsten Zeiten besonders in der epischen und lyrischen Kunst kein geistiger Fortschritt, sondern nur ein unschlüssiges Schwanken zwischen Altem und Neuem sichtbar, mit der Hinneigung zum Verharren in jenem. Wenn auch die historische Muse hier den Styl etwas sinken läßt, so liegt das in der Natur der Sache, denn so selbstthätig sie ihren Griffel führt, so läßt sie sich doch immer von den Begebenheiten dictiren.

---

3) Bei Müller hinter Tristan p. 147. Seine Strophe schließt:
Ern gît ouch niht der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

4) Ib. I. hinter Freidank p. 35.

2. Wolframs Schule.

a) Gnomische Dichtungen.

Wir haben oben die lyrische Poesie mitten im Flor des Frauendienstes beobachtet und haben sie verlassen, als sie schon begann, da wo sie sich noch reiner in dem alten Styl hielt, mechanisch zu werden, und da wo sie sich originaler weiter bildete ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die fürstlichen und ritterlichen Sänger der zweiten Periode schon genannt, in deren Mitte etwa Ulrich von Lichtenstein steht, die den Ton des früheren Minneliedes festzuhalten suchten. Wie manches einzelne noch in dieser Manier gelang, so bemerkten wir doch schon bei Ulrich, wie versehrt und wie angegriffen von üblen Einflüssen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied bei ihm erscheint, und bei jenen Schweizerdichtern, die sich noch bequemten einzelne Minnelieder zu singen, so wie bei jenen Tyrolern wie Walther von Metz [5]), Rubin u. A. die sich auf dieser Bahn hielten, fängt das Mechanische an das Uebergewicht zu erhalten. Fast allen Dichtern, die sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in diesem abgelebten Thema des Minnegesanges und Frauendienstes behaupten wollten, geht bei aller Verskünstelei der eigentliche lyrische Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der sie Gedanken, Ausdrücke, stehend gewordene Gefühle und Sentenzen von ihren Vorgängern borgen und stehlen, entbehren sie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der an dem Leser festhaften könnte. Man würde diese flache Nachahmerei ohne alle Eigenthümlichkeit weit besser einsehen und weit leichter nachweisen können, wenn diese Lieder nur mehr dazu gemacht wären, sich dem Gedächtnisse einzuprägen. Bei Walther von Metz und Rubin fällt unter diesen das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den gnomologischen Dichtern (so bei Walther von Prisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es viel leichter nachweislich. Das Beste, was diese späteren

5) Seinen Tod beklagt Brennenberg vor 1276. Er ist aus tyrolischem Geschlechte. Sollte das Lehrgedicht mappemonde von Gautier de Mets (1245) von unserem Walther herrühren, so wäre dieser Dichter in zwei Sprachen ein Seitenstück zu Thomasin.

Minnelieder enthalten, darf man nur mit dem älteren eines Morungen oder Johannsdorf vergleichen, um zu finden, wie hier auch bei der Körperlosigkeit, die sie mit jenen theilen, doch Seele und Leben ist, was dort ganz anfängt zu mangeln. Das lyrische Lied schien es zu empfinden, daß ihm in jenen müdegehetzten, ja ertödteten Formen kein frisches Leben mehr werden könne, und es glitt daher, wie wir gleichfalls schon oben bemerkten, von der Minne auf die derberen Gegenstände des Gelags und der Zeche, von der reinen Naturfreude am Frühling auf Reihen und Tanz herunter, und nahm die leichtfertige und fröhliche Manier des Nithart, Tanhuser und Hadloub an. Diese Lieder, in deren heiteren Ton einige Stücke von jenen norddeutschen Fürsten Heinrich von Breslau, Otto IV. von Brandenburg und Johann von Brabant vortrefflich eingingen, führten mit der Zeit auf das Volkslied der Reformationsperiode über; noch aber erscheint dieser Styl seltner, er verliert sich wieder, um erst später neben vielen anderen solcher vorübergehender und vorbereitender Erscheinungen dieser Jahre wieder hervorzutreten. Diese Lieder rücken die frische, frohe Lust des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens, dem die Anhänger des Alten jetzt mit ewigen Klagen über den Verfall höfischer Zucht, Sitte und Kunst nachblicken, über dessen Ausgang sie sich in den trübseligen Jammer nach der andern zukünftigen Welt versenken. Auch formell werden wir innerhalb dieser nachziehenden Minnelieder auf die größere Einfalt des späteren erotischen Volksliedes vorbereitet. Während die Conrad von Würzburg und Andere jene alten schon genug gekünstelten Töne mit allen erdenkbaren Mitteln noch mehr verkünstelten, so stellen sich gegen ihn in einem neuen Contraste ein Conrad Schenk von Landegge und der Kanzler, der zeitlich und räumlich Hadloub nahe zu liegen scheint, in leichteren, einfacheren, minder verschlungenen Tönen, die uns Neueren um vieles näher stehen als die schwierigen Strophen der älteren Minnesänger, und die an manches ähnliche in der schlesischen Zeit erinnern. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern neben einander, der überhaupt einer der vielseitigsten Dichter dieser Zeit ist. Er hat neben jenem gewandten und leichten Strophenbau zugleich die verschlungneren Töne, die kürzeren Verse und den Reimreichthum, den man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt, weil auf den Sinn nichts mehr ankommt;

allein bei ihm geht der Sinn darüber doch seltner verloren, weil er sich nicht so kraus wie bei anderen durch Cäsuren und Reime schlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, sondern er weiß mit sprachlicher Gewandtheit ein geschicktes Ebenmaaß zwischen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides festhalten läßt. Wenn nicht überall, so geht er doch in den meisten Fällen über diese selbstgemachten Hindernisse und Erschwerungen mit mehr Geschicklichkeit und Zwanglosigkeit weg, als bei den anderen auffiele. Uebrigens geht bei ihm, wie bei den meisten dieser Sänger das minnigliche Element überhaupt aus. Bei den Rumeland, Zweter, Marner, Boppo, Frauenlob und wie die Lyriker dieser Periode alle heißen, begegnen wir dem Minneliede nur noch in seltneren Fällen; der von Sonnenburg erklärte es uns oben selbst, warum er die Lust am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfischer Sang die Edlen langweile, denen lieber sei, beim Wein die Weiber zu schelten. Bei dieser Herabziehung des höfischen Lebens ins Gemeine konnte sich der frauendienstliche Gesang nicht erhalten. Alle und sämmtliche Dichter von allen und sämmtlichen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyrischen in das Lehrhafte und Gnomische, aus dem Weltlichen ins Geistliche, aus dem Minniglichen ins Moralische herunter. Der lyrische Gesang, der aus des Menschen innerstem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die moralische Gesunkenheit der Zeit zuerst, und lehnte sich mit voller Macht dagegen auf; er schloß sich nun der größeren Masse nach so entschieden an das Lehrgedicht an, wie er sich in der blühenden Zeit der Höfischkeit an die Epopöe der Rittersänger angeschlossen hatte.

Es ging in der Nation, dieß fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine moralische Kraft verloren. Diese Kraft suchte man zu erhalten; und zwar zunächst indem man dem Stande selbst, der sie besessen hatte, eine desto größere Weihe und Würde beizumessen und wiederzugeben suchte, je mehr ihn seine herrschenden Sitten entwürdigt hatten, je mehr das emporstrebende Bürgerthum den Adel, dessen Literatur und Tendenzen ins Niedrige völlig herabzuziehen strebte, wobei ihm der Stand selbst auf halbem Wege entgegenkam. Im Titurel, werden wir sehen, wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Ansehn hinaufgerückt, das in einem schneidenden Contraste steht gegen die Bilder des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie sie uns in

den Sittengemälden der Gnomiker und Didaktiker vorgeführt werden. Diese Erhebung des Ritterthums geschieht, indem man dasselbe mit dem doppelten Glanze des Priesterthums und des Gelehrtenthums umgibt. Ganz so finden wir nun, daß unsere gnomischen Sänger von dem frauendienstlichen Gesange jetzt zu einem heiligeren und gelehrteren zugleich übergehen, und innerhalb dieses letzteren ist dann zugleich Alles enthalten, was sie dem versinkenden Leben in Wissenschaft und Kunst vorzuwerfen und vorzupredigen haben, womit sie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunst in Miscredit bringen und die Kunst wieder emporheben wollen. Allein dieß Alles schlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und das Bürgerthum, es waren die Meistersänger, die alles das sich aneigneten, was diese Männer empfahlen und worin sie Beispiel und Muster waren; diese erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Mysterien der Religion, diese ihre Gelehrsamkeit, diese ihre Schulen und Wettstreite; das Volk erst gab dem Liebesliede eine neue Gestalt und ein neues Leben. In allem diesem ging die Ritterwelt leer aus; sie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und Glanze, von ihrer alten Dichtung und Literatur zehren, so lange sie die Zeit nicht verzehrt und die Literatur der anderen Stände sie nicht verdrängt hatte. Es schoben sich mitten in die adligen Sänger Andere von bürgerlichem Stande ein, die zwar die ritterlichen Tendenzen verfochten aber doch durch ihre Persönlichkeit in andere Regionen überführten; und was entscheidender war, innerhalb des Ritterstandes selbst sehen wir schon die Walther und Thomasin die ritterlichen Tendenzen und das Gesetz des Standes verschmähen und eine allgemein menschliche Lebensrichtung einschlagen, die dem Volke zu Gunsten war. Hätte die Ritterschaft noch einmal in Deutschland sich zusammenraffen sollen, so hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien mehr der Fall war, große Thaten und Unternehmungen sie beschäftigen müssen, während im 14. Jahrhunderte bei uns der frühere gottesdienstliche Waffendienst in die gemeinste Räuberei herabsank, so daß der einzelne kampflustige Kriegsmann von edlerem Sinne seine Waffen in die Ferne trug und größeren Unternehmungen fremder Fürsten lieh. Mit solchen Thaten wären zu Hause auch die epischen Gedichte, der Preis der Thaten, heimischer geblieben, statt daß sie nun ausgingen und den kleinen lebhaften Sprüchen Raum machten, die dem unver-

dorbnen Volke zugänglich waren und einen Reiz hatten, während sie vielleicht den ritterlichen Ständen verdrießlich fielen. So bildete sich der große Gegensatz, der Deutschland in seiner Geschichte seit dem Falle der Hohenstaufen den romanischen Nationen gegenüber auszeichnet, daß es neben Italien am frühesten die adlige Cultur, und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit seiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Moral und Religiosität entfaltete, welche dem sittlichen Gesetze der Menschheit über das conventionelle und standesmäßige der Geistlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die aristokratische und hierarchische Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächsten Jahrhunderte auf die kunstmäßige Vollendung der christlich-ritterlichen Poesie mit den glänzendsten Erfolgen ausgehen, läßt Deutschland eben diese Poesie ganz in demselben Verhältnisse in's allertiefste herabsinken; dafür aber begann Deutschlands sittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel und versank. Und daher kommt es denn nun auch, daß Deutschland sogleich das kunstmäßige reinere Bestreben eines Gottfried von Strasburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Ariost geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die ganzen folgenden Jahrhunderte sehen den Wolfram von Eschenbach als ihren Herrn und Meister an, folgen seiner Manier, und legen ihm jedes größere Gedicht bei. Nur in diesem allgemeinen Sinne gruppiren wir hier, wie oben um Gottfried, eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die seiner Spur am nächsten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried schon lange vergessen oder bei Seite geschoben ist, steht Wolfram und Walther als die allein unerschütterten in der Mitte von allen Meistern, deren sich je einmal ein späterer Sänger erinnert oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Gesanges zusammenstellt, während die übrigen leichter variiren. Sein Ansehen war durch nichts zu verringern oder zurückzuschieben, als im 15. Jahrhundert erst durch die Poesie und Moral der alten Welt, womit es schon Thomasin zu frühe gegen sämmtliche Ritterromane versuchte, weil jene ein reineres Sittengesetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Periode aber, welche an den Ordnungen dieser Ritterzeit festzuhalten strebte, ist er gleichsam wie der

Mittelpunkt zu betrachten, um den sich alles andere versammelt. Was wenigstens als das Höchste im Epischen in dieser Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht sich ganz aus seiner Seele und mit seiner Zunge zu reden und diesen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernstere der nächsten Jahrhunderte wie ein Heiligthum [6]; alle epischen Erzähler und Allegoristen sind im 15. Jahrhundert noch aller Reminiscenzen an Parzival und Titurel voll; die gnomologischen Dichter aber, die Zweter und Marner, theilen sich gleichmäßig in seine und Walthers Schule. Doch überwiegt die Wolframsche Manier bei weitem; der Geschmack der Zeit führte zu dem Ueberschwenglichen und Abstrusen seiner Manier; die neuen Tendenzen nach dem Priesterlichen und Gelehrten fanden nur bei ihm Nahrung, denn sein epischer Held stand in dem Lichte heiliger Weihe dieser Folgezeit als Beispiel vor, und des Dichters Ruf von Gelehrsamkeit gereichte ihm bei ihr zum höchsten Preise, wie unverdient er sein mochte; denn Er, wie Ulrich von Lichtenstein und wie gewiß viele andere Sänger der Zeit verstanden weder zu lesen noch zu schreiben. In beiden Dichtern begegnen wir jenen zwei verschiedenen Richtungen, die uns schon früher auffielen, der vornehmeren, abgeschlossenen, nach dem Alten hinneigenden, die in der guten aristokratischen Zeit gar noch ein hierarchisches Element zu erhalten suchte, eine verborgene Weisheit begünstigte, und ein geheimnißvolles ganz individuelles Glück der Seele predigte, und dann jene volksthümlichere, hellere, gesündere, die die Moral nicht blos in religiösen Dogmen sucht, die aus den Vorurtheilen des kirchlichen und adligen Ceremoniels herausstrebt, die es wagt mit Schnödigkeit gegen die Erzengel zu fechten und die mit dem rührenden Zweifel eines reinen, menschlichen Herzens über das übermenschliche Gebot der Feindesliebe nachdenkt. Beide Richtungen sind in unserer Nation seit diesen beiden Männern in ewiger Reibung unter einander. Im Freidank, sahen wir, lag

6) Noch Püterich sagt:

Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbache.

das religiös-dogmatische mit dem volksthümlich-moralischen nebeneinander; dasselbe ist der Fall im Renner mit einiger Vorliebe im Dichter für das Erstere, wozu die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt jetzt eine große Neigung hat. In der Reformation siegt diese volksthümliche Moral völlig, nur jedoch um gleich darauf wieder Frömmelei und mystischen Unsinn hervorzurufen; im 17. Jahrhunderte stehen die überhobenen katholischen den einfältigern protestantischen Liederdichtern, im 18. Jahrhundert die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphischen Dichtern ebenso gegenüber. In der Zeit, in welcher wir stehen, bildet der Titurel mit seinem Anhange zu den Romanen der fränkischen und deutschen Sage einen Gegensatz, der aus diesen getheilten Ansichten der Zeit zu erklären ist; unter den lyrischen Dichtern sind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welchen beide Richtungen am schroffsten sich feindlich begegnen. Der Mehrzahl nach nehmen aber unsere gnomischen Dichter und didaktischen Lyriker doppelterseits von Walther von der Vogelweide die Richtung auf das praktische Leben und die Einmischung in die öffentlichen Verhältnisse aller Art, von Wolfram die religiöse Stimmung und die gelehrte Manier ihrer Dichtung zugleich an. Nur mit einem raschen Ueberblicke wollen wir zunächst die Materien kennen lernen, in denen sich die namhafteren dieser Sänger vorzugsweise umtreiben, und wir werden sogleich in einem gewissen Gleichgewichte den weltlichen und geistlichen Stoff neben einander liegen sehen. Der hervorstehendste unter Allen ist Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oestreich erwachsen und in Böhmen wohnhaft. Wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbilde hat, den er in vielen Einzelnheiten nachahmt, im Ganzen gleichsam wiederholt, nur daß seine Behandlungsart, wie wir unten noch hören werden, verschieden ist, wie bei Walther überwiegt sogleich bei ihm der „unminnigliche" Stoff über den Liebesgesang. Noch hat er zwar von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen große Begriffe, er weiß seine Ansichten auch schön auszusprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrton; er erinnert dabei an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei diesem fängt die Ehe an gepriesen zu werden. Er hebt sie über alle geistliche Orden empor, wie auch Eschenbach die Minne preist, die den Tag abwarten darf und den Merker nicht zu scheuen braucht; er lehrt Männer und Frauen um

die Reihe reine Sitten und scheint nicht undeutlich die Zuchtlosigkeit eines Ulrich von Lichtenstein zu strafen [7]). Die Mehrzahl seiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Moralisten; häufiger streift er in Bitterkeit und Satire. Er rüstet sich gegen alles Falsche und Böse; er schleift seiner Zunge Dorn, der Muth im Herzen ist ihm geschwollen und da dem nicht mit Salben abzuhelfen ist, so muß er seine Brust räumen durch den Mund. Bald ist er es selbst, den er in Reue und Zerknirschung anklagt; bald ruft er sein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht selten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anständigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfischen Poeten von ferne hereinspielt, um bald sich weiter auszudehnen. Er hat die uns schon bekannte Ansicht, daß nicht das Geschlecht, sondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterschaft los und das Turnierwesen, das ehedem ritterlich gewesen, jetzt aber rinderlich sei. Verbunden damit ist die größere, dem Walther abgelernte Heftigkeit und oft Bitterkeit gegen den Pabst und Rom, und dessen Töchter, Kölln und Mainz, gegen die Feilheit der Kirche und des Reichs, das den Fürsten Preis gegeben wird, die den Kaiser nicht als des Reiches Herrn, sondern als dessen Vogt betrachten und absetzen sollen, wenn er schuldhaft sei; und über die Halbheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Klosterritter, die nicht Fisch und Fleisch sind. Neben all dieser weltlichen Predigt nun scheidet sich die geistliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht scheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiösen Empfindung und Betrachtung zu werden, während bei Reimar die Disciplin und Strafrede überhaupt eine religiöse Färbung erhält. Er mag den Minnedienst überhaupt nicht; er nennt Christus das Vorbild aller Minner, und Gott den Schenken

---

7) Von der Hagen hat aufmerksam gemacht, daß die folgende Stelle (Nr. 123 in v. d. Hagens Ausgabe der M. S.) auf Lichtenstein deuten möchte:

> diu minne hât ir tôren ouch,
> er wol der minne tôre unde rehter wizze ein gouch,
> swer wol gewîbet ist und ûf ein ander wendet sînen muot,
> swer ouch turnieren minnet alsô sêre,
> daz er dâ bî vergizzet der hûs êre,
> dern hât der mâze niht behalten.

der wahren Minne, die die Sündenlust der tödtlichen Minne lösche. Er wendet seine Liebe mehr nach der himmlischen Frau; und dem der nach Liebesfreuden sich sehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege sich auf seine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beseeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke sein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt ihn vielfach; die Gesichtszüge der Poesie werden überall ernster und feierlicher. So besonders auch bei dem älteren Meißner, (blühte um 1260—80) einem der reichsten dieser Dichter, aus dessen Gnomen zum Theil ein vortrefflicher Geist redet. Auch Er hat viele Gedichte geistlichen Inhalts, Gebete, Lehrsprüche von erbaulichem, andächtigem Character, aus der Bibel abgeleitete Gleichnisse und Beispiele, scholastische Erörterungen über die Geheimnisse der Religion und Theologie, populare Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt sich so nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunst; er nennt sich selbst einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunst, durch die der Mensch gebessert wird; und er beruft sich zu Prüfung dieses seines Berufes auf ein unbescholtenes Leben [8]). Ueberall werden wir ferner selbst in der erotischen Lyrik, auch bei den Dichtern, die sich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernstere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfrieds nahmen, als sie von der Ueppigkeit des Frauendienstes und dem Trug der Mähren sich abwandten zur geistlichen Buße. So hat der Bruder Wernher, ein Oestreicher der bis in die 60er Jahre dichtete, den Zweifel zum Gegenstande, er bereut, daß er der Welt gefolgt sei, deren süßer Köder den Haken barg, und sucht sein Heil in den Tröstungen der Religion und in der Sittenstrenge, die ihn wie Zweter über die freudlose Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sonnenburg bei Maria Fürbitte für seine Sünden ein, und auch seine Gedichte, Sprüche, Mysterien und Räthsel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetsten aber dieser Männer ist der Schwabe Konrad Marner, der als alter blinder Mann ermordet ward, und der noch, ein Schüler Walthers, in die Zeiten vor Rudolf fällt und

8) XV. 4. unter seinen Gedichten, bei von der Hagen, t. III.

zwischen 1230 — 70 dichtete. Sein langer Ton stand bei den Meistersängern später im höchsten Ansehn und bildete mit den langen Tönen Muglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meisterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meister vor ihrer Krönung singen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendsünde zurück; eine große Zahl seiner Gedichte sind geistlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft sich in die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der wahren Minne, der Erlösung, obgleich er auch Minnelieder singt, den schlechten Stand des weltlichen und geistlichen Regiments angreift, die politischen Strafreden Walthers fortsetzt und die Klagen eines Stricker über das eiserne Alter der Welt. Auch bei Rumeland läßt sich die christliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus; seine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falschen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürsten: und Christus wird gebeten sie zum Frieden zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunst ertönt bei Allen gleichmäßig, und es ist in der ganzen Schaar augenfällig, wie sie sich an die Höfe entlegener Fürsten drängen als Gehrende und Fahrende, wie sie sich verdrängt sehen von Misgönnern und Afterrednern, bei Seite geschoben von Bretspielern, Gauklern und Kupplern, hintangesetzt durch die herrschende Kargheit an allen Höfen, in Schatten gestellt durch unwürdige Hoffänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem sie so die Dichtung herabsinken sehen in ihren äußern Verhältnissen, und Trauer tragen über die Kunst die sich ihren Lohn „erweinen“ muß, so heben sie sie dagegen innerlich, würdigen sie durch religiöse Weihe, leiten ihren Ursprung auf David zurück, und trösten sich an dem Abstamm ihres Gewerbes von diesem Sängerkönig und Gesalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehren.

Unsere Meister ließen nichts unversucht, die alte Protection und Begünstigung des Gesanges in den entferntesten Regionen aufzusuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; sie trugen ihre Kunst desto weiter umher, je weniger sie in den alten Stätten noch gelten wollte. Erst jetzt fängt daher die Poesie an Allgemeingut der deutschen Lande zu werden. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptsitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Ostende von Deutschland auswanderte; dorthin

zog sich Frauenlob, scheint es, in den letzten Jahren seines Lebens, Regenbogen suchte dort die vortrefflichsten Sänger auf [9]), und den Meißner preist Conrad darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe [10]). Allein schon schienen es seit Gottfried und Conrad von Würzburg blos die Städte zu sein, die hier sich des Gesanges weiter annahmen, wenigstens hört man von keinem Fürsten, höchstens von kleinen Herrn dieser Gegenden, die als theilnehmende Freunde der Dichtung gerühmt werden. In der Schweiz verfällt der Gesang mit dem Adel; im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal schreiben, und es läßt sich schließen, welcherlei Lieder dieser Abt (Wilhelm von Montfort) gedichtet haben konnte [11]); die Kunst zog sich auch hier gleichsam in die Stadt Zürich zusammen, wo Hadlaub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probst an der Abtei, einer geistlichen Singschule den Dichter Conrad von Mure vorsetzte [12]), wo Rüdiger Maneß (seit 1280 Rath in Zürich) eine Sammlung von Minneliedern anlegte. Aus Franken und Schwaben entfernte sich wie aus Oestreich die Dichtung seit dem Ausgang ihrer großen Beschützer; nur in Baiern behielt die irrende Kunst (auch dieß mochte eine Wirkung von Wolframs Ruhm sein) eine Stätte am Hofe; wenigstens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppo, Suonenburg, Rumeland, des Meißners und Anderer aufs Herrlichste. Sonst aber zog die verwaiste Kunst aus dem Westen und Süden nach Nord und Ost, wohin sich die politische Geschichte selbst und die wechselnde Kaiserwürde wandte. Zweter war um Wenzels I. willen nach Böhmen gegangen, Suonenburg und Sigeher sind an dem Hofe Ottokars bekannt. Rumeland, der in der That

---

9) Altd. Mus. II. p. 186.
umb singens willen wolt ich ziehen an den Ryn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sîn.

10) Man. Samml. II. 207.
Der Missenær hât sanges hort in sînes herzen schrîne,
sîn dôn ob allen ræzen doenen vert in êren schîne,
dâmit er bî Rîne die singer leit in sîn getwanc.
In fuorten überz leber mer der wilden grîfen zwêne,
dâ lêrte in underwegen doene singen ein syrêne;
er doenet vor uns allen sam diu nahtegal vor gîren.

11) Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die d. Lit.

12) Vgl. Ettmüllers Ausgabe der Gedichte des Hadloub. 1840.

Land um Land geräumt haben muß, besingt den Fürsten Barnim I. von Stettin, den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunschweig, und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Boppo und Hermann Damen weisen nach dem Norden, wo wir bis nach Preußen und Kurland hin bald noch größere Dichtungswerke antreffen werden, und Heinrich von Meißen's (Frauenlob's) Lobgedichte drehen sich um den Erzbischof Giselbrecht von Bremen (1273 — 1306), Wizlav von Rügen, Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Allein alle diese neuen Zufluchtsorte schienen dem Ehrgeize der Meister nicht mehr zu genügen; wie reichlich und freigebig das Lob dieser Herren ihrem Liede entströmt, so ist doch durchgehends die Klage über das schlechte Loos der Kunst allgemein. Sie fühlen sie und sich selbst verlassen; ihr Gesang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geschlechte nicht mehr zusagte, und das Abwenden dieser Kreise hatte dann wieder umgekehrt die Folge, daß die Sänger, wie es Conrad von sich sagte, in sich selbst zurückkehrten, daß sie ihre Kunst isolirten, daß sie nur sich selbst und den Anforderungen der Kenner genug zu thun suchten. Dieß bedingte dann, daß sich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poesie, der bei Wolfram und Walther erst spur- und stellenweise sich in die höfische Kunst eingeschlichen und auch so Gottfrieds Anfechtung zu erdulden hatte, allmählig ganz entschieden zur Herrschaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz verdrängte, daß die Kunst etwas Sektenartiges annahm und der Stand der Sänger sich als ein eigner anfing abzuscheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterstand gegeben hatte, den nur nationale Unterschiede trennten, aus dem sich aber zuerst die großen Kreuzritterorden, und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündnisse und Gesellschaften innerhalb einzelner Landschaften abschieden, ganz so gab es bisher einen einzigen deutschen Sängerorden, der sich jetzt mehr in polemische Sekten spaltete. Ein allgemeines Band umschlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgesinnte etwa schloß sich zum Gleichgesinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meister; einzelne Fürstenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meister aller Farben und Gegenden, doch war dieß vorübergehend. Nachdem aber mit den Hohenstaufen das Gemeinleben in Deutschland hin-

schwand, scheint das massenweise Zusammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimath gewiesen, auch mehr den verschiedenen Stämmen nach zusammen; daher beginnt nun die landsmannschaftliche Fehde der Sachsen Rumeland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um sich mit den allberühmten Meistern zu messen. Jetzt suchte man also nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe der Fürsten, sondern um sich und seine Kunst zu zeigen und zu vervollkommnen die Meistergesellschaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen schon damals gab, läßt sich nach so vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meister empfangen wird und sich hören läßt in Freundschaft oder in Feindschaft, nach so vielen Stellen, die von Merkern u. dergl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts ist wohl auch natürlicher, als daß die Sangestage, die schon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürsten und Großen die Sänger zusammenkamen zu Gesang und Spiel, jetzt in der Zeit, wo die Protection der Fürsten aufhörte, aber die Dichtkunst in ganz Deutschland noch mehr Ausüber und Verehrer als sonst fand, in der geänderten Weise werden fortbestanden haben, daß sich die Meister unter sich versammelten, da sie ja jetzt ohnehin, misgestimmt gegen die geizigen Höfe, ihre Kunst mehr für sich selbst trieben. Solche Vereine, wie sie sich in jenen Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts denken lassen, möchte man eher den Dichterorden der schlesischen Zeit, die sehr viele Eigenheiten von dieser Periode trägt, vergleichen, als den Singschulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrhundert, die, so lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkühr höher hinaufgerückt werden können, als diese selbst. Auch werden wir unten sehen, daß sich so streng formelle Institute nur im Gegensatze zu dem zuchtlosesten Volksgesange ausbilden konnten. Uns scheint daher von der Hagen Recht zu haben, wenn er in diesen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den späteren Singschulen findet und nur unter den ungezwungensten Verhältnissen das Entstehen eines gewissen formellen Princips in den oberrheinischen Städten zugibt. Solche Meisterschulen unter dem Sängergeschlechte zu suchen, von dem wir hier reden, würde derselbe Fehler sein, wie wenn man die patricischen Clubbs der Städte mit den Gilden und Zünften in Eine Reihe stellte, wozu trotz aller Aehnlichkeit nichts berechtigt. Nachdem nun

aber solche freiere Vereinigungen der Meister hier und da Statt zu haben anfingen, mußte es noch auffallender werden, daß, ebenso wie jene Vernachlässigung der Kunst an den Höfen und unter den Laien den Anstoß zu dem Abschließen der Künstler unter sich gab, nun wieder dieses Abschließen in die Schule darauf hinwirkte, der Kunst noch mehr den Charakter zu geben, der sie den Laien, wenn nicht unangenehmer, doch wenigstens unzugänglicher machte. Es bedingte ja doch wohl natürlich einen Unterschied des Gesanges, wenn man früher sang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meistern genug zu thun; welch einen verschiedenen Maasstab, welch eine verschiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verschiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verschieden mußte das Amt der Merker in so verschiedener Lage sein! Jetzt bedurfte es der Rücksicht auf die Laien nicht mehr. War früher die reine Sängerkunst oder die Hofregel, die Frauensitte oder die Standeswürde das Kriterium, nach dem des Gesanges Werth oder Unwerth bestimmt, der Kranz gegeben oder verweigert ward, so hatte jetzt der Merker in geschlossenem Kreise der Meister auf die Weisheit und Gelehrsamkeit des Dichters vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreise der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Gesetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelsang“ bemessen und beurtheilt werden sollte. Aber diese schöne Zeit war vorüber. Wer wollte noch oder wo sollte man noch von jener Frauenliebe singen, von jener Treue, von jenem gottesdienstlichen Kriegseifer, da die sinnigen Menschen der alten Kreise und die frommen Dienstleute zu Grabe gegangen, die begeisterten Fürsten dahin waren? Wer sollte den verwilderten Gemüthern in dem räuberisch gewordenen Rittervolke noch von der alten Würde und Ehre dieses Standes singen, wer die Tugenden dieses Standes aus und in dem Leben aufgreifen und aufrufen, da sie verschwunden waren? Man folgte dem Beispiele Thomasins, der sich noch in den schönen Zeiten selbst nicht mehr mit dem bildlichen Muster der Tugend, sondern mit dem abstractern Wesen beschäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite und selten führt ein Zweter oder Frauenlob noch die Helden des Eschenbach im Munde; desto häufiger aber lauschen diese Spruchdichter nun auf die Philosophie der Scholastiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß; die weisen

Meister des alten reinen, der Glossen unbedürftigen Gesanges vergaßen sie, aber das Beispiel und die verwirrte und unverdaute Gelehrsamkeit eines Albert des Großen scheint von dem unseligsten Einflusse auf sie gewesen zu sein.

Von nun an war Wolframs gelehrte Kunst, die Gottfried unhöfisch fand, legitimirt; und was wir hiernächst über die Manier und Behandlungsart der Dichtungen unserer Gnomiker zu sagen haben, wird ihre Kunst überall auf Wolframs Seite zeigen, wie sehr ihre Materie nach Walthers Vorgang bestimmt sein mochte. Sie holten in die Dichtung herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, das nur offen stand, aus Mineralogie, Pflanzen- und Thierkunde, Geschichte, Physik, Astronomie, Geometrie, Astrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß sämmtlicher freier Künste wird von nun an als nothwendiges Requisit in einem Meister vorausgesetzt [13]). Was noch Thomasin in scherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt schon ganz ernsthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den sieben Künsten zu lernen sei, daß die Grammatik gute Zucht, die Astronomie Treue und Bescheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend verleihe und gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, so zählt man in endlosen Versen mit steter Wiederholung des Wortes, das sie bezeichnet, alle ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Psychologie und Lebenserfahrung ist das Wissen dieser Meister gerade am geringsten. Soll die Macht einer Leidenschaft geschildert werden, so werden aus den alten biblischen Geschichten und aus Gedichten und Sagen Beispiele geholt, um dieß zu bewerkstelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geschichte oder im Leben, so fängt

---

13) Ein Lied von Regenbogen schließt so:

> Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
> die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
> swer singet wise wort und ouch der doene schanz,
> und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
> Philosophy daz krenzellîn tuot machen,
> diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatry,
> rhetoricâ diu wont dem edlen sange bî,
> diu lôyca und ouch diu hôch astronomy.
> belîbet mir mîn rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

man an, Parallelen mit dem alten Testamente zu ziehen, und man nahm das Muster dazu von den Theologen, unter denen besonders Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Testament in Geschichte und Gesetz auf die christliche Kirchen- und Völkergeschichte zu deuten. Auf diesem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte der Reimar von Zweter, des Marner, Rumelants und so vieler anderer, welche allerhand Geschöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moralische Natur des Menschen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerscheinungen Beziehungen auf die menschliche Seele und ihre Eigenschaften, auf Tugenden und Laster der Menschen finden, die nicht selten sogar dogmatische Sätze der christlichen Lehre erhärten sollen, was seit den frühesten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig christlich-physiologischer Gelehrsamkeit bildet [14]). Auf diesem Grunde ruhen jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthsel und Aufgaben dieser Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypse entnehmen und leider die Apocalypse noch an Tiefsinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter stellten wir vorhin als den Führer dieser großen Schaar voran; in Lupolt Hornburgs Gedicht von allen Singern [15]), worin dieser, ganz von der neuen Kunstgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeister lauter solche gnomische Dichter dieser Zeit nennt [16]), führt er daher den Reihen und Alles was dort über ihn gesagt wird, charakterisirt ihn und zugleich die Ansicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, sagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch so gemeinen Gegenstande hätte Reimar bessere Anwendung zu dergleichen moralischen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus der edelsten Materie; er hebt dann die Vielseitigkeit hervor, mit der er seine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegossen hat; er vergleicht dann seinen Gesang zu Christs Lob mit eines Apostels Lehre; er preist ihn endlich geradezu als den ersten und besten. In der That folgten alle die Späteren seiner

---

14) Hoffmanns Fundgruben I, p. 16.

15) Altd. Mus. II, p. 22.

16) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram, Conrad von Würzburg, Boppo, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Suonenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

Manier, sie mögen sich als Gegner oder Freunde anstellen. Alle die genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und sogar fast alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichnisse und Beziehungen als eine Lieblingsmaterie behandelt. Wir müssen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieser Art auch schon viel früher in die Poesie eingegangen waren; wir erinnern uns an jene Vorstellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide selbst unbefleckt, die einzigen reinen Menschen geboren haben; oder an jene häufige weise Mahnung, daß der Mensch über seinem edelsten Gute, seinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm Natur und Instinct anweist, aufgeben solle, auf dem alle Geschöpfe und Thiere und alle Elemente gehorsam beharren, was das einzige Thier in Menschenhaut nicht thut. Einzelne dieser Vorstellungen sind voll Anschaulichkeit und für Gemüth und Phantasie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die populare Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbilderei das erste Erforderniß ist. Dieser späteren Zeit besonders eigenthümlich finden wir sowohl kleinere, als willkührlichere Bilder, so wie denn schon das Uebelste bei der Sache ist, daß meistens weniger Geschöpfe der Natur als der Phantasie zu diesen Gleichnissen genommen werden. Erst leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenschaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und diese geben dann erst wieder die Anwendung auf die sittliche Menschennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, sind dieser Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. so viele ähnliche Sprichwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetischen Naturgeschichte und willkührlichen Vorstellungen beruhen. Wenn hier von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann soll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, so würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorstellen, es solle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es solle ein Dieb u. s. w. sinnbildlich geschildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenschaften der Thiere, und über diese Eigenschaften selbst so leicht Streit unter diesen Sängern ist, und daß dann mit

einem Unsinn gegen den anderen gestritten wird, und dieß mit desto größerer Wichtigkeit, je unwichtiger die Sache ist. Es kommt aus dieser Unklarheit und Willkühr und aus dieser unverstandenen und unverständigen Nachäfferei der Apocalypse, (einer Manier, die das Dunkle der dunkleren Scholastiker, wie eines Duns Scotus, schon der Kürze der Behandlung wegen überbieten mußte,) daß jene tiefsinnigen und unlösbaren Räthsel aufgestellt werden, wie sie im Wartburgkriege, wie sie in den Tenzonen anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf solchen Vergleichungen sinnlicher und übersinnlicher Dinge beruhen, und die zu lösen, die genaueste Bekanntschaft mit der naturhistorischen und symbolischen Fiction jener Zeiten nöthig wäre, wie man sie aus den zerstreuten Brocken, die uns diese Dichter hinwerfen, nicht erlangen kann; oder der Scharfsinn eines Orientalen, obgleich man auch dann über manchem, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthsel ihres Gesellen Simson, und aus dem nämlichen Grunde wie diese, verzweifeln würde. Nimmt man noch gar hinzu, wie unvollkommen die Kenntnisse unserer Meister in Mathematik, Astronomie und Physik und wie wunderlich ihre nekromantischen Vorstellungen waren, von welchen Doctrinen doch der Kanzler, Sigeher u. A. Anwendungen in ihren Sprüchen machen, so sieht man wohl leicht ein, um welche hohle Dinge es sich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum gestritten ward.

Es ist aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wissen, was man vor anderen voraushat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu sein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf seine kleinliche Gelehrsamkeit; daß Niemand auf irgend einem auch großen Gegenstande leicht mit solchem Eigensinne und solcher Selbstgenügsamkeit haftet, wie solche Leute gerade auf ihren kleinsten Quisquilien und wie sie dergleichen bis auf's Blut vertheidigen und um keinen Preis der Erde aufgeben. Nichts kann daher besser über den Charakter dieser Dichter, nichts besser über den Werth oder die Werthlosigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. In den frühern Zeiten haben wir nur rein kunstmäßige Kämpfe innerhalb des Gebietes der Dichtung kennen gelernt, so großartig und weit, wie alle Verhältnisse, in denen sich die Geschichte Deutschlands überhaupt unter den Hohenstaufen bewegte. Der höfische Ritterroman kämpfte mit dem Volksepos; und unter den höfischen Sängern selbst kämpfte ein Lebensprinzip oder

ein Kunstprinzip gegen das andere. Auch unter unseren Sängern ist der polemische Eifer ungeheuer; jeder einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun. Man merkt wie bitterer Ernst es den Kämpfern ist; daß aber ihr Kampf ein höheres, inneres, wesentliches Interesse beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen, denn sonst erscheinen alle unter sich und in ihren Gesinnungen nicht allein ähnlich sondern gleich; und häufig, wenn sie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man selbst nicht einmal einen kleinen Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, so darf man sicher sein, daß es eben ein sehr kleiner, ein kindischer Anlaß war, meist daß es sich um einen gelehrten Kram dreht, oder noch häufiger um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingibt. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu, jeder preist den, dem er gerade nahe steht, oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anstoß bei ihm erregte, als den besten. Es ist daher gar kein Wunder, und hängt mit der naiven Selbstgefälligkeit und Reizbarkeit dieser Leute zusammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Lust zeigt, sich über alle Andere wegzusetzen. So warnt Rumeland den Marner, sich nicht wegen seiner Gelehrsamkeit über die Laien zu erheben [17]; so will Regenbogen sehen, wer ihm sein Kränzlein abgewinnen soll, der sonst seinem Widersacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Bescheidenen macht: und dieser, den man besser Selbstlob genannt hätte, und den Regenbogen in ironischer Sicherheit doch nicht gegen sich will aufkommen lassen [18], spricht es im höchsten Dünkel von sich aus, daß was auch Reimar, Walther und Wolfram je gesungen, er noch ihren Gesang übergolde; sie hätten den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde; sie seien den schmalen Steig neben der kunstreichen Straße gegangen, seines Gesanges Schrein soll man reichlich krönen, er sei ihrer Aller Meister [19]. Daher kommt es denn auch, daß schon in Hornburgs Gedicht als die 12 größten Meister fast lauter Dichter dieses Schlags und dieser Zeit gestellt werden. Unter diesen setzt er, sahen wir, den Reimar von Zweter oben an, und so läuft nach des Renners Urtheil der Marner, der gleicher-

17) Bei Müller unter Meister Rumeland N. CCCXIII.
18) Altd. Mus. II, p. 191.
19) Man. Samml. II, p. 215.

weise in deutsch und latein zu dichten weiß [20]), allen anderen vor; auch Rumeland preist diesen, jedoch nicht ohne Klauseln; Andere bestaunen den Frauenlob vor den übrigen und diese Ansicht ging besonders auf die Folgezeit über; die Gelehrten, die Kunstsinnigeren, hielten den Conrad von Würzburg fortwährend für ihren Meister; ihn und den Meißner nennt Herman Damen nach des Marners Tod als die besten. In der That, auch in unseren Tagen, wo wir doch von Partheilichkeit frei sein können, würde es Jedem schwer fallen, irgend einen dieser Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unwesentlichere Ursache bestimmte. Denn sie verhalten sich in ihren Lehrsprüchen zu einem Walther oder Thomasin, wie die Masse der Minnesänger zu Tristan. Nur dieser verstand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran sich die anderen stammelnd und vergebens versuchten; nur jene beiden lassen einen bestimmten sittlichen Grundsatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther versteht die Kunst, oder er hat die Klarheit der moralischen Einsicht und die scharfe Uebereinstimmung des Inneren mit dem Aeußeren, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein sicherer Schluß auf das ganze sittliche Wesen des Mannes gemacht werden darf, wie das fast in jedem Fragmente der griechischen Gnomologen der Fall ist. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigsten Studium der Sinnbilder, der Räthsel, der Lamentationen und Predigten der Lügenmährchen, der ironischen Vorschriften und Anweisungen dieser Dichter uns darüber deutlich Rechenschaft zu geben suchen, ob sie überhaupt ein moralisches Prinzip kannten, und welcherlei Art dieses gewesen wäre; und nur mit der größten Aufmerksamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß sie ohne klares Bewußtsein das alte conventionelle Gesetz der Ritterwelt und die alten Dogmen des Christenthums halten, und eben mit diesen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Wie dieß aber geschehen solle, steht ihnen nur völlig unklar vor; daher denn ihre lächerliche Polemik. Bald scheinen sie die Gelehrsamkeit für wesentlich zu halten, legen den höchsten Werth darauf, unterscheiden sich in ihrer Anwendung nicht im geringsten von den

20) In der Man. Samml. ist eine lateinische Strophe von ihm; man hat auch ein anderes lat. Lobgedicht auf einen Geistlichen von ihm, gdr. im N. lit. Anz. 1807. p. 247.

anderen, und dennoch tadeln sie sie an anderen: das thut Hugo von Trimberg an Conrad [21]) und Rumeland an dem Marner. Sie sprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wissen wollen was dem Menschensinne zu weit ist, aber sie zerquälen sich selbst an dergleichen Problemen darum nicht weniger. Nichts ist in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verständlicheres mit einem mysterischen, schulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zusammentreffen, allein nicht so, daß sie getrennt in verschiedenen Dichtern lägen und so ihre etwaige Feindschaft erklärten, sondern in jedem einzelnen liegen sie unversöhnt neben einander. Wir machen nur auf zwei Gattungen aufmerksam. Von jenen apocalyptischen Räthseln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterscheiden sich höchst scharf und bestimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reimar, und mancher anderer; eine Mitte zwischen beiden halten wieder andere des Boppo, Wizlau, Kelyn u. A. Gleichwohl berührt sich die Manier aller dieser Dichter aufs entschiedenste, und so wieder mit ihnen der Meißner, der sich sonst aufs derbste über dieß Räthselwesen lustig macht, indem er an einer Stelle [22]) die verschiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthselhaften Unsinn zusammenstellt, und an einer anderen, wo er den Namen des Marner in ein Räthsel bringt, seinen Spott über diese Gattung ausdrückt [23]). Auch das

---

21) Renner ed. Bamberg 1833. V. 1233.
Meister Cuonrât ist an worten schœne,
diu er gar verre hât gewehselt, und von latîn alsô gedrehselt,
daz lützel leyen sie vernement: an tiutschen buochen diu niht zement.
swer tihten wil der tihte alsô, daz weder ze nider noch ze hô
sîns sinnes flüge daz mittel halten: sô wirt er wert beid iungen und alten.
swaz der mensche niht verstêt, træge ez im in diu ôren gêt,
des hœre ich mangen tôrn vernihten meister Cunrâds meisterlîchez tihten,
ich hœr aber sîn getihte selten wol gelêrte pfaffen schelten.

22) Bei Müller und dem Misner N. DLXXXI.

23) Ib. DXXV.
Alecke bat Kuondzen dem ein vriunt gab hehte.
in Kriecken lant man nam of pfant quam rehte.
schalkés tat vur xpofer im zuo selbe sprach.
diz liet aller buoche buochstabe besliuzet.
sliuz ûf dîn sin, dîn kunst der wol geniuzet.
Parîs, Patouwe, Palerne ê des-selben jach,
in disem liede suochet lêre.

ältere Volksräthsel und selbst das neuere noch, hat, oft schon des Verirenden wegen, das hineingelegt wird, die Eigenschaft der Unerrathbarkeit, allein mit Recht hat Grimm in seinen Bemerkungen zu dem Tragemundliede [24]) gesagt, wie eben darin der größere Reiz liegt, daß wenn die Auflösung auch gegeben ist, der Satz dennoch dauernd seinen Werth behält, während „man die jetzigen hohlen Räthsel, sobald das Wort heraus ist, unausbleiblich satt wird." Man muß an solchen Räthseln, wie deren Wackernagel herausgegeben hat [25]), wie sie unser Salomon und Morolf enthält, wie das von den Buchstaben das in des Knaben Wunderhorn gedruckt ist, oder das welches Grimm an dem angeführten Orte beispielsweise mittheilt, die Phantasie des Aufgebenden bewundern, selbst wenn er die Auflösung hinzufügt, die dem Errathenden schwer zu finden war, weil hier noch, wie schon Aristoteles sagte, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Warum soll auch blos beim Räthsel der Scharfsinn des Errathenden bewundert werden? Jenes allein macht das Räthsel poetisch. Bei unseren damaligen Poeten aber und in ihren Haftliedern wird die dunkle Aufgabe dunkel gelöst; sehr häufig ist das Räthsel wie die Lösung dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleibt die Phantasie und der Verstand gleichmäßig ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie [26]). Dasselbe Verhältniß nun, das zwischen diesen tiefsinnigen Räthseln und den volksmäßigen besteht, treffen wir zwischen den gelehrten, sinnbildnerischen, dunkeln gnomischen Sprüchen dieser Meister und einzelnen von einem faßlicheren

---

Ein wîser man der hât verloren sînen namen,
marn was sîn vleisch, grôz was sîn êre.
swer mir den nennet, der ne darf sich des niht schamen,
ein ieslich kunster râte in disem liede.

24) Altd. Wälder II. p. 19.

25) Aus einem alten Druck des 16. Jahrh. in Haupts Zeitschrift III, 27. Daß diese Räthselliteratur selbst mit mehr als Einem Wort schon in der ersten Ausgabe dieses Werkes erwähnt war, hätte übrigens Wackernagel schon in dem Register finden können.

26) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

Charakter, die wir besonders bei dem Kanzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengesetzten, schwülstigen und sonderbaren Art, finden, und die wie der Priamel vergleichen, welche wie das Räthsel so deutschvolksthümlicher Natur ist, daß sich beides im Scandinavischen schon sehr frühe so ausgebildet findet, wie wir es noch spät in Deutschland treffen. Wir fassen uns über diese Gattung kurz, weil wir weniges davon besitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren [27]; und wir bemerken nur, daß wir diese kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demselben Bezuge zu den späteren großen satirischen Gedichten oder schon zu dem Renner ansehen dürfen, wie die entgegenstehenden moralischen Nutzanwendungen der Eigenschaften von Naturgegenständen zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter, und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene satirischen Gedichte wollen diese Priameln oft nur mit einer neuen frappanten Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen sie das Thörichte des menschlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor, sie zählen die gemeinen Lebensverhältnisse oder die Eigenheiten der Stände in einer solchen Ordnung und in solcher Art her, daß die satirische Wendung wenigstens an die Hand gegeben ist; oft sind sie gar nichts, als eine anspruchslose Reihe von Sprichwörtern und Erfahrungssätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe besagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz deutlich machen wollen, und dieser Art, die sich auch bei Aelteren, wie Spervogel, findet, sind z. B. manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie wir sagten, auch Er beharrt nicht bei dieser einfacheren Art, sondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengesetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterschiede der Form und von der Wichtigkeit derselben lassen sich in allen diesen Dichtern nicht entdecken, die zum Beispiel auch einzelne Fabeln schon in die Form ihrer Töne pressen, der sie innerlichst widerstreben. Und so ist's gerade mit der Materie auch. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der

---

27) Ich verweise auf Lessing und Eschenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutschen Merkur 1782 p. 169.

Logica, und keiner kann einen logischen Gedanken festhalten [28]); der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die diesen Sängern gemein sind,) und dann gesteht er wieder von sich, daß er selbst aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geschäft mache [29])! Den Marner bekämpft wieder der Meißner und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner vor als Misgunst. So hat Rumeland einen Streit mit Singauf, der falsch gesungen habe, der Schlaf sei so alt als der Mensch. Wir wollen an einem ausführlicheren Beispiele sehen, was dieser Kämpfe Gegenstände sind. Wer da sang, sagt der Meißner mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, daß sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, daß der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund. Wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden; mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wohl gesund machen. Der Strauß also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergißt sie da; die Sonnenhitze brütet sie da aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm

28) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37.

Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck uz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister brîset.

29) Man. S. II, 169.

„Du niuwest mangen alten vunt"
womit man vergleiche auf p. 173.
lihte vinde ich einen vunt,
den si vunden hânt die vor mir sint gewesen,
ich muoz ûz ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.
In der ersten Stelle wirft er ihm auch, wie Gervelyn dem Misner, das Entlehnen von fremden Tönen vor, was für eine Art von Schimpf zu gelten scheint, so häufig es geschieht.

seine Kinder. Nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen. Dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dies aber besser auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn sich mit dem Koth der Erde bestreichen [30])!! Die gelehrte Kritik dieses Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzone, einer Gedichtgattung, die wir in solchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthseln vorbereitet, und dann in Deutschland auf eine ganz unvollkommene Weise ausgebildet sehen; und dies berührt sich genau mit den scholastischen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beispiele, wie gewisse theologische Streitfragen auch poetisch behandelt wurden [31]).

Als eine solche Tenzone bezeichnen wir auch den Wartburgkrieg [32]), über den wir leider in den Enthusiasmus nicht gerathen können, mit dem ihn unsere Literarhistoriker gewöhnlich behandeln. Wir haben über ihn eigentlich nur aus dem bisher über den Charakter der gnomischen Dichtung dieser Zeit Vorgetragenen einiges zu recapituliren, was wohl ausreichen wird, über den Werth des Gedichtes und über die Gesichtspuncte, aus denen es betrachtet werden muß, aufzuklären, wenn wir nur erst weniges über das Sagenartige beigefügt haben. Was dem Factum historisch zu Grunde liegt, läßt sich, da kein rein geschichtliches Zeugniß existirt, nicht wohl bestimmen. Daß an Hermanns Hof in Eisenach einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger statt gehabt haben mochte, nichts ist möglicher als dies; daß sie so weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitsache, über die unmöglich ein Richter zu bestellen war, ein schimpflicher Tod als

30) Bei Müller unter dem Misner p. 42.

31) So in einem Gedichte des Heinzelin von Constanz (Altd. Mus. II, 34.), der Streit über den Vorzug der beiden Johannes, ein Thema, das die Pariser Meister durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutseligen Krieg nennt.

32) Ed. Ettmüller. Vgl. was bei Grimm in seinem Werkchen über den Meistergesang und gelegentlich über das Gedicht im Altd. Mus. und in den Miscellaneen gesagt ist. Ettmüller hält nun den Frauenlob für den Verfasser dieses Gedichtes, mit dessen Manier es allerdings völlig übereinstimmt. Vgl. dessen Ausgabe Frauenlobs p. 383 ff.

Strafe gesetzt wurde, ist ein Zug, der unter der feinen Gesellschaft der ersten Jahrzehente des 13. Jahrhunderts nicht wohl vorkommen konnte, und der die Erdichtung in einem brutalen und rohen Geschlechte verräth, wo auch solche Verwettungen des Lebens beim Schachspiele u. dgl. im Reinald und daraus wiederholt in andern Romanen des fränkischen Kreises vorkommen. Der zweifache Bestandtheil des Gedichtes, dessen erster Theil sich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürsten von Oestreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderbare Art von Räthseln überspringt, die nur, wie in dem Gedichte selbst angedeutet scheint, durch die Kunst des Teufels gestellt und durch die Gunst der Engel gelöst werden können, spricht für die Entstehung in mehreren Zeitabschnitten; jenes ist ein Gegenstand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhunderts denkbar ist, die letzte Hälfte kann schwerlich vor dem Ende desselben entstanden sein, wo wir diesen Geist herrschend finden. Daß die Meister Eschenbach und Klinsor hier in einer poetischen Sage erscheinen, ist unstreitig das Interessanteste an dem Gedichte. Ich will nicht entscheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutscher Meister oder blos eine mythische Figur ist; für jenes spricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen [33]) von ihm thut, für dieses, daß dieser Mann im Parzival in Verbindung gesetzt ist mit dem Zauberdichter Virgil, dessen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die Otia imperialia des Gervasius und dann in deutschen Versen durch Enenkel weitläufig in Deutschland bekannt wurden, und daß dann dieser alte Zauberer Klinsor, von dem der jüngere im Lohengrin [34]) (offenbar ein scherzhafter Zug) sagt, daß seines Ahns Urahn sein Schreiber gewesen wäre, eben so später zum Meisterdichter gemacht sein könnte, wie in dem spätern Gedichte von der Minneburg sogar der Aegyptische Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward [35]); wobei denn gerade die Versetzung nach Ungerland für das Historische der Person nicht günstig

33) Bei Müller hinter Iwein p. 62. obgleich dies immer nichts beweist.

34) Ed. Görres. p. 58.

35) Das Gedicht ist im Cod. Pal. p. 258. Die Einkleidung ist die, daß der Dichter einen kundigen Meister bedarf, der ihm die allegorischen Räthsel der Minneburg deuten soll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn seine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

ist. Sonst ist allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Persönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes, und hätte unsere poetische Literatur nach diesen Zeiten des 13. Jahrhunderts fortgeblüht, so würden wir unstreitig eine weitgebreitete poetische Dichtersage erhalten haben. Eine Zeit von so vieler Selbstgefälligkeit, und die zum erstenmale die Meister enger als geschlossenen Orden zusammentreten, die Kunst, die bei Eschenbach und den besten ritterlichen Dichtern für Nebensache gehalten ward, sich zu einem für sich bestehenden, in sich befriedigenden Geschäfte erheben sah; die bald von ihr in der gemüthlichsten und treuherzigsten Innigkeit sang, daß Gott selbst die Sänger auserkoren habe, selbst auf der Künste Stuhl sitze und die Engel in hoher Schule um sich versammelt habe, während wenige Jahrzehnte vorher und wenige Jahrzehnte nachher wieder das Dichten von scrupulösen Seelen für eine Sünde gehalten wurde; eine solche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunst, so unbedeutend sie in der Gegenwart war, in einen höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter, so wenig sie jetzt noch werth waren, in ein wunderbares Licht zu stellen, ihre Gelehrsamkeit und Weisheit, so geringfügig und kindisch sie war, aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Anderwärts nun, wo die Sänger nichts von dem tiefsinnigen, aufs Innere gekehrten Bestreben der Deutschen haben, trug sich die Sage von ihnen mit Novellen und Geschichten, und so sind auch in Deutschland von Ulrich von Lichtenstein in seiner eigenen Geschichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzalischen Dichtern aufgenommen worden; so erzählte man von Reinman von Brennenberg, was sonst von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in einer deutschen Novelle von der Minne [36]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beschäftigung der Poesie und der Volkssage mit Nithart, dem Tanhuser und Frauenlob rechnen, wenn man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als historisch gelten lassen will; und auch der „starke Boppe" scheint nach Haupts Bemerkung [37]) diesen Beinamen der Anspielung auf eine ältere Sage zu danken. Sonst aber ist es in Deutschland charakteristisch, daß sich die Sage so gern weniger an die Personalität, als an die Intel-

36) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.
37) Zeitschrift für d. Alt. 3, 239.

lectualität des Dichters hing, so daß, während es bei Conrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie ist, wenn er des Misners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, schon von einem Lütold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weile von einem günstigen Geiste geheime Weisheit erlangt habe [38]. In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister [39], die uns in spätern rohen Meistergesängen aufbehalten sind [40]. Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst und der Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, sieht aus dieser Dichtung, wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor, und pflanzt sich durch unsere ganze Literargeschichte fort bis auf die neueste Zeit. Diesen würdevollen Begriff von Kunst darf man in den vorher besprochenen Dichtern überall suchen, und Schade, daß er auf die trefflichen ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, sondern erst auf diese kleineren Geister, die der schon hinsterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindischen Gelehrsamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn diese Dichter, die von ihrer Kunst so begeistert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerst wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürsten, bei der der Ueberwundene sich „in Diebes Weise gefangen geben soll,“ in jenem gemeinen Tone des Schimpfens ge-

---

38) Die Stelle ist schon oben citirt.

39) Daß von der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den 12 Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

40) Bei Wagenseil p. 504 und 550.

führt, der sich nachher in den Tenzonen des Frauenlob und Regenbogen, und in den Aufforderungen wandernder Meister fortsetzt. Ist es hier wenigstens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn sich die Streiter untereinander Katzen und Fröschen vergleichen, spielen sie auf Fabeln an), so fällt doch in spätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in diesem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch selbst dies — soll ich es Verdienst nennen — hinweg [41]). Dieser selbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatischen Sophistik oder einem sophistischen Dogma entschieden. Walther nämlich fängt den Ofterdingen, indem er fragt: Sag an, wer ist es, der vor allen Fürsten der Sonne gleicht? Der Herr von Oestreich, ruft Ofterdingen, und sogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in der Bibel und in der Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag. — Auf dieses vortreffliche Kunststück soll dann Ofterdingen gerichtet werden, er appellirt aber an Klinsors Entscheidung. Man sieht wohl, dies ist eine Kinderei, die jenem Streitthema des Misner ähnlich genug sieht, so wie der nun folgende Kampf zwischen Eschenbach und Klinsor, die Litanei, die der Teufel Nasion dem Klinsor ins Ohr sagt, der Mischmasch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geschichte und Roman in dem Räthselspiel und die ganze apocalyptische Grundsuppe dieser Räthsel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenossen haben. Es mag wohl sein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung eines bessern Manuscripts, in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zusammenhang je hineinkomme, daran glaube ich

41) So ruft in einer solchen Herausforderung ein Meister dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er solle sich seinen Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer seinen Gegner an, er habe die sieben Künste vierthalb gelernt von weisen Eseln, er habe der Künste Stuhl besessen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er sei voll Kunst wie eine bodenlose Kiste; er solle gehn und Esel und Geisen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen sein, in der man Narren lehre; er sei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er solle sich fortmachen und den Katzen mausen oder im Spital den alten Weibern lausen helfen!!

nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieser Zeit verzweifeln zu müssen.

Ich will noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den schon so viele unreife Gedanken umgehen, zwischen denen dieser wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwischen dem in einer eigenen Befangenheit und Unschuld erscheinenden Eschenbach und Klinsor einen Gegensatz der alten ungelehrten Kunst der Ritter mit der weisedünklichen und nekromantischen dieser Zeiten entdecken [42]). Dieß würde man denn auf der anderen Seite den Tenzonen des Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, († 1318) und des Barthel Regenbogen entgegen halten. Der Letztere war seines Handwerks ein Schmied, der Erstere, der in der Manessischen Handschrift als „der jüngere Meißner" im Gegensatz zu dem etwas früheren schlechtweg „der Meißner" genannten Spruchdichter erscheint, wird als Doctor bezeichnet, und ist, ob zwar kein Geistlicher, allerdings einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit mächtig, die er in seinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geschraubten, dunklen und gesuchten Manier der Sprache ausbreitet, und die Ettmüller [43]) bei ihm, wie bei seinem älteren Landsmanne, aus dem Einflusse der Meißner Domschule herleiten möchte. In beiden Dichtern scheint nun ein Gegensatz dieser gelehrten Zeit mit der folgenden schlicht bürgerlichen, gleichsam wie in dem Stande der Dichter erkennbar. Freilich auch die spätern Meistersänger, zu denen beide von der ritterlichen Kunst hinüberleiten, theilen sich selbst in den überschwenglichen und schweren Flug Frauenlobs und in Regenbogens vorsichtigern Gang wieder ab; ja der Letztere selbst kramt seines Gegners mystische und scholastische Weisheit aus und bildet sich so viel darauf ein, wie

---

42) Es könnte dies schon grade in der bekannten Stelle liegen, wo Klinsor's Geist zu Eschenbach kommt und ihm sagt:
Du bist ein leige snipfensnapf, diu liet wil ich hie schrîben;
wo sich denn dieser vor ihm bekreuzigt und Nasion hierauf den Klinsor warnt, sich mit diesem ängstlichen Manne nicht einzulassen, er sei so klug, es müsse ihm mit ihm mißlingen, obgleich Wolfram eingestanden hatte, daß ihm seine Wunder zu hoch und unbekannt seien.

43) Ettmüller hat nun alles Erreichbare von Frauenlobs Werken zusammengestellt in: Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedl. 1843.

jener, nur daß er, scheint es, mehr nur wenn er Frauenlob bekämpft, das Gedunsene und Schwülstige, die Bickelworte des Eschenbach, wie sie Gottfried nannte, nachahmt, da der ganze Eindruck seiner Lieder sonst ein wohlthuenderer und gesunderer ist [44]). Welch ein Unstern mußte diese Leute auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die sie nachahmen, die sie interpretiren, die sie paraphrasiren wollen! An diesen Dingen versuchen sich diese harten Köpfe, an denen die schärfsten Geister der aufgeklärtesten Zeiten sich vergebens abgemüht haben! Was mußte, ich will nicht sagen aus der Poesie, was mußte auch aus der Religion werden, wenn man sie zum Spiele mit hohlen Worten misbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in solchen Werken wie Frauenlobs Marienleich suchte [45]), die die älteren überladenen Marienhymnen des Conrad noch einmal aufs äußerste des Schwulstes und der Verschrobenheit übersteigerten, die dem gewöhnlichen Leser nichts sein konnten, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverständigen allein tiefe Weisheit schienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben strebt. Es ist daher kein Wunder, wenn ein Mann mit schlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieser überschwenglichen Manier einen Anstoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht sich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die diesem Manne eigen scheinen [46]), doch dem dummen Dünkel des Doctors, den wir

---

44) Von der Hagens Minnesänger III. p. 344.

45) Bekanntlich erwähnet schon Albert von Strasburg, der auch die Geschichte von Frauenlobs Beerdigung erzählt, seine Paraphrase des Hohenliebs. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unser Frauwen Lied, et multa alia bona. Er deutet das hohe Lied auf Maria; erst auf die Braut Christi, die Kirche übertragen, ward dies Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter ist.

46) Altd. Mus. I, 186.

Sît irz der meister, den man nennet Frouwenlob?
mit iuwer kunst sô lâgt ir mangem senger ob;
ich vürht daz mîn gesanc dem iuren sî ze grob,
des sult ir mich geniezen lân durch zarter frouwen güete.
umb singens willen wolt ich ziehn in Ungerlant,
sô hânt ir mich der wîten reis hie widerwant,
jâ got hât iuch doch selber her ze mir gesant,
daz ich iuch hie befunden hân, des freut sich mîn gemüete.

schon oben kennen lernten, gegenüber sich zu einer solchen bittern Feindseligkeit steigern mußte, wie sie sich in einzelnen seiner Tenzonen ausspricht. Seine Kämpfe mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau [47]), die vortrefflich ausdrücken, wie nun der einstige frauendienstliche Gesang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; ihr Streit über die Geschaffenheit oder Unerschaffenheit Gottes und was Alles sonst die Gegenstände ihres Krieges waren, riß Regenbogen in subtile Grübeleien hinein, in denen er offenbar nicht auf seinem Felde ist, über denen er den bescheidenen und herzlichen Ton seiner Rede verliert, zu dem er übrigens, auch Frauenlob gegenüber, so wie er Anfangs davon ausging, zuletzt auch wieder in einem Schwanengesang zurückkehrt, wo er erschüttert auf sein Ende denkt und seinen sündigen Lebenslauf überblickt, wo er versöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in seinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone singt [48]), was er sonst

---

47) Es ist bekannt, daß Frauenlob deswegen diesen Beinamen trägt, weil er zuerst das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern, weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, sondern auch vom Misner (XVII, 1. bei von der Hagen M. S. tom. III.) abweicht. Vortrefflich sagt Rumeland von dieser Fehde, was von allen Tenzonen der guten Meister zu sagen ist (in v. d. Hagen M. S. II. p. 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec; sît daz wîp vrouwe meinet
unt vrouwe wîp —

und zugleich setzt er Frauenlob zur Rede über seine Anmaßung:

Heinrich, ê dîner zît ist vrouwen lop gewest,
vil schôn ez jest
Walther in dime sange!
ir lobes guldîn spange
was Reimar alliu sîniu jâr: zwâre ir sanges stange
wirt gegen dir ze kampfe getragen, ê si dîn guft verkrenket:
Dîns mundes klepfel stürmet sêre ûf ir schâden,
Got müeze in genâden,
si mügens niht geanden;
ir sanc in den landen
ist werder denne dîn iemer wirt.

48) Cod. Pal. N. 392. f. 132.

Her Frouwenlop ich sing in iurem dône,
mit urlob ich ez sprechen wil; got an dem criuz sô frône,
er hât erliten alsô vil, ich fürcht sô sêr den starken himmelfürsten
u. s. w.

für einen Schimpf gehalten haben würde, wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meister Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäste." Diesen biedersinnigen Ton, diese herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er sich selbst überlassen ist, und sein wärmeres Gemüth prägt sich in seinen zwar rohen Versen so ab, daß es nicht zu begreifen ist, wie man es nachsagen konnte, man sehe ihnen die mühselige Arbeit gleichsam des Zusammenschweißens an; ich wenigstens höre von dem Hammertakte darin nichts, und meine nicht eben ganz harthörig zu sein. Vielmehr spricht er vergleichweise in einer mehr ungezwungenen Form und ist von einem innern Berufe erfüllt [49], der ihn die einfachen Worte für seine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dieß sage ich natürlich nur Alles beziehungsweise; die Kleinlichkeit und Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war gewiß der dürftige Handwerksmann am wenigsten berufen; allein die selbstgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, ist gewiß eben diesem Handwerksmann am leichtesten zu gute zu halten, der einer der ersten war, der in diese Region der bürgerlichen Gesellschaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die schönen Eigenschaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meisterlichen Sange dieser und der folgenden Zeiten aussöhnen können. Auf seinem graden und flachen Wege gelangte unsere poetische Cultur dahin, in der Reformationszeit das ausgestorbene Leben der Nation wieder zu erwecken, während die Meistersänger, die in dem Gleise des geistig verzückten und in Mysterien versunkenen Frauenlob fortgingen, Leben und Kunst so ertödteten, daß man, um weiter zu kommen, ihre Bahn geradezu aufgeben mußte. Wer möchte von offenbarender dichterischer Kraft,

---

49) Altd. Mus. II, p. 190.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümerlich mîn brôt, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier,
grief ich ein anderz an: nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zœm ouch baz zwei händlîn wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herz in solich kunst hât geben.

von anziehender Räthselhaftigkeit in diesem Manne reden, indem man zugibt, daß er sich selbst nicht verstehe! Viel richtiger ist es, seinen Gegner zu loben, der seine Anlage nicht überspannte, und der die dichterische Kraft gleichsam aufsparte in andere Zeiten, wo sie in der einfältigsten Gestalt besser wirken konnte, als in dem aufgetragensten Putze jetzt, wo die Kunst sich selbst überlebt hatte.

b) Episches.

Wenn wir auf die ganze gnomische Dichtung, die Nachblüthe unserer ritterlichen Lyrik, zurückblicken, so gewahren wir überall den Sieg der Wolframschen Manier, seiner geistigen Tendenzen, seines Zuges nach der Höhe und Tiefe. Sollten sich in diesem Gebiete gleichwohl die Einwirkungen Walthers noch mit den seinigen hier und da streiten, so ist dagegen in einer Reihe von epischen Dichtungen, die seinen Fußtapfen folgen, seine alleinige und ausschließlichere Influenz desto entschiedener. Es schien für die Dichtung und die Dichter jeder Art seit der Mitte des 13. Jahrhunderts gar keine bessere Empfehlung zu sein, als wenn sie in Wolframs Weise redeten, gar keine bessere Speculation zu geben, als wenn sie gradezu unter Wolframs Namen aufträten. Die bairischen Dichter, wie Hadamar von Laber, gingen ganz auf seiner Spur einher; Gedichte aus dem deutschen Sagenkreise, wie Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich, die zwar durchaus nichts von dem Style des deutschen Epos verleugneten und nichts von Wolfram annahmen, adoptirten doch seinen Namen [50]); Werke, die auch nicht diese Täuschung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Präsumption verursachen konnten, wurden von Anderen für Eschenbachische angesehen, als ob sein Geist über der ganzen ritterlichen Poesie schweben müßte; noch andere Dichtungen endlich nahmen seinen Namen und seine Weise zugleich an und suchten sich auf das engste und innigste, sogar mit der Materie, in seine Werke zu verweben. Obenan steht in dieser Hinsicht der Titurel von Albrecht [51]),

50) So auch ein kleines Gedicht „das von Wirtemberk pueh", das unlängst (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

51) Ich verweise auf Lachmanns Vorrede zu Wolfram, nach der dieses Werk wenigstens durch die Hände dreier Bearbeiter gegangen ist, worunter ein Albrecht sich nennt. Ob dies Albrecht von Scharfenberg ist, auf den sich

der Mittelpunkt aller ritterlichen und gelehrten Poesie dieser reproducirenden Zeiten, der um 1270 die letzte Gestalt erhielt, in der wir ihn lesen [52]). Dieses Gedicht, fest angelehnt an Wolfram und den Parzival und gleichsam unlösbar damit verflochten, erwarb sich sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemachte Art der Entstehung, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abentheuer des einen Gedichtes mit dem des andern, durch Jahrhunderte den Credit, als ob es aus Wolframs Feder seinem wesentlichsten Gehalte nach herstammte, genoß mit dem Dichter den höchsten Ruhm, überstrahlte sogar die andern Werke dieses Dichters, ward bis ins 17. Jahrhundert gelesen und galt in unbestrittenem Ansehen für das Haupt aller deutschen Ritterbücher [53]). Kaum war im 18. Jahrhundert das historische Studium unserer alten Poesie erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann; wenige hatten es bei der Seltenheit der Drucke und Handschriften gesehen, wenigere hatten es ganz gelesen, Alle, auch die es wirklich gelesen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchten nun, mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß sie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens; er meinte, der Druck des Titurel müßte nächst den Nibelungen das wichtigste sein; wie diese für den deutschen

---

Fürterer in seinem Gedichte von Gral und der Tafelrunde (1478) beruft? S. von der Hagens Minnesänger IV, p. 216.

52) San Marte in dem 2ten Thle. seines Wolfram von Eschenbach sucht dem Titurel eine andere Zeitbestimmung zu geben. Er hält sich an das von Boisserée gerettete Fragment und nimmt an, der Dichter, Albrecht von Scharfenberg, habe ihn um 1322 — 50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiser gemeint, so würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem Preiße seines „duc Loys et Palatinus“; die bisherige Zeitbestimmung erscheint vielmehr grade durch diese Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253 — 90) geht, aus dessen Geschichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewisser feierlicher Nachdruck gelegt wird.

53) Das Gedicht schließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardîset.

Homer, so sollte jener durchaus für den deutschen Dante erklärt werden, und wie auch unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegels Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht, so sehr es einem andern scheinen könnte, als sei dem ganz sein Recht geschehen und als habe die Reformation im Laufe der Zeit doch ein Besseres an die Stelle zu setzen gewußt. So wird auch jeder Kenner urtheilen, der Druck des Titurel habe ohne großen Nachtheil hinter sehr vieles andere und wichtigere verschoben werden dürfen [54]), so wie man denn Niemanden, der poetische Genüsse sucht, aus diesem ganzen Abschnitte irgend etwas zur Lectüre empfehlen kann; und so wird jeder, dem das historische Studium der Poesie etwas geglückt ist, übereinkommen, daß das Zusammenstellen des Titurel mit Dante auch gar nichts in sich hat, was es rechtfertigen oder auch nur erklären könnte.

Doch aber muß man eingestehen (und für den Historiker namentlich ist jede Wirkung, die irgend eine Production oder eine Handlung ausübt, zu lehrreich und zu wichtig, als daß gerade Er sich diesem Eingeständniß entziehen dürfte), daß eine solche hartnäckige Ausdauer, eine so große Geltung und Ansehen, in dem sich dies Gedicht behauptete, unmöglich die Folge eines Zufalls sein kann, daß also irgend etwas Bedeutendes dieser bedeutenden Wirkung als Ursache unterliegen muß. Und wirklich springt es in die Augen, daß auch der Titurel, oder daß die provenzalische Gralsage, wie wir sie denken müssen, wenn die einfachen Stoffe des Parzival und Titurel, ohne die Zugaben der deutschen Dichter, die in dem letztern Gedichte unstreitig von ungemeiner Masse sind, rein für sich gedacht werden, daß alsdann auch diese Gralsage mit einer großen Idee, wie so vieles Andere im Mittelalter gerungen hat, ohne sie bezwingen, ohne sie formell gestalten zu können.

Wir haben schon ganz im Anfange dieses Werkes gesehen, wie schon sehr frühe in allen den Theilen von Europa, die eine keltische Unterlage der Bevölkerung und Cultur haben, dunkle Spuren von

---

54) Er ist jetzt, durch Dr. Hahn herausgegeben, im Drucke erschienen: der jüngere Titurel. 1842.

hierarchischem Cultus, Sage und Geschichte übrig geblieben waren. Die Traditionen, die ursprünglich ohne allen Zweifel ganz so körperlos waren, wie alle asiatischen hierarchischen Traditionen, weil Priesterstaaten keine deutliche Geschichte haben und keine deutliche Geschichte überliefern, erhielten mit der Zeit diesen mangelnden Körper durch patriotische und zelotische Gelehrte in Opposition gegen die Sagen der Eroberer und Feinde, mit denen diese Völker in Collision kamen, und denen sie mit ihrem alten Ruhm und ihrer Weisheit imponiren wollten, da sie es mit den Waffen nicht konnten. So entstanden die persischen Alexandersagen, so die ägyptischen Priestergeschichtchen, so die sämmtlichen orientalischen Werke der Manetho, Berosus und Anderer und so die unzähligen spanischen, belgischen und britischen Urgeschichten, die ganz in einer Linie stehen. Bei der großen Aehnlichkeit der keltischen und orientalischen Cultur ist es nicht nöthig, wechselseitige Einflüsse anzunehmen, um die große Aehnlichkeit solcher Sagenwerke zu erklären. Dennoch sind Spuren da, daß diese Einflüsse außerordentlich frühe begannen, und wir wiederholen, daß eine gründliche Geschichte der Legende und hierarchischen Geschichtschreibung dies unstreitig ins Licht setzen würde. Auch in der Gralsage sind in der Anknüpfung jener asiatischen Districte, wo die Märtyrerlegende am frühesten spielt, wo am frühesten die Bedrückung ganzer christlicher Völker begann, an die Gegenden, wo dies im Abendlande der Fall war und von wo aus man diesen heidnischen Druck zuerst wieder abzuschütteln begann, Spuren übrig von solchen wechselseitigen Beziehungen zwischen Orient und Occident. Die Genealogie der Gralhüter trägt ganz das hierarchische, patriarchalische Gepräge aller ähnlichen Stammtafeln in Asien und unter den Celten. So wie aber nun anderwärts solche Stoffe zu Geschichte gemacht und an wirkliche Geschichte angeknüpft wurden, so ward hier dieser legendenartige Stoff zur Dichtung und an andere, an britische Dichtungen, angeknüpft. Das Anreihen des Fremden zum Fremden muß uns nicht irren, das gerade herrscht hier überall, wenn nur im Allgemeinen Verwandtschaft nicht fehlt. So sind die gallischen Sagen aus Livius an die britische Geschichte geknüpft, so die Geschichten der jüdischen Aegyptenfahrer an die ägyptische, so ist das Medisch-Persische und das Assyrisch-Babylonische fast unscheidbar in einander geworfen. Gerade durch diese großen Berührungen und Entlehnungen häuften

sich verschiedene Elemente so zusammen, daß so kolossale und gemischte Werke, wie auch die Gralsage, entstehen konnten. Die Zeit nun, wo das hierarchische Ritterthum an dem Orte seines Hauptflors auch dem Wesen nach auf der höchsten Spitze stand, brachte dies ungeheure Werk in der Provence hervor und stellte es als ein Denkmal der christlichen Hingebung der Ritterschaft und ihres gottesdienstlichen Eifers hin, das zu den heiligsten Ideen die wunderbarsten Thaten der alten Ritter in einem unendlichen und riesenförmigen Kreise sammeln sollte. Dies geschah in dieser Zeit, wo materiell nichts Bedeutendes über ritterliche Thaten in der Dichtung existirte, als die britischen Romane, diese also mußten neben der knappen Legende den großen Körper des Werkes abgeben; unglücklicherweise waren sie zur Zeit auch noch das einzige Muster in der poetischen Form und daher konnte auch diese nur von ihnen entlehnt werden. Daß gerade die Provence ein solches encyclisches von einer mächtigen Idee zusammengehaltenes Gedicht entwarf, da doch die Masse der Dichtungen in England und Nord-Frankreich hervorkam, hat eben darin seinen Grund, daß man sich innerhalb der Massen selbst nicht leicht zur Bewältigung derselben emporarbeitet, sondern daß dies dem außerhalb Stehenden besser gelingt. Von der Provence aus war der erste Impuls zur französischen Dichtung gegeben, das Interesse und eine gewisse Meisterschaft verlor sich da auch dann nicht, als sich Nord-Frankreich lebhafter der Romandichtung annahm, und der Süden wußte besser zusammenzufassen, was der Norden in größerer Menge vorbereitete. So war das Verhältniß der Thiersage in Flandern und Frankreich ein ganz ähnliches; was in deutschen Stämmen angeregt war, ward in romanisirten ausgebreitet und dann wieder in deutscher Sprache vollendet. So ward der Stoff des deutschen Volksepos in einer cyclischen Sammlung erst in der nordischen Vilkinasage zusammengefaßt. So endlich ists mit Ariost. Der ganze unendliche Stoff der karolingischen Sage liegt in Frankreich ohne Gestalt, Italien mußte ihn erst in seiner Sprache ordnen.

Wie sich nun das Gedicht des Ariost auf der sinkenden fränkischen Ritterzeit aufbaute und ein treues Abbild des haltlosen Treibens der Ritterschaft entwirft, die sich auf allen Räumen der Erde wie auf allen moralischen Höhen und Tiefen und ähnlich auch im Reiche des Wissens irrend, herumtrieb, so steht die Gralsage auf

der keltisch-hierarchischen Zeit von Europa, ausgebildet in jenen Tagen, wo die geistlichen Ritterorden noch zum letztenmale eine priesterlich-weltliche Macht entfalteten; und sie lehnte sich daher so an die britischen Dichtungen an, wie Ariost seinen Standpunkt mitten in Frankreich nahm, wo die Quelle alles ächten Ritterthums war. Ist diese Ansicht, daß in verschiedenen Völkerstämmen diese verschiedenen Dichtungszweige ihre Wurzeln geschlagen haben, richtig, so erklärt sich auch sehr deutlich, warum trotz der verwandten gottesdienstlichen Ritterschaft der Helden Karls diese so ganz außer aller Verbindung mit den Tempeleisen der Gralsage geblieben sind. Die sämmtlichen Verhältnisse dieses Gedichtes liegen übrigens in ganz deutlicher Beziehung mit den Verhältnissen des obscuren, thatenleeren, geistesarmen, prunk- und prahlsüchtigen, eine dunkle uralte Weise, eine Gemeinschaft mit dem heiligen Osten affectirenden Volksstammes, der genau so eine Basis der neueuropäischen Gesellschaft ist, wie seine Poesien eine Grundlage der neuern Dichtung. Seelen- und Charakterschilderung sahen wir oben als den Lieblingsgegenstand auch der rohsten britischen Romane; das innere Leben mußte also auch wohl in einem Werke, welches das ganze Ergebniß der dunkeln Bestrebungen eines nur durch geistige Waffen geltenden Stammes in sich fassen wollte, die Hauptsache sein; dies ist in der That so in der Gralsage; und nehmen wir den sämmtlichen Stoff des Titurel und Parzival als den Umfang des Einen Gedichtes des Kyot an, so sehen wir, mit wie feinem Takte Wolfram in seinem Parzivale gerade nur das Wesentliche herausgehoben, alles Bedeutungslose liegen gelassen hat, und es wird auch uns, wie Lachmann, wahrscheinlich werden, daß er außer jenen Fragmenten vom Titurel nichts dichtete, außer welchen ein sinniger Mann auch kaum etwas Dichtenswerthes im Titurel finden konnte. In diesem selben Verhältnisse liegen die höchsten oder umfassendsten Gestaltungen aller andern Sagenkreise zu den einzelnen vorbereitenden Werken, aus denen sie sich aufbauten. Die Thiersage bildete den Geschmack der niedern Kunst zur Vollendung und opponirte dem hohen Style; die Vilkinasage faßt die großen Völkerverhältnisse, in denen das deutsche Epos sich bewegte und hat ihr Verdienst und ihren Schaden, wie das deutsche Nationalepos überhaupt, in jener Formlosigkeit, in der sie die geschichtliche Gestaltung besser kennen lehrt, als die Poesien der anderen Völker; im Ariost

ist die Fülle und das Charakteristische der Thatsachen, das Novellenartige und die Erzählung das Große, und dies ist mit sämmtlichen fränkischen Romanen der Fall.

In wie weit nun der Provenzale Kyot den Ruhm eines älteren Ariost verdient, könnte man nur sagen, wenn sein Gedicht erhalten wäre. Aus den deutschen Werken, die aus seinem Einen entstanden sein mögen, läßt sich nichts schließen, denn so treu vielleicht Wolfram seiner Quelle blieb, so willkührlich verfährt offenbar Albrecht im Titurel. Der Ton des Ganzen wird von den Theilen des Parzival, die freier von Wolframs Manier sind, wenig verschieden gewesen sein; dieser erkennt sich aber im Titurel nicht wieder. So außerordentlich aber auch die Persönlichkeit des deutschen Dichters im Titurel hervortrat und so deutlich er seine ganze Zeit in seine Bearbeitung hineintrug, so unleugbar ist es doch, daß selbst so noch die ursprüngliche Bedeutung des Gedichtes durchscheint, und daß der Deutsche eben jene Eigenthümlichkeiten der Cultur seiner Zeit und seines Volkes in einer so weiten und umfassenden Art und mit so viel Pomp und Feierlichkeit hineintrug, daß es dem universalen Charakter des ursprünglichen Werkes angemessen erscheint.

Den factischen Inhalt des Gedichtes lasse ich unerörtert. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaaße, wie irgendwo sonst, vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst mit zwei, drei Zügen für jeden Nebenhelden — auch abgesehen von der historischen Festigkeit seiner Figuren — zu interessiren, unter diesen Poeten auch nicht die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde in unübersehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Erzählungen der britischen Dichtungen ruht, die Unfaßbarkeit des Factischen ist hier durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich gesteigert. Selbst die berühmte Strophe, die durch Einführung von

Mittelreimen in die vierzeilige Strophe der Wolframschen Fragmente die vortreffliche Wirkung derselben wieder ganz aufhob, macht aufmerksam, ob für solche bewegungslose Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in diesem Maaße schleicht der Vortrag höchst beschwerlich wie im Predigerton in einer gewissen Mitte zwischen den kurzen Versen und der Strophe des deutschen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die didactischen Theile geeignet und durch das Vorherrschen derselben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühseligkeit und gleichsam eine langsame Hast, mit der die Begebenheiten im angestrengten Schneckengange sich fortbewegen, so daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang seiner eingeleiteten Geschichten spannt, und dennoch in andern Stellen die Ungeduld des Lesers abweist, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende schaut, ehe die Erzählung vollbracht ist [55]). Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieser entsetzlichen Weitschweifigkeit reibt sich der Poet in einer stillen Glut auf, sinkt jeden Augenblick zusammen, stärkt sich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten bessern Sänger zu Hülfe, tröstet sich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, stets lahmer geworden, sich in stets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man gegen den ewigen Jammer dieser Dichter über ihre Unfähigkeit, dem Homer Einmal in der Fülle und Raschheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entsinken sieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher seinen kühnsten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Der eigenthümliche, mysteriöse, gedunsene Styl, der alle Eigenheiten hat, die man an der Redekunst aller keltischen Nationen von ältester bis auf die neueste Zeit charakteristisch gefunden hat, ist am natürlichsten angewandt in jenem pathetischen Eingang, einem Gebete oder einem Preiße auf Gottes Macht und Wesen, in dessen Fortgange dann die dunkle Einleitung des Parzival so paraphrasirt wird, daß man das Einzelne wohl versteht, ohne jedoch im Ganzen klüger zu werden. Ueberall sonst, wo der Pfaffe und der Christ

55) Cod. pal. 383. fol. 88ª.

redet, ist derselbe Fall. Von hierarchischem Dünkel aber, der sich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa streitet, ist das ganze Werk voll, und dies eben ist sein entschiedenster Charakter, daß Priesterschaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden sollen. Ganz verschwunden ist Wolframs tolerante Ansicht des Heidenthums, der wir später im Lohengrin wieder begegnen, der Dichter verräth zwischen seiner dogmatischen Gelehrsamkeit den gehässigsten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen [56]); und was noch in der Abentheuer Krone, was in vielen Dichtern dieser Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrschaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was diese Dichter neben Venus und Amor der griechischen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Opposition [57]). Das Thema seines Gesanges ist die Reinheit und Keuschheit, die hier schon ein irdisches Paradies bereitet, und sein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchalischen Geschichte so mancher Gotteserkorene, erst spät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für den Dienst Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter

---

56) Ibid. fol. 24[c].
Sô siht man ouch die Kriechen in menschlîcher hiute-
an menschlîcher wîsheit siechen: si betent an daz vihe und an die liute,
und an manigiu tier diu wilde loufent,
der liste fünde meister, nu seht, wie sich mit tôrheit die verkoufent;
aller liste fünde in Kriechen sint erfunden,
und lebent doch mit sünde, dâ von sint liste und witze underbunden etc.

57) Fol. 125[c].
Gelücke und sœlden lûne lît an got aleine,
heil und ouh fortûne, sterne, würze, wort und ouch gesteine,
diu habent crefte niht wan von des crefte
der craft an allen dingen was gebende da ers beschuof mit gescheften.
— hie mit sint underscheiden die heiden und die cristen,
fortûne ze got die heiden hânt sunder wâren got in valschen listen,
sô wünschen wir gelückes sœlde unde heiles,
wan ez got selbe ist gebende, ob got dâ niht benennet wirt des teiles.

Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn diesem der Erwerb der Gralherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt, ja den Gral in Reinheit anschauend, ist er vor dem Tode sicher. Obzwar er ein Priesterkönig ist, so ist ihm doch gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht gegeben ist, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man sieht wohl, der wilde Rittergeist des fränkischen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienstes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geist der Hohenstaufen führen mußte, paßte nicht zu diesen Tendenzen. Daher ist es denn auch sehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeschlecht in der Gralsage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der sanfte Held Parzival über seine roheren Gesellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenseils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und passiven Charakter tragen. Diese Rittertugenden sind: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betschwester könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu diesem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn sie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Diesem pfäffischen Wesen, das in dem ursprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieser Weise — gelegen haben muß, steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutsche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrsamkeit, der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das ganze endlose Werk, sie überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, so ist eigentlich der gelehrte Dichter der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft gibt die höchste Würde, die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen

oben an [58]), erst dann kommen die Edelgeborenen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so sieht man dies hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen Quelle zu [59]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zusammenstellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geschichte; genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischer Dichter und des Homer darf man mit Bestimmtheit bei ihm annehmen; eine Menge Züge aus fremden Sagen des britischen und des antiken Kreises haben Eingang gefunden, die zum Theile schwerlich in dem Original liegen konnten; alles was die gnomischen Dichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich seine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische

58) F. 156b.

59) F. 121c.

Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan dîrer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel mans doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne,
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônica ze Britani und ze Kornvâle etc.

Bauart Vorbild war [60]), und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildernde Weisheit gespart hat. Von den Meinungen griechischer Philosophen, von Pythagoras Sphärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maser Jawaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sophismen, alle physikalischen und geographischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Wenn dieserlei Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte seinen ohnehin geringen Werth schmälern mußte, so gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Reminiscenzen an ältere bessere Dichter, die so häufig sind, daß man wohl auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt, und übrigens auch so gut verstanden sich damit zu schmücken. Die Gegenwart seines Gedächtnisses, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen giebt dem Dichter stellenweise eine gewisse Virtuosität und Gewandtheit im Schreiben, eine gewisse Sicherheit im Urtheilen und im Aussprechen der herrschenden Vorstellungen eine Klarheit und Präcision, die man häufig bei den gnomischen Dichtern vergeblich sucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewisse Tendenzen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtsein und zur Anschauung brachten, so kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieser gelehrten Lyriker sieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieser Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feste Anlehnen an das Alte und das Anpreisen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerstreuten Einzelheiten der gnomischen und anderer epischer Dichter. Wo man so, wie es hier geschieht, sich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweise fortpflanzt, alte Vorstellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da gesteht man die eigene Schwäche ein, wenn man sich auch noch so vielen Anschein der Originalität und Neuheit giebt, man bekennt die Abhängigkeit und die Verschuldung an Andere, trotz der großen Selbstgenüglichkeit und der Art von vornehmer moralischer Kritik, die mit unter-

60) S. dagegen S. Boisserée, über die Beschreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

läuft. Wie Ariost benutzt er jede beliebte Situation, jeden angenehmen, stehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther spricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben ist, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er zelotisch für die Reinigung der Minne und für inneres geistliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moralischen Deutungen naturgeschichtlicher Gegenstände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Gespräch zwischen Dichter und Aventiure; an Thomasin erinnert die Klage, daß der einst verachtete Keye heute noch ein Muster abgeben könnte; an den Winsbecke mahnt der Ton der Inschrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da sogar durch; Nitharts allegorische Namen werden gebraucht, ein Witz Gottfrieds wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Devisen der Ritter zu melden; und er copirt selbst seine eigenen Gedanken, wo sie ihm einmal geglückt scheinen. Ueber das Ganze endlich ist die Manier des Wolfram gebreitet, wozu der genommene Anschein zwang, als ob das Gedicht von ihm herrühre. Oft nicht ohne Geschick ist seine Sprache behauptet, seine Figuren gebraucht, seine barocken Bilder, seine kecken Vergleichungen, seine unzarten und sonderbaren Späße [61]), seine gesuchten Wendungen nachgeahmt, und seine spitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo das Nachahmen nicht müßige Copie sein kann, sondern wo die Seele und das innere Verständniß nacheifern mußte, da sieht man plötzlich, wie klein der gute Albrecht neben Wolfram ist, und er steht dürftig und arm daneben, wie Conrad neben Gottfried. Die Art wie er die herrlichen Fragmente Wolframs verwässert hat, ist hierin statt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität

61) Zur Vergleichung mit einer gleich argen bei Wolfram befindlichen Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft seinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe seine Schwester öffentlich beschlafen. Gott nämlich sei sein Vater und Gottes Tochter sei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!! Die Abgeschmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bilde.

dem Läppischen und Kindischen entgangen und dafür die reinste Unschuld und Kindlichkeit gesetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppische zurück, versteigt sich dann wieder in eine lächerliche Gelehrsamkeit und verliert sich in Weitschweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er seine große Episode aus der Gralsage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geschichte, die sich um eine unerklärbar eigensinnige Laune eines sonst vortrefflichen weiblichen Charakter dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innersten Geist des provenzalischen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

Wie der Titurel, so wird auch der Lohengrin [62]) unter Wolframs Maske eingeführt; und in diesem Gedichte ist schon ein fremder und außerhalb liegender Stoff, um die Täuschung zu verstärken, willkührlich an die Gralsage angeknüpt. Auch dieses Werk hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten und, bis es die Gestalt erhielt, in welcher wir es besitzen [63]), einen längern Zeitraum von Metamorphosen durchlebt, als der Titurel; Stoffe und Dichtungsmanieren der verschiedensten Art liegen in merkwürdiger Lockerheit nebeneinander, und nichts ist dies besser zu vergleichen, als der losen Verknüpfung ganz getrennter und heterogener Elemente im Herzog Ernst. Die Lappen aber, die hier wie in einer Musterkarte zusammengetragen sind, erscheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Austrasien uralte, in Volksliedern noch heute existirende und gesungene Sage vom Schwanritter ist hier an den Gral und die Tafelrunde angeknüpft, im Namen des Helden dem Lande Lothringen ein Denkmal gesetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Graisivaudan und dem Haus Anjou; die engere Szene ist nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römische Reich; eine historische Chronik ist eingeflochten und in sie wieder eine jener schlecht erfundenen vagen Romanschlachten eingewoben; Alles zusammen ist mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und

62) ed. Görres. 1813.

63) Es fällt nach Mone's Bemerkung nach 1356, weil Carl IV. und der Inhalt der goldnen Bulle darin (S. 50) erwähnt sind.

dem Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schlusse der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von diesem herrühre [64]). Aus der ganz tollen Verschmelzung so contrastirender Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgend einen Leser dies Gedicht dennoch an, so könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers sein, der in ächt niederländischem Geschmacke alle jene verschiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem seinen Charakter lassen möchte und jedes unvermuthet mit seiner schnurrigen Manier entstellt. Das Gedicht beginnt mit dem Räthselstreite des Wolfram mit Klinsor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenstandes unseres Werkes aus des ersteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird, so daß die Form der Tenzone, die wir unter den lyrischen Meistern beliebt fanden, hier gleichsam in den Roman eingeht. Zuerst nun sucht der Dichter, nachdem ihn diese Einkleidung zu seiner Materie selbst geführt hat, den dunkeln, schwebenden und hohen Ton dieses Wartburgkrieges zu behaupten; es ist aber sehr sichtbar, wie mühsam er sich dazu zwingt und wie schnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überspringt, in dem er sich dann oft nicht ungeschickt bewegt, wo er nur den Gedanken aufgibt, mit Räthselhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Jener feierliche Ton, der durch den ganzen Titurel festzuhalten gesucht wird, würde jenen nur allzugroßen Antheil des Dichters an seinem Gedichte, jenes lyrische Mitempfinden aller Schicksale der Helden bedingen, allein der Verfasser des Lohengrin legt mit jenem Tone auch diese Theilnahme ab, leicht geht er über seine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkischen Vasallensagen der Fall ist, scheint er oft mit seinen Geschichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in seiner Absicht, obwohl die

64) p. 192.

Hât er gehabt niht künste hort,
daz er hab diu wort verschrôten und verbort,
daz si durch grop iht meisters kunst verhelze,
und niht ze rîche noch ze swach
sîn in daz gedœne, als der von Eschenbach,
si schôn floriert mit rîcher witz gesmelze,
wan er in der künste ess si worht nâch sîner lüste.

Wirkung seiner burlesken niederländischen Darstellungsart unausbleiblich die ist, daß uns die ritterliche Materie der Sage herabgezogen und entstellt erscheint. Hundertmal wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an den Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindseligen Stimmung gegen die Geistlichkeit [65]), in der reineren, toleranten Ansicht von dem Heidenthume und dem allein seligmachenden Christenglauben [66]). Es ist nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter seiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdischen Dinge einfällt, und er dann von diesem Gaukelspiele das Gemüth wegweist auf die Trinität, „die so geimmert ist, daß sie kein Ende hat;" es klingt dies bei seiner sonstigen durchaus weltlichen Art ganz komisch. Denn überall sonst hören wir einen gesunden, in sich vergnügten, tüchtigen Meister, der für die Sublimitäten der Ritterromane wenig Sinn hat; bei seinen Festivitäten geht es ohne fantastischen Prunk ab, man befindet sich nicht weiter unter Recken und Riesen, sondern in Gesellschaft von Bischöfen, Aebten, Hofmeistern und Schenken; man unterhält sich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Basen; man nährt sich da ordentlich mit Speise und Trank; wenn man reist, so nimmt man Geld mit und läßt sich die Sparsamkeit empfohlen sein, was uns Züge aus Rudolfs Wilhelm von Orleans zurückruft; am brabantischen Hofe selbst herrscht ein ganz cordialer Ton, man empfängt da einen Besuch recht in der Ordnung, man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn, die Fürstin begrüßt ihn

---

65) p. 135.

> Welch ein orden
> pist du werde ritterschaft! vil herter dan franzisse,
> und aller grâwer orden sî
> Benedic, Dominic, und Augustîn dâ bî.

Und anderswo, als der Kaiser vor dem Papste niederfällt:

> — wênig, swie ein kaiser vallen scholde —
> danne der pabst schol unde muoz
> die krôn im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

66) p. 150.

> Nu clage ich, daz sô werder lîp (der Heiden) gehellet
> schol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
> daz im kein ander geloube was kunt,
> reht als wênic wir werden irs glouben grunt
> bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

nach der ersten Nacht in dem gastlichen Bette, wie er geschlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube sich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptpersonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitspäße vor; so geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her; so beräth sich die Fürstin in politischen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablassung mit Adel, Städten und Landschaft. Dies Alles ist niederländischen Ursprungs und niederländischer Farbe, und wir werden bald sehen, wie diese Gegenden jetzt erneute Einflüsse auf die deutsche Dichtung ausüben und wie sie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerstören. Ein ganz anderer Ton tritt dann in unserem Lohengrin wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende ist. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle; eine Geschichte der sächsischen Kaiserdynastie, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit ganz so originellen Verschmelzungen der Personalitäten, wie wir sie gleichfalls im Herzog Ernst gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus diesem trockenen Stoffe und Tone herausgerissen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabst Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Styl der großen Alexander- und Titurelschlachten beschrieben ist, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutschen Geschichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu spielen bekommt.

Es ist eigen, daß, wie die Dichtung Gottfriedscher Schule uns ganz gegen ihren anfänglichen Charakter aus dem Weltlichen und Lasciven in das Erbauliche und zur Legende überführt, so umgekehrt die Wolframschen Nachfolger aus ihrer Ueberschwenglichkeit herab sich dem historischen Gedichte nähern, wie wir es so eben im Lohengrin fanden; und daß sie, welche den höchsten Preis der Ritterschaft verkünden, auf diese Weise die Ritterdichtung untergraben, wie sie in anderer Weise jetzt von allen Seiten her anfängt angefochten und innerlich ausgehöhlt zu werden. Man suchte, scheint es, mit ernstern, wahrhaften, historischen Zugaben den Werth der Romane und Epen zu erhöhen, und machte sie dadurch zu einer Zwittergattung, die sich nicht mehr halten konnte. Auch in dem

Alexander [67]) des Ulrich von Eschenbach, der älter (nach 1270) als der Lohengrin und mit dem Titurel gleichzeitig ist, hat eine solche Annäherung an die Geschichte statt, indem dieser Dichter hauptsächlich dem Latein des Walther von Castiglione folgt, der seinerseits den Curtius zur Hauptquelle hat, dessen Büchereintheilung sogar noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchsieht. Nur allerdings ist diese größere Annäherung zur Geschichte zugleich begleitet von der größten Ausschweifung in die absurdesten Mährchen, gerade wie wir es in der Kaiserchronik fanden. Wir kehren zu der ungeschickten Verschmelzung der heterogensten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrhundert allgemein verbreitet sahen, aus welcher Zeit die Hauptquelle dieses Werkes ist. Hat Walther in den Curtius alle möglichen Fabeln, die vor ihm über diesen Helden gangbar waren, eingeschaltet, und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, so folgt Ulrich noch seinem Beispiele und fügt auch seinerseits bei, was er hört und liest [68]). Dies ist außer einem ausdrücklichen Zeugnisse [69]) an nichts besser zu zeigen, als an dem Schlusse, wo eine höchst läppische Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander, beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Nirgends ist besser zu lernen, als hier, worin eigentlich das Verdienst unserer guten Dichter der hohenstaufischen Zeit bestand, und daß es in der That im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sagen vor Allem gelegen war, und in der Gestaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken.

---

67) Cod. Pal. N. 333.

68) So ist der Elfenschwank vom Zwerg Antilope willkührlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutsche Blätter I, 3.

69) Cod. Pal N. 147.

Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
diu dirre âventiure gît weder helfe noch stiure,
den ich der wârheit zîhe, von Walchen der edle vrîe,
der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der wâren zwêne ritter wer,
daz ich des nieman triuge, di sint des bêde geziuge,
und ander guote liute, di ze Prâge wesen hiute u. s. w.

Es ist kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambert oder seinem nächsten Vorbilde alle die Geschichtchen, die in dies ungeheuer angewachsene Gedicht aufgenommen sind, bekannt waren, denn fast auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle seines Werkes hin; allein wie er sie zum Theile ausdrücklich verachtete, hörten wir schon oben, und daß er sie zum anderen Theile stillschweigend fallen ließ, ist nach dem Inhalte dieses Walther kaum zu bezweifeln. Auch Ulrich von Eschenbach, der sich nach verschiedenen Stellen seiner Alexandriade in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, steht in der Reihe der Dichter dieser Zeiten, die der Manier des Wolfram folgten; in Handschriften heißt er sogar Wolfrat von Eschenbach und Seyfried, ein späterer Bearbeiter der Alexandersage, hielt schon das Gedicht für ein Werk Wolframs [70]). Ulrich bezieht sich vielfach auf seine Werke, er bedient sich seiner barocken Bilder und Witze, er affectirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingang und sonst jenen feierlichen und mysteriösen Ton nach, der im Titurel und aus dem Titurel später aufs vielfachste sich wiederfindet, er schmückt sich mit Walthers oder mit seiner eignen Gelehrsamkeit, es spielt häufig in dem Gedichte seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind. Diese Richtung nun vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexandersage aufzuweisen hat, ganz gewiß eben so gesucht und begierig aufgenommen wurden, wie von Lambert verschmäht, und dies war um so leichter, da das Meiste schon in der lateinischen Quelle beisammen lag. Hier treffen wir also die schmutzige Geschichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verschiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anecdote von der Verschonung von Pindars Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Elyades umgewandelt, und alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erscheinen in größter Ausführlichkeit und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus,

---

70) Cod. Pal. 347. f. 45b.
Daz ich sagt von der diet, und wie vil schar iglîcher hiet,
und wie sich iglîcher hât bereit, und ouch wie sich iglîche schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

Hypomedon u. A. in den Ritterromanen stammen; so wird auch bei Berührung von Troja manches von dessen Geschichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Masse, gefabelte zu ächten, höchst phantastische zu historisch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Generalen Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altasiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen: Sardin wird mit Gordium zusammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum; Alexander wird vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erscheint halb als Kreuzheld und dann wird seine Gottheit berührt; jeden Augenblick spielen christliche Gesinnungen und biblische Geschichten herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorstellungen; hier und da ist ein ganz ächter antiker Zug wie verirrt stehen geblieben zwischen hundert anderen ganz verwischten; hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgelesen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farblosesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine bedeutende Szene im Homer, an Hektors Abschied, an Glaucus u. A. erinnert (so der Zweikampf Alexanders mit dem tyrischen Burggrafen, und die Begegnung des Eumenes und Mazäus in der Schlacht bei Arbela); das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und prophetischen Schriften des alten Testamentes ausgemalt; Riesen, Figuren aus den fränkischen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet in Malagis, spielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden geführt wird, ist alles billige Maas in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerm überschritten. Wie elend ist dieser Wust gegen das sinnvolle Gedicht des Lambert! Wie vortheilhaft nehmen sich dessen halbwahre Naturwunder aus neben diesen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend seine Szenen bei der Candace, an deren Stelle mit einer Variation hier das beliebte und viel erzählte Geschichtchen steht, wie sie den Aristander (sonst Aristoteles) zu Pferdediensten bringt! Wie sinnvoll seine einfache Geschichte von Alexanders Zug nach dem Paradies, gegen diese Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fische, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel,

und gegen den beabsichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet [71]), in dem sie Lambert durchgehend darstellte.

Diesem Alexander stellt sich innerhalb der Eschenbachschen Schule auch noch ein trojanischer Krieg zur Seite, der ganz in die Reihe der pseudowolframschen Werke zu stellen ist. Wir kennen diese Arbeit (aus dem 14. Jahrhundert) nicht selbst und berichten daher über sie mit von der Hagens Worten [72]). Nach ihm bietet dieses Werk eine ähnliche Erscheinung, wie der Titurel; ein Wolfram von Eschenbach gibt sich selber als Verfasser an, und bezeichnet sich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter spricht, wie der des Titurel mit der Abentheuer, hier mit der Geschichte, und besonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er sich und verweiset auf Veldeke und andre alte Meister. Dann aber vergißt er sich wieder, noch mehr als der Titureldichter; und wie er einmal eben diesen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei diesem keine Spur, so beruft er sich häufig auf Eschenbach, als Zeugen und schriftliche Urkunde der ganzen Geschichte. Hiernach schon wäre keineswegs ein älteres, auch etwa nur angefangenes Gedicht Eschenbachs zuzugeben, wenn solches nicht durch die übrige Beschauung dieser ungeheuerlichen Reimerei völlig schwände. Unzähligemal, in Flickversen, beruft sich der Reimschmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes reiches Buch: aber man möchte eher glauben, daß er nur nach verworrener Ueberlieferung die alte Fabel ausgesponnen hat und ein großer Theil aus seinen Fingern herrührt, so willkührlich sind selbst Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erscheinen darunter einige Namen und Züge aus Eschenbachs wie aus Gottfrieds und Wirnts Gedichten, übrigens fast unkenntlich. Dieser Dichter bezieht sich zwar auch einmal auf seine Ritterschaft, wie Eschenbach, welchen er noch durch häufige

---

71) F. 133c.

Swer wider di natûre sündet,
und swer wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedîhen wol. Ein liut menschlich gern sol,
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lîhte ungewert,
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

72) Minnesänger IV, 221.

Einmischung persönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er sich bei der Ritterschaft auch abentheuerlich seiner Lindwurmkämpfe rühmt, so sind seine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde auch häufig nur spaßhaft. Kurz wir haben hier in der einzigen Handschrift des 14. Jahrhunderts das vermuthlich nicht viel ältere Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden Stegreifdichters, welchen Sprache und Reime, mehr denn örtliche Beziehungen auch der Mitte Deutschlands zuweisen, und der seiner losen Dichterei durch den berühmten Namen Eschenbachs zugleich eine gewichtige Empfehlung mitgeben wollte. Wir merken aus diesen Angaben, daß dies schon eine ganz werthlose und herabgesunkene Arbeit ist. Ihr nachstehen wird vielleicht noch der Parzival[73]) einer Handschrift in Donaueschingen, welcher Wolframs Gedicht durch eine Uebersetzung aus Manessier erweitert und ergänzt, dem Fortsetzer des Parzival von Chretien de Troyes, dessen Ueberlieferung und Sage Wolfram opponirte. Auch jetzt aber war noch nicht das äußerste des Verfalls Wolframscher Dichtung und Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jahrhundert noch einmal vorübergehend unter dem Fürstenstande das Interesse an den untergegangenen Rittertendenzen und Ritterpoesien auftauchte, und daß man dann Alles hervorsuchte, was nur von den letzteren zu erreichen war, um es nach dem rohen Geschmacke der bäurisch gewordenen Zeit umzuschmelzen. In dieser Zeit entstand eine cyclische Bearbeitung poetischer Romane[74]) vom Gral und der Tafelrunde (um 1478) durch den Münchner Maler Ulrich Fürterer, der auch eine bairische Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht II. von Baiern dichtete er seine

---

73) Er ward auf Kosten Ulrichs von Rapolzstein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldschmied in Straßburg, denen ein Jude Samson Pine als Dolmetscher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschl. II. p. 259.

74) Außer dem, was in Michaelers Iwain daraus gedruckt ist, kann ich auf nichts als auf Hofstätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweisen, in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

dreizehn Abentheuer [75]) in der Strophe des Titurel, und „die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht sowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns [76]).“

3. Berührungen mit der niederländischen Literatur.

Reimchroniken und karolingische Sagen.

Zwei der letztgenannten Werke machen uns auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerksam, der Lohengrin, weil er offenbar brabantische Bestandtheile hat, der Alexander, weil dieselbe lateinische Quelle (Gautier de Chatillon) ungefähr gleichzeitig mit Ulrichs Bearbeitung auch niederländisch von Maerlant [77]) behandelt wurde. Wir haben, wie in so vielen andern Punkten, auch hier eine Berührung der absinkenden Ritterdichtung mit der aufsteigenden im 12. Jahrhundert, denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutschen zur niederländischen Literatur. Damals hörten wir, daß Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, die französischen Dichter um sich sammelte, als gerade die großen nord- und süddeutschen Fürsten, Friedrich und Heinrich, anfingen, für dichterische Cultur empfänglich zu werden, es begannen damals unsere Uebersetzungen französischer Poesien und Flandern schien die deutschen Nachbarlande anzuregen, wie in der Geschichte unserer Dichtung des 18. Jahrhunderts England that. Seit jener Zeit mochte die Vulgarpoesie der Fläminger von der französischen vielfach verdrängt

75) Vom Ursprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Persibein; Poytislier und Lanzelot.

76) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15. S. 68.

77) Hs. in München.

worden sein, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aber kehrte sie offenbar in verstärktem Umfange erst noch im Gebiete des Ritterepos, dann mit verändertem Charakter in historischer und didactischer Richtung zurück; wohl nicht ohne directe Einwirkung der deutschen Dichtung, die sich jetzt im niederländischen Dialecte zudrängte, und die sich durch ihre Bedeutsamkeit überhaupt bemerklich machte, wie denn auch die Nibelungen im 13. Jahrhundert ins niederländische [78]) übersetzt wurden. Noch bis zu Heinrich III. von Brabant muß die französische Poesie hier im schönsten Flore gestanden haben, der selbst noch französische Lieder dichtete, und der den Adenes als roi d'armes an seinem Hofe hatte, welcher die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Buenon de Commarchis und Ogier zwischen den 60er und 90er Jahren des 13. Jahrhunderts verfaßte. Adenes Verbindung mit seines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben soll, bezeichnet aber alsdann gleichsam eine Rückwanderung der wälschen Poesie nach Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I. von Brabant, dichtete in Vulgarsprache und seine Lieder gingen zum Theil nothdürftig verhochdeutscht in unseren Minnesingercodex ein; sein Sieg bei Wöringen (1288), der Stolz jener Zeit und jener Lande, begeisterte einen Dichter, van Heelu [79]), ihn (1291—2) in einem historischen Gedichte in der Vulgarsprache zu besingen, das dann in den Geschichtsspiegel des Jacob von Maerlant († 1300) einging. Dies ist der berühmte Mann, der den Stand der Dichtung in den Niederlanden ganz veränderte. Früher selbst ein Verehrer der Ritterromane, selbst Verfasser eines trojanischen Kriegs und eines Alexander, legte er nachher diese Vorliebe unter einer ähnlichen inneren Metamorphose ab, wie unser Rudolph von Ems, klagte sich seines Leichtsinnes an, in dem er sich mit lügenhaften Dingen abgegeben habe, dichtete nun Legenden (Leben des heiligen Franciscus), und geistliche und gnomische Gedichte, und führte mit eindringlicher Wirksamkeit zu dem Geschmack an didactischer Poesie und besonders an der historischen Reimchronik über [80]); er behandelte selbst in umfangreichen Werken in seiner

78) Bruchstück in Mone's Anzeiger IV, 191 sqq.

79) Ed. Willems. 1836.

80) Vgl. die Einleitung von Willems zu seiner Ausgabe des Jan de Klerk.

Rymbybel (1270 geendet) die heilige, in seinem Geschichtspiegel (1283—96) die profane, in seinem bestiaris oder Naturen bloeme die Naturgeschichte (nach Thomas Cantipracensis de rerum natura.). Von dieser Zeit an beginnt ein lebhafter Kampf gegen die wälschen Poeten, die die wahre Geschichte tödteten, in der niederländischen Literatur und Sprache; man verfolgte die Minstrels und ihre falschen Mähren von Wisselau und Fierabras, von Wilhelm von Oranien und den Haimonskindern, und duldete höchstens die ehrwürdige Karlsage ächten Stammes, wo man den Turpin dem Eginhard und Siegbert von Gemblours an Glaubwürdigkeit gleich schätzte. Eine Reihe von geschichtlichen Reimchroniken schloß sich an Maerlant und Jan van Heelu an, die zum Theile schon früher bekannt waren, zum Theile jetzt unter dem patriotischen Aufschwunge in Belgien und mit deutscher Beisteuer zuerst ans Licht treten [81]). Diese Werke sind von entschiedenem geschichtlichen Werthe und zu großen Theilen mit Documenten belegbar; dadurch unterscheiden sie sich von unsern halb heiligen, halb sagenhaften Chroniken, die wir in Wien und unter den Händen Rudolfs von Ems entstehen sahen, und von den schon früher im 12. Jahrhundert verfaßten französischen, wie die eines Philipp Mouskes [82]), die noch Geschichte und Mähren ohne Kritik verbinden. Was die vorzugsweise Entstehung und Begünstigung dieser Werke in diesen Gegenden angeht, wo der Geschmack daran die Ritterpoesie ganz verdrängte und bis auf geringe Spuren vertilgte, so erklärt sie uns der ganze Charakter jener Lande und jener Bevölkerung, die ganz auf Industrie, Handelsverkehr und Fabriken angewiesen war und die seit eben diesen Zeiten ihre großartige städtische Entwickelung begann; es erklärt sie uns der Mangel eigentliches poetischen Sinnes und lebendiger Phantasie in dem ganzen deutschen Norden, wo wir, je weiter wir später die Dichtung dahin werden vordringen sehen, desto entschiedener immer wieder die Befähigung für eigentliche Verstandesproductionen und

81) Der Spiegel historiael von Velthem aus dem Anfang des 14. Jahrh. ed. Le Long. 1717. Die brabantsche yeesten door Jan de Klerk (zwischen 1318 — 50). ed. Willems 1837. Die Reimchronik von Melis Stocke ed. Huydecoper 1772. Die flandrische Chronik, die Kausler aus der Comburger Hs. herausgibt, und die bis zum Jahre 1404 reicht u. A.

82) Ed. v. Reiffenberg. 1836.

ernste Wissenschaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutschen Norden aus unserer Poesie früher Boden gefaßt, als, wenn wir von dem altniederdeutschen Heliand absehen wollen, die historische Reimchronik. Wir haben sie, wenn nicht vielleicht der Anfang des Oorlog van Grimbergen älter ist [83]), schon früher im niederdeutschen Dialecte im 13. Jahrhundert als wir sie selbst in den Niederlanden nachweisen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unsern platten Reimchroniken aus den belgischen Provinzen sogar die erste Anregung zu dieser Gattung gegeben wurde, die der spätern Regsamkeit nach zu urtheilen dort zu Hause scheinen sollte. Wir haben eine aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard [84]) schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in langen Versen geschrieben; und eine Chronik der Fürsten von Braunschweig [85]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. († 1279) reicht. Beide sind in niederdeutschem Dialecte, und aus dem Gesichtspuncte geschrieben, dem wir schon so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen [86]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöfe statt hatten. Wenn diese Chronik nur irgend verbreitet war, so lag sie einem van Heelu so nahe, daß nur sie allein für ihn eine Aufforderung sein konnte, mit Cölln dichterisch wetteifernd seine Wöringer Schlacht in Vulgarsprache zu besingen. Und daß die deutsche Dichtung überhaupt die nieder-

---

83) Er behandelt den Krieg der Herrn von Grimbergen gegen Herzog Gottfried III. von Brabant (1142—59) und ist im 13. Jahrh. begonnen, und von einem spätern Dichter fortgesetzt. Vgl. Mone Uebersicht der niederländischen Volkslit. p. 105.

84) In Leibnitz scriptt. brunsvic. t. III.

85) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

86) Ed. Groote. 1834.

ländische Vulgarpoesie vielfach bestimmte, ist aus den flämischen Uebersetzungen französischer Dichterwerke des 13. Jahrhunderts ersichtlich, denn hier herrscht Manier und Styl der hochdeutschen Dichter in so treuer Verwandtschaft vor, daß man sie kaum aus den gemeinsamen Gesetzen der Sprachzweige erklären kann; weßhalb denn auch spätere deutsche Uebersetzer solcher flämischer Romane die leichteste Arbeit hatten.

Der Geschmack an historischen Gedichten breitete sich seit dem 14. Jahrhundert über ganz Deutschland aufs schnellste aus; und wir finden sie gerade an den, den Niederlanden entgegengesetzten, äußersten Grenzen Deutschlands im Nord- und Südosten. Am bekanntesten ist die östreichische Chronik des Ottokar von Steiermark [87]). Ehe er sie verfaßte, hatte er schon eine Weltchronik geschrieben bis auf Friedrich II. [88]); wäre sie uns bekannt, so würden wir zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in jenem spätern und bekannteren Werke (Anf. des 14. Jahrh.). Hier geht Alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus, und Schade, daß Ottokar keine Prosa vorfand. Bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und wenigstens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrhundert dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein Unglück, das unsere deutsche Poesie durch ihre ganze Dauer verfolgte, daß nur selten im rechten Maas die Sprache der Prosa und die der Poesie ausgebildet und von einander geschieden ward. So sehen wir denn hier Verse

---

87) In Pez scriptt. t. III.

88) In der Vorrede:

Von mîner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz alten puochen keiser, zal und pfaht,
und hân daz ze lieht prâht ze tiutsch von latîn,
als verr der sin mîn mohte geziugen.
Sô hân ich sunder liugen ir kain hin lâzen,
die an dem gewalt sâzen des êrsten in Assyriâ,
ze Griechen und in Persiâ, dannoch in rœmischen rîchen
unz an den keiser Friderîchen.

und Reime an eine unverträgliche Materie verschwendet; und es ist in dem guten Ottokar sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen des Enenkel sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Cothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen moralischen oder frommen Ergießungen erheben. Er behauptet zwar die subjective Manier der ritterlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abentheuer, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Themata der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man lese nur seine Liebesscenen [89]), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden. — Nächst Ottokar haben wir eine Livländische Chronik anzuführen, von der früher Bergmann ein Fragment aus einer lückenhaften Handschrift herausgegeben hatte [90]), die 1296 von Ditlieb von Alnpeke zu Reval abgeschrieben ist. Das Werk ist in Heidelberg vollständig [91]); und ist aus dieser Handschrift nun von Franz Pfeiffer in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgardt dem Druck übergeben worden. Der Herausgeber hält den Dichter für einen Mitteldeutschen, der vielleicht Ordensritter gewesen war und eigne Anschauung der Oertlichkeiten zu verrathen scheint. Pfeiffer vermuthet einen Kriegsmann in dem Dichter, weil die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger sei, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. Dennoch,

89) Cap. 174 sqq.

90) Fragment einer Urkunde der ältesten livländischen Geschichte 2c. Riga 1817.

91) Cod. 367. von Fol. 192 an.

so sehr auch das Werk unter die strengern historischen Chroniken gehört, trägt es weit nicht den prosaischen Anstrich des Ottokarischen Gedichtes, es hält vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit so viel Geschick fest, als nur bei einem solchen Gegenstande zu erwarten ist. Darin und in dem Festhalten Eines Zieles steht es sogar über der Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin [92]) (geht bis auf 1326), die nach dem Lateinischen des Peter von Dusburg um 1341 bearbeitet ist, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateinischen Quellen zurückkehren. Jeroschin hatte das Beispiel des Hochmeisters Luther von Braunschweig vor sich, der selbst eine Legende von der heiligen Barbara gedichtet und auch andere Dichter angeregt hatte. Auf dessen Bitte hatte er die Chronik zum großen Theile übersetzt; in dieser ersten Gestalt aber ward sie vertilgt; das erhaltene Werk schrieb Jeroschin dann auf den Wunsch des Hochmeisters Dietrich von Altenburg. Auch dieses Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel seine besondere Eigenthümlichkeit. Es ist aus dem Sinne des Rudolf von Ems geschrieben, der seine Begriffe von Geschichte aus der Bibel holte und daher sogleich von mystischen und religiösen Beziehungen voll ist. Auch Jeroschin gibt sich gewissenhaft an sein Geschäft wie ein Prediger [93]), mit bedächtiger Ueberzeugung; er widmet sein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterstützung für seine Arbeit, die er zu seinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um dessen Wunder an dem deutschen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt sich Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem tauglicheren Geschichtenschreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen; dies macht seine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Episoden wimmelt, überall der Pfaffe und Caplan hervorsieht, sowohl in dem Anführen der Sprüche und Moral

---

92) Cod. Pal. No. 367. f. I. sqq.

93) Wol bescheiden an begunst ist des buoches halbe kunst,
und dâ von swer dâ tihte, der hebe des vlizes pflihte,
daz er von dem beginne die materje besinne,
dâ sîn wille sich ûf treit, und mit entscheidenheit
sî teilende zo litte nâch predigêres sitte.
der sîn rede in stücke schiht ê her von der materje iht
endehaftes spreche.

der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen mystischen Deutungen und Vergleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Historien überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen apocalyptische Ekstasen sticht alsdann der trockene Chronikenstyl in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein versichert, in seiner metrischen Kritik [94]), die fast gegen Ottokars kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerschen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Wir kehren zur Betrachtung der niederländischen Literatur zurück, die seit jener Zeit ihres Aufschwungs unter Maerlants fruchtbarer Thätigkeit noch weitere Berührungen mit der unsrigen darbietet und wenn sie im 13. Jahrhundert Einwirkungen von der deutschen erlitt, diese weiterhin mit einigen Rückwirkungen auf die unsere vergalt. Wie eifrig man in Brabant und Flandern am Ende des

94) Cod. 367. f. 2c.
Ouch des tihters zunge
an der materjen strâze sol die rehte mâze
behalden an den rîmen, glîch ze glîchem lîmen,
an lenge, sinne, lûte, daz ich alsus bediute:
vil wort man g l î c h e s c h r î b e t, der l û t u n g l î c h sich trîbet,
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch niht versnîden;
die lenge helt der silben zal, darunder man ouch merken sal,
daz vünf silben sint ze kurz, zêne hânt ze langen schurz;
zwischen den zwên enden rîment die behenden,
die büecher pflegen tihten, und dar nâch sal ich rihten
mich an dis getihtes vart u. s. w.

13. Jahrhunderts die französischen Romane zu verfolgen anfing, so konnte man es doch nicht dahin bringen, daß dergleichen nicht weiter gelesen, und nicht weiter übersetzt worden wären. Ohnehin sind wir reich genug an Resten der niederländischen Dichtung, daß wir wissen können, es habe seit jenem Reinaert durch das ganze 13. Jahrhundert die Vulgarpoesie selbst in dem vorzugsweise von Franzosen behandelten Zweige der Romane keineswegs pausirt; wir besitzen noch einen Artusroman, Ferguut, der zwar nicht von dem Herausgeber [95]), aber doch von andern Kritikern frühe ins 13. Jahrhundert gesetzt wird. Auch nachdem aber die Polemik gegen die Romane begonnen hatte, fuhr man doch fort, dergleichen aus dem Wälschen zu übertragen; es hatte der Einzelne die inneren Seelenerfahrungen immer wieder zu machen, die Maerlant und die ganze Zeit gemacht hatte; man gab seine Jugend den romantischen Mähren hin und kehrte im nüchternen Alter zur Geschichte zurück; so dichtete Jan der Schreiber, der in seinen brabantischen Gesten dem Maerlant so beredt seine Ausfälle auf die Minstrels nachspricht, den Ogier, den wir in einer deutschen Uebersetzung besitzen. Wir haben nämlich in Deutschland die Uebertragungen eines zwei- oder dreitheiligen Gedichtes von Ogier, eines von Reinald (Haimonskinder) und eines von Malagis, welche flandrischen Originalen folgen, die an das Ende des 13. Jahrhunderts fallen; von dem niederländischen Reinout und Malagis sind auch Bruchstücke bekannt geworden [96]). Diese Romane sind ihrerseits aus dem Französischen übersetzt, und ihre Berufungen auf die wälschen Originale sind sogar in den deutschen Uebersetzungen stehen geblieben [97]). Hier bewegen wir uns nun in der Vasallensage des karolingischen Kreises, die wir im Willehalm des Wolfram schon in einer edleren Gestalt haben kennen lernen. In diesem war der ursprüngliche Geist der fränkischen Sage noch geblieben, die größere plastische Festigkeit der karolingischen Gedichte hatte sich behauptet. In unsern niederländischen Gedichten aber von Reinald und Malagis ist ein ganz anderer

---

95) Ed. Visscher. Utrecht 1838.

96) S. Hoffmanns Fundgruben I, 207. horae belgicae, V, 451. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq.

97) Vgl. in Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. „Die welschen sagen das fur ware" und oft ähnlich.

Geist schon eingedrungen, der in dem ersteren Gedichte gleichsam auf ältere Zustände zurück, im Malagis auf neuere vorwärts weist. Was in Volksliedern und älteren Gedichten aus der karolingischen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige war überliefert worden, war in der feinen Zeit der höfischen Poesie offenbar etwas zurückgetreten, wenn es auch nicht ganz verloren ging, wie wir im Willehalm sehen konnten; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie und Raubsucht, Selbsthülfe und Verwirrung in den Reichen, und besonders in Deutschland wiederkehrten, die alte Rohheit wieder hervor und wird mit neuen Farben aufgefrischt. Jene herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novalese, erscheinen alle (wie Rennewart) in jenen Zeiten von der Liebe gebändigt; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen sein mochte, und streifen die unnatürliche Empfindsamkeit wieder ab; dies geschieht in der fränkischen und deutschen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den rohesten keifenden Widerbellerinnen herabsinken, die unsauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und soll ich auch einen schönern Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinald, all dies und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück. Grausamkeit, Blutdurst, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eigen, tauchen wieder hervor; Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, wie sie in den galanten Rittern der hohenstaufischen Zeit unmöglich gewesen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieses Ordens sinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfischeren zurück. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in den Romanen, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang, der Witz schlägt schon ganz in den niedrigsten Ton um, der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth das erweiterte und geänderte Publicum, für welches diese Gedichte wieder berechnet

waren, und im Malagis erscheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bänkelsängerszene auf. War in den französischen Quellen dieser Gedichte das Herabsinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede schon begonnen, so ist doch wohl vorauszusetzen, daß die Niederländer in ihren Bearbeitungen dies noch weiter getrieben haben, denn selbst noch die französischen Volksbücher sind von den unsrigen, die aus den niederländischen Gedichten hervorgegangen sind, sehr verschieden; sie gaben diesen Erzählungen wohl erst entschiedener den Styl der niederen Kunst, der sie so sehr befähigte, später in Prosa und Volksbücher überzugehen; sie fügten die satirischen Züge gegen das Ritterwesen vielleicht erst hinzu, und es verbreiteten sich diese Materien in dem Volke deutscher Zunge [98]), wie sie nur immer in Frankreich verbreitet sein mochten. Hatten wir die Niederländer vorhin der Ritterdichtung den Rücken kehren sehen, so nisten sie sich hier gleichsam in dieselbe ein, um sie unmerklich zu verderben und zu entstellen; wir treffen deutlicher als vorhin im Lohengrin dieses bürgerliche Volk über der Beschäftigung, die alte Feierlichkeit und Höhe der Ritterpoesie herabzuziehen: im Lohengrin behielt der Dichter den Ernst und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweise ins Komische gezogen. Alles fängt an menschlich zu werden; selbst die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menschen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in sich geübt haben; selbst die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenschaften nur menschlichem Fleiße und Studium; die Zwerge sind nur kleine geschickte Menschen, keine besondere Gattung von Wesen; und es scheint, als ob sich schon hier das Wunder wieder aus der menschlichen Gesellschaft weg in die Thierwelt herab und in die Geisterwelt hinauf hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Gesinnung, Rede und Form an den Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerksam machen, wie sogar der ganze Geist dieser Dichtungen entsprechend ist, wie das Anarchische,

---

98) Malagis f. 16.

Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris,
in dutsch heist man in Malagis.

das Thierische und Rohe, das Empfindungslose hier und dort sich sehr ähnlich sieht, wie die Hof= und Reichszustände dort und hier von einander entlehnt, wie sogar solche beliebte Szenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, entlehnt scheinen; und endlich ist im Malagis sehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies liegt sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien [99]).

Diese Gedichte nun sind in deutschen Uebersetzungen ganz erhalten, welche wohl erst in das 15. Jahrhundert fallen; obwohl darüber sehr schwer zu urtheilen ist, indem sie alle mehr oder weniger sclavisch dem flandrischen Originale folgen und dadurch bei der größten Unreinheit und Mischung der Worte, Reime und Laute doch die entschiedene Färbung alterthümlicher Erzählung und Rede behaupten, und ganze epische Verse der älteren Zeit, vergessene Worte, verlorene grammatische Eigenheiten wieder erneuern [100]).

---

99) Vivien beschwert sich über des Malagis Zaubereien (f. 277.), und meint, es sei dies Gott geschmäht und ein Schimpf für Ritter. Malagis aber preist Witz und Weisheit vor Kraft. Er nennt dabei seinen Bruder geradezu einen Esel und beweist ihm das mit dem bekannten Kunststück der Sofisten: Ob er nicht ein Mensch sei, der von Gott Weisheit und Kunst empfangen? ob er nicht Gott dafür preisen solle den ganzen Tag? ob er dies thue? Nein. Mit diesem Nein fange er sich; die Vögel dankten Gott den ganzen Tag für mindere Wohlthaten; ob das nicht von ihm also Eselei sei?

Vivien sprach: das ist war, und wol bewert bi guten reden klar.
Bruder ich prise witz vor macht, und tun alles das ir habt gedacht,
Esel han ich mich gebrübt, des ich sere bin betrübt.

100) Der Uebersetzer des zweiten Theiles des Ogier ist der roheste; er setzt, oft selbst da, wo es leicht thunlich ist, Reime und Worte ins Hochdeutsche nicht über und läßt innerhalb des Verses selbst platte Worte ohne Noth stehen. Im ersten Ogier und Reinald müßten dem Uebersetzer, wenn er derselbe sein sollte, die Schwingen schon gewachsen sein; noch immer aber wagt er sich nicht von dem Original zu entfernen. Im Malagis hat aber der Uebersetzer seinem eigenen Geständnisse nach ganze Zusätze gemacht:

Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in disser oberlendschen gramnytz, hab ich dorechtigen gauckelwitz

Wir erwähnen sie schon an dieser Stelle, weil wir nun überhaupt, zunächst auch in den Dichtungen deutscher Sage, dem ganzen Verlaufe der epischen Poesie bis ins 15. Jahrhundert hin folgen wollen, wo sie sich in Prosa auflöste; sodann weil der ganze Geist dieser Dichtungen und ihre oppositionelle Richtung gegen das vergeisterte und überstiegerte Ritterthum, als Gegensatz zu dem Titurel, uns zu wichtig für die Anschauung der Wege ist, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zu der Volkspoesie machte. Diese Wege wurden, wenn auch gerade diese Gedichte erst viel später übersetzt sein sollten, in Deutschland schon im 13. Jahrhundert eingeschlagen, wie wir sogleich aus der Gestaltung unserer nationalen Dichtungen in dieser Zeit erfahren werden. Schon die Berührung mit diesen deutschen Mähren (besonders dem Otnit und Wolfdietrich) macht uns die niederländischen Karolingergeschichten interessant, denn nicht allein erinnern die Abentheuer an einander, nicht allein ist in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald, und Suters im Ogier Verbindung mit dem deutschen Kreise gesucht, sondern auch der ganze Ton und Bau jener nationalen Gedichte, die burleske Manier, der Eintritt jener Ideen von Vorherrschaft der List und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtschaft an, die uns zu einer genaueren Betrachtung der niederländischen Gedichte berechtigt, in denen wir die Veränderungen in Materie und Behandlung besser ausgesprochen finden. In diesen fränkischen Vasallensagen entwickelte sich fortdauernd jene erste Anlage zu sinnlicher Anschaulichkeit und Charakteristik, die den britischen Romanen so sehr

---

gebrucht williclich darinne, damit dass auch der synne
uns groben Contzen wurde wise; Lob hab immer Gott im paradise.

Und in der That ist der ganze Ton so sehr gut eulenspiegelisch, daß man nur Ein Beispiel anzuführen braucht, um zu finden, hier sei deutscher Volkswitz des 15. Jahrh. auf eine übrigens geschickte und unmerklich gemachte Art eingeschoben worden:

Und wie heissent ir pilgerin? — Nach minem pätten, Frauwe!
und wie heisst der, Gott gebe uch ruwe! — Frauw, als er getauft was.
und wie was das? bescheid mich bas. — Als der hiess, der ihn hieb.
Sie sprach eya böser diep, nu bin ich des warlich wiss,
dass ir es sint Malagis.

Auch die Vergleichung mit den niederländischen Fragmenten weist Zusätze des Uebersetzers aus.

mangelte; die romantische Poesie erhält hier einen Körper, den man sonst vermißt; die Charaktere werden fester, wenn auch oft carricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, besonderer, anschaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Abstraction und Betrachtung wird dürftig, da sie früher die Erzählung allzu oft unterbrach, so daß nun selbst die Gebete u. dgl. Alles Lyrische verlieren und zu epischen Erzählungen von Christs Martern oder etwas Aehnlichem werden. Mit diesen Eigenschaften befähigten sich die karolingischen Sagen immer mehr, bei der höchsten Ausbildung der Ritterpoesie in Italien vor den britischen Mähren bevorzugt zu werden und den Stoff zu liefern, während sie auf der andern Seite bei uns, wo die Ritterdichtung zu dem Volke sich herunterließ, die beliebtesten Volksbücher wurden. Schon dieser unsrer Volksbücher wegen würden wir den Inhalt der Haimonskinder und des Malagis näher analysiren dürfen; und da die Gedichte im Holländischen und Französischen ihre Quellen verloren, die deutschen Uebersetzungen nicht gedruckt sind, so mag dies ein weiterer Grund für größere Ausführlichkeit sein.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geistige Kraft der physischen vorstehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum schmeicheln mußte, durchdringt vor Allem den Malagis[101]), und er ist darin nicht blos wie in den britischen Romanen, neben das Gedicht unverbunden hingelegt, sondern er ist poetisch versinnlicht. Das ganze Werk repräsentirt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten. Es führt ganz eigentlich die Geschichte unserer Poesie noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichsam der Held, hier ist der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrsamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier gestaltet sie die Handlungen und erscheint nur verkörpert in dem Helden. In dem folgenden Auszuge heben wir, wie überall, das Charakteristische des Gedichtes hervor; die Verschlingung der Abentheuer sind etwas ermäßigt, um das Beschwerliche zu vermeiden, ohne das Bezeichnende zu versäumen.

---

101) Cod. Pal. N. 315.

Bueno von Egermont vermählt sich mit Druwane, der Schwester des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht sie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das sie in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geschehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenschaft, eine Hand segnet sie, die Kranken werden gesund, die Glocken läuten von selbst, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären sich. Einst auf einem Turniere, wo sich die schwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, dessen Tochter Rosa gefangen an Bueno's Hof war, ins Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; sie selbst wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schwester Ylsane in Obhut genommen, diese aber mit ihm gefangen worden; mit dem anderen, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Rosa in den Wald geflohen. Ylsane ward das Weib des Königs von Mayorca, der von ihr erhaltene Knabe aber ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dies ward Vivien, Haimons Vater. Rosa aber ward im Wald von Löwen zerrissen, das von ihr geflüchtete Kind aber kraft des Ringes erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dies ist Malagis.

Hier haben wir denn eine britische Verwaisungsgeschichte, aber gleich weit thatsächlicher; es folgen die gewöhnlichen Erziehungsgeschichten, aber gleich ganz eigenthümlich nach dem geänderten Geschmacke zugerichtet. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Bruders, des Nekromanten Baudri. Zufällig geräth der Junge an seines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunst so geschickt unterrichtet, daß er schon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dies beweist er zuerst, als jener bei einem Mahle Hasen und Kaninchen auf den Tisch bringt, die Malagis von zwei Windspielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt so beliebte Szenen erinnern an das Gastmahl, das Albert der Große dem König Wilhelm 1254 in Kölln gab und bei dem er seine magische Kunst gezeigt haben soll.) Gleich bei dieser Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind sei geschickt wie ein Wiesel, er aber dumm wie ein Esel, an dem man es oft sehe, daß er jung mit seinen

Sprüngen die Leute belustige und dann stets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier sehr ins Natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß sie dem Knaben seine wahre Herkunft sagt. Gleich bei demselben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieser zwingt ihn nieder, stellt ihn als Braten her und läßt siegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weise, Herr Affenschwanz, ihr bekenntet eure Eselei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als seinen Meister, doch zieht sich dieser bescheiden zurück und nennt den Baudri seinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er solle sich ins Galgens Namen nicht wegwerfen, sie sei ins Teufels Ehre Frau im Lande, und Er sei Herr. In dieser Art begegnet auch später Oriande ihrem Bruder jedesmal, so oft er den Mund öffnet, spart kein Schimpfwort der gemeinsten Art, noch die schmutzigsten Zoten und Unflätigkeiten. In diesem Tone geht hernach sein Ritterschlag vor sich; Oriande schlägt ihn zum Ritter, indeß nur selten sonst Frauen in Romanen Ritter schlagen und schwerlich je in der Wirklichkeit; sie giebt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anwesenden gesteht er, Gott solle es wissen, der Schlag sei ihm ins Herz geschrieben, er werde ihn nie vergessen. Nachher reisen beide Zauberkünstler nach Paris zu dem großen Meister Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichsten Buches dieses Meisters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, selbst den Beelzebock, den seit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meistern in Paris erregt Malagis das höchste Aufsehen, selbst König Karl will Proben seiner Kunst sehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis festsetzen. In Gestalt eines teuflischen Gespenstes bewegt er den König, ihn frei zu lassen; dann, aus dem Lande verbannt, schafft er eine Insel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr schimpft, er gebe nicht eine Schlehe um sein Gebot; als Engel erscheint er dem König auch von da und verirt ihn, und fährt später mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Christlichen und Ritterlichen arg mitgespielt wird, sieht man sogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter sind, sieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberspäße des Helden ausgeführt werden, der zwar selbst seine Unkunde in der

Astrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieser Künste führt, die stets mit tiefen und hohen Worten um sich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu sagen, immer etwas zu wissen scheint, ohne nur etwas zu ahnen, und die etwas erklären will, indem sie alles umnebelt.

Unterdessen wächst Vivien bei König Yvorin von Montbrant, erzogen von dessen Tochter Beaflur, heidnisch auf, und es entspinnt sich nachher (wie auch zwischen Oriande und Malagis) trotz des ungleichen Alters ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Persien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwischen einem ihrer Ritter und seinem Riesen Braysin. Als Vivien auszieht gegen diesen, erscheint ihm ein Engel und Christus selbst belehrt ihn über Gott und seine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich sein Weib, ihr Vater aber, dem dies verrathen wird, sendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn seines Feindes von Egermont in den Kerker wirft. Von da aber befreit er sich auf eine kühne, abentheuerliche und auch fast zauberhafte Art, und stößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hispanien, der auszieht, um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienst bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen sie vor Baudris Burg Roseflur, wo gerade Malagis abwesend ist, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in seiner Abwesenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Satans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menschlichem Verstande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hat es mit ungeheuren Kämpfen erst einem Drachen abzugewinnen, dann kostete es die größte Beschwerde, das angekettete Roß selbst zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen in den Augen zeigte und sich ergab. Der kleine flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem Malagis bei diesen Kämpfen behülflich gewesen, er war nachher mit der Botschaft des Siegs zu Oriande gelaufen, sah wie sich dort in Roseflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieser neuen Nachricht sogleich zu Malagis zurück, den er über Bayards Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erste Satz des Rosses 40 Fuß weit war. Alles dies ist mit einer großen Anschaulichkeit und mit

einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britischen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiets Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunst steht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er selbst geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, dessen Bote er sei, und Yvert freilassen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen Pfahl binden, dort aber macht Malagis sich und Yvert los, senkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, setzt ihm einen Filzhut auf, giebt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor seiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen soll es zum entscheidenden Kampfe zwischen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt sich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Rosse, beide Brüder sind sich gleich an Kraft und erkennen sich zuletzt. Bis hierhin haben wir so ziemlich die neuen Situationen in diesem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britischen Romane, es wiederholt sich selbst ohne Aufhören, und es ist z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denselben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberspäße bei Tische vorgemacht; gleich nachher wiederholt sich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Roseflur geht jetzt die Szene zu einer andern Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Viviens Weib Beaflur, dem weggesandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Haimon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem Vater Yvorin dort gesucht. In der Burg aber ist Niemand als ihre Schwiegermutter Druwane; Bueno ihr Gatte war nach Montpellier gegangen, um dort seinem Schwager beizustehen, der von König Karl ins 11te Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Aussicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) sollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaisten Druwane ansagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roseflur ging, die Belagerer; macht sich mit seiner Gabe sich unsichtbar zu

machen über diese lustig, genau wie schon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzusagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenschlosse seiner Mutter einen unversehenen und unverschuldeten Aufenthalt, und so kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno selbst von Karl war gefangen worden) die Brüder bestimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe sie nach Egermont gingen. Sie werfen sich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fischschuppe schüttelt, worüber sich nachher Roland lustig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen sich diese Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien ins Lager, sie tragen den schlaftrunkenen Roland und Karl fort, Vivien so mit Lachen, daß er erst den Roland und dann den König hinfallen läßt, so daß der stets ernste und pathetische Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälse brechen. All das, was hier nun geschehen ist, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geschichte noch einmal her, und solche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Botschaften, kommen jetzt sehr häufig nicht allein in diesem, sondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitschweifigkeit Langeweile, so gute epische Wirkung sie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis sagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er solle seine Lunge schonen, er rede wie ein geborener Geck, nicht einen Hellerweck gebe er um ihn. Es folgt eine Episode, wo Malagis und der lachlustige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Possen spielen, wie sie schon dagewesen waren. In Montpellier wird aber nachher Friede gemacht, so daß Malagis davon mit seinem eigenen Willen ausgeschlossen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Riesen aus dem Belagerungsheer bestanden, der ganz in dem alten spaßhaften und riesigen Geschmacke gehalten ist. Trotz seines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, sondern ihn fangen lassen; er schlägt sich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg seiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unsichtbar mit seiner Keule. Haimon aber wird abgeschnitten und gefangen, Spiet gibt ihm seinen unsichtbar machenden Ring, so

daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und soll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren sich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löst mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete seine Bande und bringt den König Yvorin auf einem Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwischen den Gefangenen und denen in Egermont gibts nun ganz jene nämlichen Szenen in Montpellier, Haimon hat Lust, seinem Großvater den Kopf zu spalten, Spiet macht die lustige Person wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun seinerseits seine Gegner und will sie alle hängen lassen. Spiet rettet sich durch seine Künste, Haimon steht schon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunst gegen einander spielen zu lassen. Diesmal wird der Witz gröber. Ein Hirsch erscheint, der die Frau in der Gesellschaft bezeichnen soll, die Nachts unerlaubtes Minnespiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von 80 Jahren; so bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenschaft, welche die sittliche Censur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt sich dabei eigentlich als der Ueberlegene, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geschichte noch auf Druwanens Schwester Ylsane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mishandelt sie, weil sie Christin bleibt. Ein Heereszug geht also auf die Kunde davon hin. Auf dem Wege tödtet Spiet seinen Vater, ohne Gewissen, weil er ein Heide ist, und besiegt einen Oheim. Die Manieren sind dabei gut eulenspieglisch oder morolfisch, wie denn ohne Zweifel auch der alte Roman von Salomon und Morolf, wie wir ihn besitzen, in diesen Zeiten erst mit manchen neuen Zügen ausgestattet wurde. Wieder macht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heidenkönig wird übrigens erschlagen und Ylsane Spiets Frau, der aber bald nachher stirbt von Bayards Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeschlacht und Beaflur stirbt über seiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwischen Malagis und Karl hergestellt; „es waren aber Wolfshaare darin.“ Hier reiht sich das Ge-

dicht an die Haimonskinder oder Reinald von Montalban [102]) an.

Wir lassen sogleich einen gedrängten Auszug auch aus diesem Gedichte folgen, dessen Charakteristisches in dem Blutigen, von aller zarteren Empfindung Entblößten, besonders in der Person des Reinold liegt, der uns ganz wieder, neben Ylsan in der deutschen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienst das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, sondern wo Buße und Marter dem sündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Wir übergehen jede andere Beziehung; in dem romantischen Epos würde Reinold mit Malagis, Mabrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen [103]), wie diese Romane überall rhapsodisch nach Verbindung strebten, allein für Deutschland hatte dies jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löst sich das Epos stets mehr in seine ursprünglichen Bestandtheile rückschreitend auf, während es im südwestlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Massen nach encyclischer Zusammenfassung fortschreitend rang. Was aber die historische Anlehnung in diesem Namen und in Ogier angeht, so verweisen wir auf die Legende und andere Nachweisungen [104]), weil dies jetzt vollends kein Interesse mehr für uns hat, wo wir das Local und die Zeit der Behandlung so bedeutungsvoll sehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt; auch dünkt es mir so thöricht, in den alten Volksliedern von Ogier den Stoff zu dem Romane dieser Zeit zu suchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Vilkinasage vermuthen wollte.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für seine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. — Karl weigert sie, und auf Hugs Fluch schlägt er ihm ohne Weiteres den

102) Codd. Pall. N. 399 und 340.

103) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31. p. 116.

104) Vgl. den eben citirten Aufsatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sct. unter dem 7. Januar. Die Bruchstücke, die Becker in der Ausg. des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Par. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dies nicht das Original des niederländischen Bearbeiters ist; ebensowenig als eine andere Bearbeitung in einer Hs. zu Metz, die Mone kennt. Vgl. dessen Uebersicht der niederl. Volkslit. älterer Zeit (1838) p. 50. und Anz. VI. p. 328 sqq.

Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karls zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in 30 Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karls Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimons Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen, Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abentheuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Szene gleich;

sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Wiedersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Botschafter, will aber dennoch sie fangen lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Welcher barbarische Stumpfsinn! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden fest genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karls Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelsänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehe ich der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen, allein Bayard schlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er versprichts, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer Kraft aus dem Flusse, schrie nach seinem Herrn und sah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann

genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derselben ums Leben.

Von den Gedichten Jan des Schreibers vom Ogier [105]) will ich schweigen. Sie bezeichnen schon den äußersten Verfall, wo in der frostigsten Reimerei die elendesten Abentheuer in der ungeschicktesten Verbindung aufs langweiligste hergezählt werden. Das eine kürzere, welches Ogiers Jugendgeschichte enthält, bezieht sich schon auf anderes [106]), und wieder das zweite längere auf diese Jugendgeschichte, und zwar so, als ob sie mehrfach im niederländischen behandelt wäre, so daß man wohl sieht, dieser Held war auch in jenen Gegenden eine Lieblingsfigur, und als solche ist er vielfach behandelt und in fremde Stoffe übergetragen worden. Von demselben Verfasser des Ogier (er starb 1352 als Stadtschreiber von Antwerpen), den wir oben auch als den Urheber einer großen historischen Reimchronik haben nennen hören, rühren noch andere Werke her, die gleichfalls zu uns, und zwar ins Plattdeutsche, übertragen wurden. Sein Leekenspiegel (1326—30), der christliche Geschichte, Dogmatik und Moral umfaßt und doppelterseits jenen Uebergang der Poesie zu Geschichte und Doctrin darlegt, existirt in einer niederrheinischen Uebersetzung [107]), und das dietsche doctrinael (1345) ist gleichfalls in einer plattdeutschen Bearbeitung vorhanden [108]). Schon aus diesen Uebersetzungen merkt man, wie verbreitete Einflüsse bei uns die niederländische Literatur im 14.

---

105) Cod. Pal. 363., der erste Theil von f. 1—80. Der Dichter nennt sich Bl. 202.

> Gut an anfang und an end quaet
> das ist alles ein verlorn staet:
> daran neme ein ieglicher sin gemerk,
> dis lernet uns Johann wol der clerk u. s. f.

106) F. 1.

> Minstrele singen in iren gesang
> wie Baldewin sin kint wart erslagen —
> dise hystorie können wol minstrele in tutscher zale,
> me sie wissent nit davon, wie er Broyfort gewan, (sein Roß)
> und Cortynen das gut schwert, das mag er hören wer es begert,
> uss dem welsch von wort zu wort, nit gemüscht als ich es hort.

107) Hs. in Kölln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. IV. 61.

108) Laiendoctrinal ed. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

Jahrhundert besonders auf eine gewisse Emancipation des niedersächsischen Dialectes hatte. Eine Reihe von niederdeutschen Gedichten besitzen wir aus dieser und späterer Zeit, die fast alle auf niederländische Quellen zurückweisen, oder sich mit solchen doch berühren. Die Sammlung von Bruns [109]) enthält eine kurze Erzählung von Flore und Blancheflur, deren zierliche niederländische Bearbeitung wir schon früher erwähnten; die Abentheuer des heiligen Brandan, die nach einem niederländischen Originale gedichtet sind, welches Willems an die Scheide des 12—13. Jahrhunderts setzt; eine Legende von Zeno und eine dialogische Bearbeitung der bekannten und verbreiteten Geschichte von Theophilus, welche Sage gleichfalls ein niederländisches, aber verschiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jahrhunderts behandelt [110]). Niederländische Bruchstücke eines Nameloos und Valentin sind gedruckt erschienen und mit einer plattdeutschen Bearbeitung verglichen worden [111]); auch eine niederrheinische Uebersetzung von Karl und Galiena nach einem niederländischen Originale ist fragmentarisch erhalten [112]). Wie wir spät im 15. Jahrhundert, in der Zeit der Wiederaufnahme der Ritterliteratur, die so viele alte Gedichte druckte, abschrieb, veränderte, in Prosa umsetzte, jene Bearbeitung der Gralsage von Fürterer gefunden haben, und unten Drucke und Bearbeitungen des deutschen Heldenbuchs finden werden, so haben wir auch noch eine solche verspätete und vereinzelte Erscheinung innerhalb unserer Bezüge zu der niederländischen Literatur in der Uebersetzung der Kinder von Limburg [113]) (Margrete von Limburg) durch Johann von Soest, den Singmeister

---

109) Bruns altplattd. Gedichte. Berlin 1798.

110) Ed. Gent. (von Philipp Blomaert) 1836.

111) Altd. Blätter von Haupt und Hoffmann. Das niederdeutsche Gedicht in Staphorsts Hamburgischer Kirchengeschichte IV. 231.

112) In Maßmanns Denkmälern und Benecke's Beiträgen zur Kenntniß der altd. Spr. u. Lit. II.

113) Cod. Pal. 87. Daß der Verfasser dieser Uebersetzung mit den Bearbeitern des Reinald, Malagis und Ogier Eine Person sei, wie Hoffmann (horae belg. V.) will, ist ganz unmöglich. Er verfährt in ganz anderer Weise, so persönlich vortretend, als jene sämmtlich verborgen bleiben, so fleißig als jene nachlässig, er trägt ganz andere, modernere Farbe, schreibt in ganz anderen, den regelmäßigen jambischen Versen des 15. und 16. Jahrh., und er gibt sich Mühe, Sprache und Reime hochdeutsch zu halten.

des Churfürsten Philipp von der Pfalz, der auch sein eignes Leben in Reimen beschrieben hat [114]). Das Werk ist nach einem erhaltenen niederländischen Gedichte von Heinrich, der es (es scheint 1357) aus dem französischen übersetzte; die deutsche Uebersetzung ist von 1470, und das Gedicht war wohl in flandrischer Sprache im Besitz der Erzherzogin Mathilde von Oestreich, aus deren Bibliothek es Püterich schon 1642 erwähnt. Wir finden noch einmal alle Reminiscenzen der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechselnde Verfolgung gleichzeitiger Abentheurer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meisten der Prosaromane; schlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Reminiscenzen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie; ja ganze eingeschaltete Allegorien der Art, wie wir sie unten werden kennen lernen; die Versetzung aus den großartigen Ritterabentheuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältnisse, wie wir schon in mehreren in diesen niederländischen Gegenden entstandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Interessanteste ist darin die Liebe der drei verschiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volkslied ist hier fast so entschieden, wie der des Minneliedes in die alten poetischen Romane (auch herrschen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meister- und Volkssänger, wie z. B. daß er seinen Gönner Pfalzgrafen Philipp stets nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet). Zwischen Evax und Sibylle herrscht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer sie in den 20000 Versen des Gedichtes suchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete; gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen sticht diese Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier so ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart ist, und während in einem seelenlosen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeisters, der sich in jedem Gesange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, stets tiefer sinkt, steigt innerlich die Natur und Menschlichkeit, mit der er seine Seelenschilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man

---

114) S. Hoffmann in Prutz lit. Taschenbuch. IV, 191.

daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so praktisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird. Dieser neue Geist hängt innerlichst mit den Veränderungen zusammen, den das Liebeslied und der Prosaroman gegen das Ende des 15. Jahrhunderts unter den Einflüssen der Volksdichtung und der klassischen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

4. Deutsches Nationalepos.

Wir können im Verlaufe unserer epischen Dichtung bemerken, daß der Sagenkreis der britischen Romane, soweit er bei uns in Uebersetzungen behandelt ward, sich in einen kleinen Zeitraum um die Blüthezeit unsrer ritterlichen Dichtung zusammendrängte; die karolingischen Sagen erst in des Pfaffen Conrad, dann in Wolframs Händen, zuletzt in den eben betrachteten Gestalten lagern sich in einem weiteren Umkreise um sie herum; unsre Dichtungen deutschen Stammes aber umschreiben diesen Mittelpunkt in einem noch weit größeren Zirkel, denn wie wir sie rückwärts bis zu ihren rhapsodischen Anfängen (im Hildebrandliede) beobachten konnten, so können wir sie auch jetzt vorwärts bis zu ihrer Wiederauflösung in die einzelnen Liederbestandtheile verfolgen. Wenn uns im britischen Sagenkreise vor Allem die Form interessirte, weil er seine Form auch fremden Sagen und sogar dem Ariost mittheilte, im fränkischen aber der Stoff, der sich hier am reichsten gestaltete, aufnehmend anwuchs, mischte, änderte, verschob und aus kolossalen Massen zuletzt das Anziehende und Gefällige festhielt, so interessirt uns im deutschen Kreise hinfort weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, soviel er eigenthümlich ist, höchst arm, sonst aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen entlehnt erscheint, sondern hier ist im Ausgang wie im Anfang die geschichtliche Entwickelung des Epos das, was am meisten fesselt und lehrreich ist. Die fremden Kreise verfielen, indem sie ins ver-

feinertste überbildet, ins riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, der deutsche, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, stufenweise verkürzt ward, die poetische Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in prosaischer Gestalt fast nur auszüglich, und selbst da nur in der fremden Vilkinasage, auftritt. Den fremden Kreisen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britischen berührte die deutsche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkischen nicht mehr. Dem Deutschen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überschwemmt, entstellt oder in Schatten gerückt, nur in zwei großen Werken so eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht gesiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erscheint. Dies liegt darin, daß man in Deutschland eine volksmäßig fortgebildete schlichte Sage von größerem Alter plastisch und streng episch darstellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetisch zu behandeln, die Zustände derselben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widersprechenden Handlungsweisen zu mischen, wodurch man sich bald darauf hingewiesen sah, auf Zusammenraffung des Mannichfaltigsten, Heterogensten, Fernsten und Nächsten, Uebersinnlichsten und Materiellsten, Verstandenen und Unverstandenen zu denken. Diesem Geiste des Romantischen widerstrebte das deutsche Epos in seiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch so, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe schied. Im Rother und Biterolf sahen wir bereits die fremden Einflüsse siegreich herrschen; in den Nibelungen und Gudrun, zur Zeit, als dichterische Einsicht mit einem gewissen Bewußtsein die Sagen kritisch verglich, stellte man die alte Reinheit bis auf einen gewissen Grad wieder her; jetzt aber, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts dringt das Ausländische wieder gewaltig herein und würde das Alte, Aechte und Volksthümliche in unserem Sagenkreise ganz vertilgt haben, wäre nicht eines mit dem anderen zu Grunde gegangen.

Wie unselbstständig die deutsche Sage neben der fremden in diesen Zeiten erscheint, läßt sich an der ganzen Reihe von Dichtungen sehr leicht zeigen, die uns übrig sind. Wir folgen dem Geiste, den wir in den fremden Kreisen beobachteten, in einer

ähnlichen stumpfern Entwickelung. Wir wollen dabei nicht strenge Rücksicht auf die äußere Chronologie nehmen, sondern die Gedichte in der Ordnung aufführen, in welcher die Originale entstanden sind, von denen wir zum Theile nur spätere Ueberarbeitungen haben. Das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler [115]) gehört gleich hierher. Man ist geneigt, es in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen; wenn man aber die Darstellung und den Inhalt betrachtet, so gehört es unstreitig in die Zeiten, wo die Krone der Abentheuer oder der Titurel entstand, und auf ein früheres Werk weist es auch überall hin [116]). So ists fast mit allen folgenden Gedichten; ihr Ursprung liegt im 13. Jahrhundert, dann erscheinen sie im 14.; oder sie entstehen in diesem, so haben wir hauptsächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau so sahen wir früher im 13., daß wir überall spätern Recensionen früherer Werke des 12. Jahrhunderts begegneten. Der Dichter von Dietrichs Ahnen ist, wie er noch nach der Art der höfischen Dichter seinen Namen nennt, so auch seiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er ahmt noch Verse des armen Heinrich nach, er scheint den Gottfried zum Vorbild zu haben, er urtheilt, schiebt sich überall vor, verharrt geschwätzig auf allen Gegenständen der Beschreibung, er blickt auf die Zeit, fährt heftig gegen die illiberalen Fürsten und die öden Höfe los, klagt über Unstete, Unzucht und Schande, nirgends ist der Sinn für Feste, Turnier und Maizeit abgelegt, auch verräth der Dichter seine Kenntniß der höfischen Romane. Sein Werk reiht sich daher dicht an den Biterolf an; sagenmäßige Grundlage ist hier so wenig wie dort anzunehmen, auch hat selbst W. Grimm hierin gezweifelt [117]), hat die ungeschickte Genealogie, so wie andere Widersprüche in der Stellung der Helden nachgewiesen, und nur die Helden Dietrichs

115) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser. Der Dichter nennt sich V. 7977:

> Dise wernde swære
> die hât Heinrich der Vogelære
> gesprochen und getihtet.

116) V. 1837.

> Der uns daz mære zesamen slôz,
> der tuot uns an dem puoche kunt, daz weder nu noch bî der stunt
> nie kein hôchzît sô schœn wart.

117) Deutsche Heldensage S. 185.

für eigenmächtige Zusätze zu erklären, will er sich nicht entschließen, da sie auch in andern Gedichten dieser Periode erscheinen. Der Ton, den der Dichter im Anfang seiner Erzählung behauptet, so lange sie sich um Dietmars Werbung um König Lademers Tochter Mynne dreht, fällt indessen, sobald er von da weiter schreitet, noch mehr als bei Conrad im trojanischen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und sinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dies liegt am Stoffe; denn wir werden erst in eine patriarchalische Genealogie der Ahnen Dietrichs geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Gralhüter; und wie nachher Ermenrichs Anschläge gegen Dietrich beginnen, sieht man immer deutlicher, wie der knappere deutsche Styl den ritterlichen, höfischen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgestreift wird, wie des Dichters Kraft sich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten ohne Detail, wie im Titurel, ohne Thatsachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht so arg ist; denn da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit seiner Erdichtung Rücksicht nimmt, seine Helden, die später noch vorkommen, nicht umbringen darf, so ist in all diesen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leser.

Ganz verwandt ist das strophische Gedicht von der Ravennaschlacht [118], nur weist es noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entschiedener als hier, der apocalyptische, inbrünstige und schwülstige Ton vermieden ist. Auch dies Werk ist in der Abfassung, in der wir es besitzen, dem 14. Jahrhundert angehörig, weist aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in seinen Klagen über die geschwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrschende Laster und die verderbte Jugend das 13. Jahrhundert. Der Vortrag ist überall bei zwar entsetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit prätensiös; der Dichter betrachtet seine Erzählung jeden Augenblick, es ist als ob er die Aufmerksamkeit spornen wollte, er warnt den Leser ausdrücklich, sich nicht von der Langenweile über-

---

118) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser.

mannen zu lassen, er zwingt sich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, so weiß er damit ganz eigen zu kokettiren, obwohl nicht leicht sonst so viel Gedankenarmuth und so viele Flickereien gefunden werden. Der Inhalt ist so gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun so beliebt sind, daß selbst in allegorischen didactischen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laster ganz in dieser Manier Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Masse von Namen, wie in der Flucht; und was den Geschmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepisode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharpf, ist durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeschickten, häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung Statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verschieden von den karolingischen Romanen sich hier die Masse auflöst und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Episode herabgegangen wird, während in den fremden Kreisen auf Einen Helden, Einen Mittelpunct alles außerhalb Gelegene zusammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod [119]) sehen, den ich nur aus von der Hagens Modernisirung kenne. Kenner der einzigen noch nicht edirten Handschrift setzen das übrigens ganz bedeutungslose Stück, das seinem Inhalte nach mit der Flucht und der Rabenschlacht in Widerspruch steht, und in der Form zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurückkehrt, noch in die gute Zeit. Wir finden seine Erwähnung an dieser Stelle darum nicht unpassend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaschlacht hält [120]).

Denselben Gegensatz nun, welchen der an Factischem ärmere Titurel gegen die karolingischen Vasallensagen macht, die daran stets wachsen, machen die genannten deutschen Gedichte zu dem Otnit und Wolfdietrich [121]), die auch in sich wieder ähnliche und

119) In dem Heldenbuch von von der Hagen.

120) Deutsche Heldensage S. 355.

121) Der Otnit ist herausgegeben von Mone. 1821. Der Anfang des Wolf=

stärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Salomon und Morolf haben, wie die Flucht und Rabenschlacht zum Titurel. Daß auch diese Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit jenen entstanden sind, nimmt W. Grimm an, und läßt sich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbestimmung errathen [122]. Deutsches, Französisches und Britisches mischt sich in diesen Werken ganz in derselben Art, wie in den karolingischen Romanen, nur ist es bemerkenswerth, wie nachgiebig sich in diesen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie fest und schroff dagegen die deutschen Gedichte trotz der neuen unserm Volksgedichte ganz fremden, wechselnden, rasch vorübergehenden Abentheuer die eintönige ungelenke vierzeilige Strophe, mit der ganzen Steifheit der alten Manier festhalten und sich vergnüglich in einem Kreise von, wenn's hoch kommt, vierzig oder funfzig Reimen herumtreiben. Im Otnit ist der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Man hat seine Aehnlichkeit mit Oberon hervorgehoben; wir wollen nur seine Bedeutung im Allgemeinen berühren. Riesen und Zwerge sind eine der Eigenthümlichkeiten der deutsch-nordischen Mythe, und sie stehen sich feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Riesen im Vortheile waren, ist die Ansicht der Vorrede des Heldenbuchs [123], so wie auch in den Nibelungen noch die

---

dietrich neuerlich von Oechsle. 1834. Haugdieterich und Wolfdieterich, aus der Wiener Hs. 2947. in Haupts Zeitschrift für deutsches Alt. t. IV. Ich benutze die Heidelb. Handschrift N. 365.

122) Wolfdiedrich kommt nach Ackers in das deutsche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dies wäre doch wohl vor dem Verlust von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutschen Rittern gehörte (1271).

123) Ed. Francof. 1590: „Zum ersten liess Gott die Zwerglein werden, umb dess willen, dass das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, dass sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle Dinge gut waren. Sie wussten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darum gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel und dass sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn gross Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen liess werden, das war darumb,

Zwerge den Helden dienstbar sind. Aber im Otnit ist Alberich der Schützer und sogar der Vater des Helden; die Geschichte dieser Zeugung scheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (so wie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis selbst, als der Helfer und Retter durch Kunst und Geschick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erscheint er in dem Gedichte überall. Man sieht also, daß die Ansicht und die Geschichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterschaft die bewaffnete allmählig aussticht, sich auch in diesen passend hervorgesuchten oder neuerfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die sich Alberich mit Otnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf seinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jerusalem leistet, die Vexationen des armen Königs, den er unsichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt, sein Erscheinen als Engel und dergleichen mehr sind lauter Züge, die an die Lieblingsszenen der fränkischen Sage oder an die Thierscherze unserer deutschen Mähren des 13. Jahrhunderts erinnern, nur daß die spaßige Manier in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer ist, als in der des Spiet. Doch zeichnet sich die Szene, in der Alberich den Otnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er sein Vater ist, gegen das Uebrige durch Verleugnung des strengen und ernsten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder so vorherrscht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Im Wolfdietrich ist der Grundzug deutsch, jene Treue der Vasallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an seine Vasallen, die hier in vereinzelten sehr schönen Zügen geschildert ist; auf der einen Seite in der rastlosen Thätigkeit Wolfdietrichs, trotz aller Hemmnisse und Gefahren seine armen gefangenen elf Dienstmannen zu befreien; auf der andern in der rührenden Treue des alten Berchtung, der in dem Kampfe Wolfdietrichs mit seinen Brüdern, die

dass sie solten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, dass die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden; darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böss und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

ihn aus seinem Reiche verdrängen, seine eigenen Söhne fallen sieht, und jedesmal, so oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben[124]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer diesem Grundzuge der Treue zwischen Herrn und Diener, den wir schon im Rother als Gegensatz gegen die fränkischen Vasallensagen bemerkten, ist Alles in der Ausführung und Szenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elfenweib, das ihn verirt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er unsinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel, der sie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberische Brunnen, in dem sie sich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abentheuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Riesen und Drachen; die siegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abentheuer bei dem Heiden Bellian, der Messerwurf mit ihm, die Versuchungen mit seiner Tochter, die Zauber seiner Burg, die Linde mit künstlichen Vögeln, die durch Blasebälge in Gesang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte arglistige Bewerber um die Siderat, endlich das Klosterleben des Wolfdietrich und seine Wunder — Alles dieses sind Züge, die bald an sämmtliche britische Romane zugleich, bald im Besondern an Iwein, an Lanzelot, an Tristan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern, so wie die Hauptpersonen selbst, Wolfdietrich und Berchtung offenbar Nachbildungen des Dietrich und Hildebrand sind.

Wie sich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenschlacht und Alphart episodisch gleichsam auseinander schoben und ablösten, in ähnlichem Verhältnisse erscheinen die vereinzelten Riesen- und Zwergabentheuer im Laurin[125]), Sigenot, Ecken Ausfahrt und Etzels Hofhalt oder dem Wunderer[126]). Grimm sieht in ihnen Volkssagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtausch der Namen und äußeren Verhältnisse gleichsam in eine andere Familie übergetreten seien,“ und diese Umwandelung sei dann im 14. Jahr-

124) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

125) Ed. Ettmüller 1829.

126) Im Heldenbuch von Roen.

hundert erfolgt, indem der Geist der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden sei. Hierbei muß ich jedoch hinzufügen, daß Ecke, den Grimm nicht unter die Reihe der übrigen aufführt, ältere Zeugnisse hat, so wie auch Laurin im Wartburger Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt. Ich halte dafür, daß höchstens im Laurin, den Grimm eine tirolische Zwergsage nennt, ältere Sagenelemente befindlich sind, und auch diese gewiß nur von sehr vager Art. Die Nachahmung des Rosengartens ist sogar kindisch, und selbst der Rosengarten kann ja nicht wohl eine ältere Sage enthalten [127]. Das Elfenwesen aber, der Uebermuth der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies scheint in Deutschland lange geruht zu haben und erst in diesen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann Alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. Was möchte in dem Ecke von dem nordischen Riesen Oegir übrig geblieben sein, falls er mit ihm zusammenhängen sollte? und was sollte ein älteres Lied von Laurin mit dem uns erhaltenen gemein haben, das so viele Spuren der höfischen Kunst an sich trägt, so daß es sich erklären läßt, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte [128]; an einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Würdigkeit die Rede. — Was den Sigenot [129] und Ecke [130] angeht, so verräth auch sie die Sagenkenntniß, der Bezug auf die übrigen Sagen, die zum Theil

127) Von seiner Fabel sagt auch W. Grimm, sie verdanke ihr Dasein dem Triebe der Phantasie nach Ergänzung und Erweiterung der Sagen, die Siegfried und Dietrich einmal gegeneinander überstellen wollte.

128) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen
diz mære getihtet hât, das sus meisterlîchen stât.
des waren ime die fursten holt, sie gaben ime silber unde golt,
dâzuo pfenning unde rîche wât.

129) Ein schön und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Sigenot, ed. Laßberg 1830.

130) Eggenliet, ed. Laßberg 1832. (der fälschlich den Waller des Heinrich von Linowe unter diesem Gedichte suchte.)

gelungene, zum Theil misglückte, stets aber offenbar absichtliche Einfügung in den Cyclus als Erdichtungen, und mehr als dies noch die kindische künstlerische Anlage, die in beiden, in Ecke besonders im ersten Theile, sichtbar ist. Es ist in beiden eine einzige Hauptbegebenheit erzählt, mit vielen kleinen Episoden, die aber alle innerlich zusammenhängen, ohne Gleichgültiges und Ueberflüssiges, was bekanntlich sonst keine Eigenschaft der Episoden in den mittelaltrigen Romanen zu sein pflegt. So im Sigenot. Im Anfang unterhalten sich Dietrich und Hildebrand, wie einst Dietrich den Alten aus den Händen eines Riesenweibes gerettet habe: jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weise. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Riesen soll eben so den Dietrich abschrecken von dem noch weit stärkeren Sigenot; wie in Ecke der von Dietrich geschlagene Helfrich den Riesen. Und ähnlich zeigt auch die Anlage des Rosengartens eine einfache Absichtlichkeit und Berechnung. Das Aeußerste an Rohheit und Erbärmlichkeit ist Etzels Hofhaltung, nicht allein in Form und Vortrag, sondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menschenfressern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roens Heldenbuch und in Dietrichs Drachenkämpfen [131]), zurückkehrt. An Barbarei und Gesunkenheit kommt diesen Dingen, zu denen man auch noch eine Ueberarbeitung und Fortsetzung des Laurin rechnen darf [132]), nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner= oder Herzog Ernst=Strophe, können vielleicht als ein Beweis angesehen werden, wie wenig der deutsche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geschaffen war. Die langweiligen Wiederholungen sind zum Erschrecken, und ich gestehe, dies ist das einzige Gedicht, das meine Geduld überwunden hat und das ich nicht zu Ende lesen konnte.

Den Rosengarten [133]) würde man in dieselbe Reihe setzen,

---

131) Cod. Pal. N. 324.

132) In Nyerups Symb.

133) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handschriften sind vereint gedruckt in der Sammlung von von der Hagen und Primisser; bei Weitem lesbarer ist der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die einen verlornen Text voraussetzt; den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handschrift gab zuerst W. Grimm 1836 heraus, bei dem der Leser, dem unsere allgemeine Betrachtung nicht genügt, die einzelnen Analysen nachlesen muß.

wenn er sich nicht dadurch etwas von jenen andern Gedichten entfernte, daß er in der deutschen Strophe und in den handelnden Personen sich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anschließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er seiner ersten Entstehung nach wenigstens früher als die roheren der zuletztgenannten Stücke. Charakteristisch verschieden ist er auch von allen übrigen Stücken der deutschen Sage dieser Zeit durch die Beabsichtigung des komischen Effects, und dies vergleicht ihn dann den karolingischen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie seine erste Entstehung in die Zeiten des Ausgangs (W. Grimm meint der Mitte) des 13. Jahrhunderts fällt. Dieses Komische und Derbe empfahl dann dies Gedicht den spätern Zeiten des 15. Jahrhunderts und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon existiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen steten Anwachs und eine größere Freude an solchen schnurrigen Zügen. Auch den sämmtlichen übrigen Gedichten sind diese Züge nicht fremd, doch sind sie überall vereinzelter. In nichts sind sie hervorstechender als in Uebertreibungen. Wenn der Riese Sigenot im Schlafe athmet, so beugen sich die Aeste der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgerissenen Bäumen losschlägt, so meint dieser, er sei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit seinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer seines Helms entzündet sich der Wald. Der ganze Zwerg- und Riesenkampf im Laurin zielt aufs Komische ab; und wo auch einmal diese Absicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Riesen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Rosengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeschrieben werden, so ist dies nur um so merklicher. In andern Szenen erinnert man sich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den östreichischen und niederländischen Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute scheidet, macht sich Wolfhart über sie lustig: die Alte solle sich nicht kümmern um Hildebrands etwaigen Tod, sie solle sich dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn sich Hildebrand des Abschiedskusses erinnere, so sei es um den Riesen geschehen. Frau Ute räth ihm, sich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; spräche er ja eine an, so kehre sie ihm das Hintertheil. Im Ecke haben wir offenbar einen Dichter, der bei den Niederlanden

zu Hause ist. Alles macht da im Anfang den Eindruck, den der Lohengrin in seinen heimathlichen Stellen macht. Man spricht ordentlich menschlich mit einander, überall ist Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit genommen; den Riesen Ecke trägt kein Pferd, beim Eingehen in gewöhnlicher Menschen Häuser muß er sich hübsch bücken, die Leute sehen ihn auch für was Besonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach, er hat auch noch einiges Mitleid und menschliche Gefühle, er ist ein guter Christ, und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, so sucht er ihn in seiner Stadt auf, und läßt sich auf die Fährte weisen, während sonst einer nur auszuziehen braucht, um den gewünschten Gegner sogleich zu treffen. In dem Rosengarten nun ist das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meisten durchgeführt. Wir wollen einige Züge der verschiedenen Rezensionen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinem Helden schnackisch und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhiltens „Trutz- und Tratzbrief“ liest. Burlesk ist die ganze Figur des Mönchs Ylsan, den sie als zwölften Gesellen aus dem Kloster abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem Benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ylsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), sagt der Verge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es der Kriemhild, daß sie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab, das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Ylsan aber spielt hier die Hauptrolle, die Lieblingsfigur der späteren Volkssatiriker, die ihn als den Repräsentanten der grobianischen Rotte behandeln. Wie er in den Garten kommt, zertritt er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge

Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab große Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut.“ Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen, und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. — Man sieht, wie dies Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geschmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem Gelehrten, der den heiligen Ernst und die Achtung vor dem Heldenwesen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapsodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieser Stücke unter einander läßt sich diese Auflösung zeigen, sondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen[134]) kann als einer der äußersten Puncte dieser materiellen Auflösung gelten. Es ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1472) verfaßt, unglaublich geistlos und roh. Nur das Eine könnte man ihm zum Verdienste anrechnen, daß die Natur der ursprünglichen Gedichte trotz aller Beschränktheit des Bearbeiters durchscheint, indem die sehr merkliche Verschiedenheit des Vortrages und Geistes im Rosengarten und in den Drachenkämpfen, und wieder von beiden im Ecke u. s. w. genau kennbar ist. Am merkwürdigsten aber ist Kaspar unstreitig durch seine Abkürzungen, denn daß diese nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelsängers waren, könnte schon aus der Zuversicht klar sein, mit der er sich diese Beschneidungen zur

134) Abgedruckt in der oft erwähnten Sammlung von von der Hagen und Primisser.

Ehre und seinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet, es ist aber auch daraus klar, daß schon in den Jahrhunderten vor ihm diese Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß seine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es scheint, nicht ohne einen gewissen Geschmack gemacht sind. Von dem Rosengarten hat er doch wohl das Schönste und Beste herausgegriffen; den Riesen Sigenot hat er fast ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen sein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 reducirt [135]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und seine Gesellen) aus 408 in 130 [136]). Und dieses letzte Gedicht, das er nur in 408 Strophen kannte, mußte also nothwendig schon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handschrift, die uns bekannt ist, hat der Strophen wohl über tausend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beschneidung am stärksten ist, sie auch am angewendetsten war. Auch im Laurin sahen wir aus den verschiedenen erhaltenen Recensionen, daß die ganze Nation gleichmäßig sich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand, und man darf nur an Fürterers Abkürzung der britischen Romane, an die Volksbücher und an die meistersängerischen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüstige Bürgerwelt, die sich jetzt emporschwingt, den matten, inhaltleeren Romanen abgeneigt ist, überall das Wesentliche und das Faßbare herausnimmt, den leeren Rest aber fallen läßt. Auch die Singlust des Volkes bedurfte sangbaren Umfang und Form und die Lieder von Ecke sind in den Zeiten, wo wir die ersten Zeugnisse in den Gedichten des Marners und Conrads von Würzburg für sie haben, schon von fahrenden Sängern, wie einst die uralten Dietrichlieder auf der Straße gesungen worden. So ist auch der Otnit verschie-

135) Wolfdietrich. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

136) Schluß der Drachenkämpfe:

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

dene Perioden durchgegangen: In der Moneschen Ausgabe hat das Lied ohne Otnits Todesgeschichte 569 Gesätze; in Roens Vorbild mit dieser 587, in seiner Abkürzung 297. Selbst das mehr abgeschlossene, kunstmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernst muß hier von seinen Abentheuern die meisten einbüßen und behielt nur das mit der Jungfrau und den Kranichen, das dem lachlustigen Sinne des funfzehnten Jahrhunderts zusagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrhundert in dem Liede von dem hörnenen Siegfried [137]) jener kürzeren und zugleich lockern Gestalt der Gesänge, wo das Zusammenfügen einzelner Lieder wieder sichtlich wird, und wo man auch dem Geschmack nach wo möglich noch tiefer in den Geist der Urzeit zurückversetzt wird. Ja zuletzt treffen wir in diesen Zeiten wieder auf das einzige rhapsodische Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied [138]), und können also geschichtlich in unserm Epos den vollkommensten Kreislauf beschreiben, den wir sogar noch weiter führen könnten, wenn es dessen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventins Beschäftigungen mit der Sagengeschichte der Nation wieder zu den Jornandes, die dänische Uebersetzung des Hildebrandliedes aber und die Wilkinasage nach Scandinavien zurückführen würden.

So wie wir oben in einer ähnlichen Periode des Verfalls der deutschen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhunderts, neben dem Ruother und Biterolf den Herzog Ernst und Grafen Rudolf betrachteten, so könnte man auch aus diesen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedssage ganz entsprechende Werke stellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen [139]) ist eine Kreuzfahrergeschichte in Reimen, mit soviel geschichtlich-prosaischem in der Dichtung wie vielleicht der Graf Rudolf Poetisches in einem ursprünglich historischen Stoffe enthielt. Das Gedicht ist aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, nicht vor 1301 [140]); Ludwig der Fromme und Heilige sind darin in eine Person verschmolzen, die heilige Elisabeth, des

137) In der Sammlung von von der Hagen.

138) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.

139) Ausgezogen in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge Bd. IV.

140) Der Dichter scheint ein Schlesier und in Beziehung zu Herzog Bolko von Münsterberg (reg. 1302—35) gewesen zu sein.

letztern Weib, ist hier die Frau des Ersteren, und Heinrich Raspe sein Bruder. Es ist dies dasselbe Gedicht, das früher stets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward, weil man einige Verse misverstand, in denen dieser Dichter genannt wird [141]). Der Inhalt dreht sich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei spielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockensten Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert und kleine Fourageabentheuer bestanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal sieht die Episode von Arfax und Saphis wie eine Erdichtung aus [142]). — Dem Herzog Ernst würde ich den Reinfried von Braunschweig [143]) mit seinen orientalischen Zügen und nach dem, was mir sonst daraus bekannt ist, noch näher vergleichen dürfen, allein ich kenne das Gedicht nicht selbst und muß mich daher mit der Erwähnung begnügen. Auch Erzählungen anderer Art sind im 14. Jahrhundert an Namen deutscher Fürsten und Herren angeknüpft. Wenn mir auch von diesen vielleicht einige unbekannt geblieben sind, so ist es nach Allem, was diese Zeiten noch geliefert haben, weder für mich noch für die Leser ein Verlust. Wilhelm von Oestreich [144]) (1314 von Johann von Würzburg) ist eines dieser Gedichte, das seinen Abentheuern und dem Geschmacke seines Dichters nach mit dem Wilhelm von Orleans [145]) des Rudolf von

141) V. 959.

— Ludwigs bruoder Hermann, des hôch prîsende tât
Ze suezer rede brâht hat her Wolfram von Eschenbach —

142) Seite 62.

143) Handschriftlich in Hannover.

144) Cod. Pal. 143.

145) Dies Gedicht selbst ist im 15. Jahrhundert umgearbeitet und in mehreren Handschriften in München und Zürich vorhanden, selbst noch im 16.

Ems in einer Classe, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältnisse wie der Alexander des Seyfried [146]) (1352) zu dem des Ulrich von Eschenbach liegt. Wie in allen diesen Dingen die Abentheuer aufs allerekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos und planlos die Anlage, wie abscheulich die Monotonie der trockenen Erzählung ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen ohne Autopsie, man müßte sich denn das Schlechteste, was wir bisher kennen gelernt haben, noch einmal entblößt von dem letzten Verdienste und Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen extremsten Grad der Gesunkenheit und Verderbtheit theilt überhaupt fast Alles, was im 14. und 15. Jahrhundert von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreise und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges erschien, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, interessiren könnte; dahin gehörte der Apollonius von Tyrland [147]), der im Anfang des 14. Jahrhunderts von Heinrich von Neuenstadt, einem Wiener Arzte, nach dem Lateinischen bearbeitet ward; dies war eines der früheren Producte der Poesie im 12. Jahrhundert, wie wir aus Lamprecht wissen, und von diesem älteren Gedicht hatte Heinrich schon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. Auch die Sagen von Valentin und Namelos, von Brandan, die wir vorhin in niederdeutschen Bearbeitungen erwähnten, besitzen wir in Deutschland nicht in älterer Gestaltung. Hier kehren wir, wie in den letztbesprochenen deutschen und karolingischen Sagen in die größte Barbarei auch des Stoffes zurück. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in dem Meerwunder und Etzels Hofhalt, die Höllen- und Geisterwelt im

Jahrhund. (1522) ist es im Herzog Ernsts Ton umgedichtet. Mittheilung des Herrn Franz Pfeiffer.

146) Cod. Pal. 347. Auch mehrmals in Wien.

147) Goth. Hs. (im Auszug in Richards Romanbibl. Bd. 20. Auch in Wien mehrfach vorhanden). Aus dem Gedichte selbst ergiebt sich, daß Heinrich im Anfang des 14. Jahrhunderts lebte. Er hat sein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stadlar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vgl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 56. p. 256.

Brandan sind für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge. Es ist die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen und dergleichen sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende und des absinkenden Romans, und es erscheint dergleichen (so in der Sage von Friedrichs von Oestreich Gefangenschaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geschichte. Jene niederdeutschen Behandlungen der Legenden von Zeno und Theophilus zählen hierhin; und auch im Laurin haben wir eine Art Elfensage: „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felsen,“ neckische Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, rachsüchtig und hart in Bestrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unsichtbaren Geistern herrschen hier vor, und in der Fortsetzung des Laurin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unsichtbaren Heere gemacht. Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten besingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrscheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhunderts) [148]) besitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieser Fabel, die man mit Amor und Psyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch in dem jetzt französisch herausgegebenen Partenopeus von Blois, von dem auch eine deutsche Uebersetzung in Bruchstücken übrig ist [149]), vorkommt, ist Friedrich von Schwaben [150]), der in einer gewiß sehr späten Bearbeitung existirt, die an Werthlosigkeit und Verfall

148) Edit. Engelhardt. 1823.

149) Grundriß von Hagen und Büsching S. 205.

150) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. u. 7.

ganz dem Wilhelm von Oestreich und dieser Klasse gleich steht, nur daß der Dichter ehrlicher seine Wortarmuth in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmuth in seinen ewigen Wiederholungen, Citationen und Kopirung älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach solche Geschichtchen an wirkliche historische Personen anknüpfte, scheint die Sage von Heinrich VII. Abstamme von der schönen Melusine in des freilich späteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweisen; wo man auch sieht, daß nicht allein die Dichtung, sondern auch die Geschichte die Anknüpfung solcher britischen Feen und anderer Wunder an geschichtliche Figuren liebte und die Wahrheit solcher Fabeln zu glauben geneigt war [151]. Gedichte dieser Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegorischen Minne- und Klagegedichten, sinnbildlichen Abentheuern der Dichter, die sich durch das 14. und 15. Jahrhundert bis auf die Dichter der Reformationszeit hinziehen, indem von den unsichtbaren Feen zu den allegorischen Figuren dieser neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang ist und eine stete Verflüchtigung jedes plastischen Elements.

5. Uebergang der christlichen Poesie aus dem Epischen ins Didactische.

So entschieden in Allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts noch auf-

---

151) Bei Urstisius scriptt. II. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

weist, dasjenige nachgebildet ist, was ein Jahrhundert früher entstand, und so bestimmt man die alten Zustände, Sitten und Neigungen zu halten sucht, so überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienst, in den sämmtlichen, zahlreichen, großen, mit oder ohne Prätension auftretenden Romanen aller Kreise fast ohne irgend eine Ausnahme bis aufs Unkenntliche versunken ist, und daß entweder die Gelehrsamkeit das Formelle dieser erzählenden Gedichte höchst unangenehm störte, oder daß der derbe Geschmack des Volkes den ernsten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltsam veränderte, indem er alle die Empfindungen, die der schlichtere, der Natur näher stehende, unverdorbene und einfältigverständige Mann der mittleren Classen beim Lesen jener Romane und jener Darstellungen einer halbimaginirten Welt und des Treibens einer in menschlichen Thorheiten menschlich befangenen aber stets in übermenschlicher Ernsthaftigkeit sich bewegenden Classe empfinden mußte, und indem er eine Menge von komischen Zügen hineintrug, die aus dem Kontraste entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrschenden, ihm ganz fremden Ideen- und Thatenkreis befand. Selbst in Werke, die sich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meisten gegen dieses neue Element sträubten, fand es wenigstens einen geringeren und unmerklicheren Eingang. Dies kann man selbst von der Evangeliendichtung und Legende sagen, einer Gattung, über die wir oben im Allgemeinen weitläufig genug gewesen zu sein glauben, und auf deren weitere Schicksale in diesen rohen Zeiten wir nicht näher eingehen wollen, indem es dem Leser doppelt lästig fallen müßte, die traurigen Symptome des gleichen Verfalls, den wir an den Ritterdichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Objecte zu verfolgen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Evangelien und die Heiligengeschichten im 13.—14. Jahrhundert fort erschienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichnisse von Handschriften [152]). Weniges, was gedruckt ist, könnte im Allgemeinen schon ein Bild von der Beschaffenheit derselben geben: der heilige Alexius [153]), der so

---

152) Z. B. das in den Altdeutschen Blättern II, 1. 82 sqq.

153) In der Samml. altd. Dichtungen von Meyer und Mooyer. 1833. In

vielfach behandelt ward, das schon angeführte Leben der Elisabeth [154]), die im 15. Jahrhundert von Rote [155]) noch einmal bearbeitet ward und leider auch in unsern Tagen noch ascetische Historiker und andächtelnde Pädagogen beschäftigt hat, die mehrfach erwähnten Legenden im niederdeutschen Dialecte, die Bruns, und die äußerst rohen Stücke, die Staphorst in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte abgedruckt hat [156]). Wir würden aber in allen diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Tone behandeln wollen. Die verschiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeschichten, die seit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrhundert gedichtet oder in Dialecte umgesetzt wurden, haben ferner zum großen Theile eine blos locale Bedeutung, eine höchst eingeschränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Strasburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo seltener wiederfindet (im 14. Jahrhundert scheinen besonders die weiblichen Heiligen, Barbara, Catharina, Margarethe, Veronica, Dorothea, Marina gerne behandelt worden zu sein, wie denn einige davon auch in Wirklichkeit erst dem 14. Jahrhundert angehören, während im 13. mehr die männlichen), und auch in sofern würden sie in einer allgemeineren Geschichte der deutschen Literatur so unpassend stehen, wie die gereimten Specialchroniken und dergleichen.

Alles dieses, was auf dem alten Wege der heiligen Erzählung, den die geistliche und ritterliche Literatur eingeschlagen hatte, fortging, lassen wir zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, weil es den jetzt in Thätigkeit und Wirksamkeit tretenden Tendenzen fremd wird, indem es statarisch auf untergegangenen Verhältnissen festhaftet, die ihre Bedeutung und ihr lebendiges Interesse verloren. Wir gehen in der Entwickelung unserer christlichen Poesie vielmehr zu dem über, was der veränderten Lage der Zeit und der Literatur

---

Graffs Diut. III. S. 269. Proben einer anderen Legende von ihm, die sich auch im Cod. Pal. N. 417. vollständig findet.

154) Band I. S. 520.

155) In Menckens scriptt. rer. Germ. II. vgl. Bragur VI, 2. p. 140.

156) Van der Bort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s. w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

organisch angehört, von ihr ausgeht und sie selber fördert. Wir haben nun aber die epischen Bestandtheile unserer alten Literatur bis zu ihrem Ausgange und Untergange gelangen sehen, und haben oben bemerkt, daß mit dem ersten Hervortreten städtischer Entwickelung und einer neuen Cultur des bürgerlichen Standes neue Gattungen diesen älteren, dem Eigenthume des Ritterstandes, opponirten, daß sich eine didactische Poesie mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der absterbenden Pflanze des Epos setzte. Diesen Uebergang vom Epischen zum Didactischen machten wir oben bei Thomasin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt selbst und mehr in Bezug auf den allgemeinen weltlichen Verkehr; in dem Freidank aber streift die Laienmoral schon in die christliche herüber. Jetzt nun schließt sich an jene theils practische theils philosophische Didaxis eine religiöse an und wir erleben innerhalb der christlichen Poesie selbst denselben Uebertritt der Dichtung aus der erzählenden Gestalt und aus factischen Materien in die doctrinäre Form, in Lehre und Predigt. Schon in der Kaiserchronik haben wir innerhalb der erzählenden Legende selbst die Berührung des practischen Beispiels der Tugend und Frömmigkeit mit dem abstracten angetroffen, und wir gingen schon in jener Zeit des 12. Jahrhunderts förmlich zu der Rede, der Predigt über, die wir damals in poetischer Form antrafen. Wie nun in der Zeit des 13./14. Jahrhunderts, wo wir stehen, Alles nach jenen Zuständen zurückneigt, so kehren wir jetzt, nur in anderer Weise, auch in diesem Gebiete gleichsam dorthin zurück. Wir finden nämlich im 13. Jahrhundert, daß die Predigt in der Vulgarsprache und in Prosa zum erstenmale eine öffentliche Bedeutung in Deutschland erhält. Sie war lange vorher, wie wir aus den Beschäftigungen der St. Galler Mönche im 10. — 11. Jahrhundert wissen [157]), schon üblich und in Schrift gebracht; noch aber war ihre Wirkung und Bestimmung blos local geblieben. Jetzt aber sollte sie, in die Hände zweier ausgezeichneter Talente gefallen, im 13. Jahrhundert plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutsamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Prosa überhaupt eine geschichtliche Wichtigkeit zu erlangen.

Daß die Prosa eine frühere (althochdeutsche) Periode der Cultur schon in Deutschland gehabt, beweisen eben jene Beschäftigungen

---

157) S. Hoffmanns Fundgruben I, 59 ff.

der St. Galler Mönche, die wirklichen und vorgeblichen Schriften der verschiedenen Notker u. A., damals aber griff sie kaum in das öffentliche Leben ein, ins Gebiet der Poesie aber gar nicht über, und interessirte uns daher nicht. Jetzt aber führt uns der Verlauf der ritterlichen Poesie selbst hart an die Grenze der Prosa, zu ihrer eigentlichen Geburt und Entstehung hin; und von da an wird es uns nöthig, gelegentliche Blicke auf die Producte der Prosa herüberzuwerfen, weil sich nun zahlreiche Poesien an dergleichen anlehnen, und weil in der ganzen neueren Literatur die Vermischung und Verirrung der Formen, die Anwendung gebundener Rede auf Gegenstände verständiger Betrachtung und der Wissenschaft, und der ungebundenen auf Gegenstände der Einbildungskraft und Kunst eine allgemeine autorisirte Sitte ward, wie sie es im Alterthum nicht war. Wir glauben nicht annehmen zu können, daß die Prosa nach jener St. Gallischen Periode neben der adligen Poesie in einer dieser entsprechenden Vollendung existirt habe und nur für uns verloren sei. Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede; sie ging bei uns in geistlichen und weltlichen Stoffen aus Städten wie Augsburg und Strasburg aus; sie ist ein Eigenthum des Volks, konnte nur vor und nach der aristokratischen Literatur aufkommen und blühen, ward nur ausnahmsweise vom Adel solcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie vollendeten, und legte selbst dann (in allen ritterlichen Geschichten der Provenzalen und Spanier) die poetische Farbe und den pathetischen Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt jener Prosa ab, die vom Volke aus, in Predigt und Erzählung, sich heraufbildet, und die die einzige ächte Prosa ist. Die Prosa bildet sich vom Bedürfnisse und von der Nothwendigkeit aus, wie sich die Poesie in ihren dürftigsten Anfängen als eine Geburt des Schönheitssinnes, und, wenn man es nicht misverstehen will, des geistigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predikanten und Mönchen regte sich das Bedürfniß der prosaischen Rede unmittelbar; man konnte sich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, sie in dieser Gestalt vor der Volksmasse zu halten; man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht selbst mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geschrieben sein. In diesem Gebiete kam es nur darauf an, daß sich ein begabter Mann

des Stoffes bemächtigte, zu dem er die gestaltende Form in seinem Geiste angeboren tragen konnte. Viel schwieriger war es schon, daß sich die Prosa in anderen Gebieten, wo sich die Materie nicht so leicht darbot, in einem auffallenden Grade und Glücke hätte ausbilden sollen. Wir haben oben gesehen, daß die Reimchronik sich an den materiellen Stoff der Geschichte wagte und es war nun der Uebergang zu der schicklicheren prosaischen Geschichtserzählung nahe genug gelegt, der auch im 14. Jahrhundert mit der Limburger Chronik (um 1336 begonnen) und mit der elsassischen des Jacob Twinger von Königshofen (um 1386) gemacht ward. Allein wie sollten diese Werke irgend einen Werth der Rede, irgend einen Reiz des Styls haben, da der Stoff gering war und weder den Schreiber erfüllen, noch den Leser erbauen konnte? Wie ganz anders gestalteten sich gleich die pikanten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man bisher auch nur in poetischer Form gelesen hatte, und die man seit dem 14. Jahrhundert gleichfalls anfing in Prosa umzusetzen? Wie ungleich besser als jene Chroniken lesen sich die (ungedruckten) Gesta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus diesem Jahrhundert tragen, und besonders der legendarische Theil des Hermann von Fritslar (1343) [158]. Die Legendensammlung dieses Mannes führt uns zugleich auf einen neuen Punct des Bedürfnisses, woran die Poesie fast nothwendig zur Prosa herabsank. Ein Theil seines Werkes beschäftigt sich mit den Lieblingsfragen und Untersuchungen der mystischen Theologen des 14. Jahrhunderts und dieser übersinnliche und heilige Stoff bildet eine ganz entgegengesetzte, aber eine noch bestimmter nachweisbare Ursache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede [159]. Wo sich

158) Cod. Pal. N. 113. 114. Gedruckt in Franz Pfeiffer, deutsche Mystiker. 1r. Bd. Leipzig 1845.

159) In dem Cod. 417. ist folgende interessante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Christi:

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlîn
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heylichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzzen, und alles rîmen lâzzen,
wann swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet,
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt,

am Ende gar kein bildliches Festhalten des speculativen Stoffes denken läßt, wie konnte da die Phantasie anders, als sie mußte dem denkenden Geiste ihr Recht abtreten, und dieser wieder fügt sich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein besonderes Gewicht. Nun ist aber das stete Verflüchtigen der poetischen Figuren, an denen sich bisher die Dichtung versuchte, wie an den Ritterromanen, so auch an der geistlichen Poesie vielleicht noch auffallender nachzuweisen. Wir haben früher gesehen, daß die Gottheit im 12. Jahrhundert unter der strengeren Persönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der schon alles Geschlechtliche verschwamm, die schon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo die Herrschaft des heiligen Geistes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geistes war in dem sogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet; es sollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies sogar auf die ärmere griechische Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geist so walte, wie der Vater über dem jüdischen Volke, der Sohn über dem römischen; der bekannte Cola Rienzi wollte diese Herrschaft des heiligen Geistes noch im 14. Jahrhundert befestigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechische Kirche brachte im 15ten die hussitischen Bewegungen hervor. Von den festeren Bestandtheilen der Dreieinigkeit rückt man also zu dem Uebersinnlichen fort. Sobald man auf diesem Aeußersten angelangt war, war für die Poesie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige Wort in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne; was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich ist, was das Wesen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiste sei, auf diese und dergleichen dunkle Fragen dunkle Antworten zu geben,

---

ze reden von dirre heylichait mit gerîmter cluocheit,
wan daz wârlich pillich ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

war leichter in Prosa als in Versen, wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer also hier die bestimmtesten und schärfsten Begriffe mitzutheilen hatte, suchte sich die präciseste Form der Rede am liebsten, und wer sich am innigsten mit der Doctrin der mystischen Theosophen durchdrungen hatte, ließ schon aus Consequenz und System den Schmuck und eitlen Zierat der Poesie fallen, denn sich auf das Aeußerste der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beschränken, und sich alles Unwesentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer sämmtlichen Lehren.

Ehe indessen jene Historiker und diese Mystiker im 14. Jahrhundert von zwei ganz entgegengesetzten Seiten her im Gebiete der Geschichte und Philosophie (mehr, als Theologie) zur Prosa gelangten, ward sie im 13ten von zwei Franziskanermönchen gerade im Gebiete der Predigt noch vortrefflicher cultivirt, als es von Tauler und den mystischen Predigern im 14. Jahrhundert geschah. Dies würde man weit weniger einem uns unbekannten bessern Zustande der Prosa in jenen Zeiten der blühenden Dichtung zuschreiben, als vielmehr dem angebornen Talente der Männer, dem allerdings der gehobene Culturstand jener Zeit fördernd entgegenkam. Die Geschichte sagt es uns überall, daß an der Spitze jeder neuen Richtung menschlicher Bildung gewöhnlich ein solcher offenbarender Genius steht, der mit der bloßen Gabe der Natur divinirend leistet, was spätere Zeiten in mühvollerem bewußten Bestreben kaum mehr erringen. Solch ein bewundernswerthes Talent zeigt sich aber in den Predigten des Bruders David, der Novizenmeister und Lehrer der Theologie erst im Barfüßerkloster in Regensburg, und dann in Augsburg war, und seines Schülers, des berühmten Berchtold, den er auf seinen Missionsreisen in Deutschland begleitete. Jede ihrer Predigten bekundet ihre große Anlage eben so sehr durch den rednerischen Instinct, wie durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und die Wirkungen die Bruder Berchtold mit seinen Reden (1247—72) in ganz Deutschland machte, waren außerordentlich [160]). Was seinen Lehrer David angeht († 1271), so war dieser bisher nur aus seinen lateinischen Werken bekannt, bis Franz

160) S. J. Grimm's Recension von Kling's Ausgabe des Berthold (1824) in den Wiener Jahrbüchern 1825. S. 194 sqq.

Pfeiffer auch einige deutsche Stücke von ihm auffand [161]), die in nichts den Berchtoldischen Predigten nachstehen; eines davon, der Spiegel der Tugend, eine Zuschrift an einen Mönch, vielleicht an Berchtold selbst, war in Klings Ausgabe unter die Predigten des Letzteren gerathen, und war so schon von Jac. Grimm als vorzüglich ausgezeichnet worden durch edleren gebildeteren Styl und strengeren Zusammenhang der Gedanken. „Wenn, sagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chronisten, Berchtolds Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete, und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man Davids Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze strahlt, und deren stille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet.“ Beider Predigten sind gleichmäßig an bildlichen und allegorischen Elementen reich, und von der speculativen Manier der Mystiker frei, wie von deren strengem Systeme des abgezogenen Lebens. Es ist billig, daß sich Mönche des geistlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt und an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre, und die Traurigen selig preise, doch thut er es nicht nach den Selbsttödtungsprincipien der späteren Theosophen: der Ernst des geistlichen Lebens soll gemäßigt sein, und zwischen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Beide Franziscaner haben es noch mit dem practischen Leben und dem Zustande der Welt zu thun, dem die Theosophen den Rücken kehren, und dies beobachten wir für unsere Zwecke am besten, wenn wir Berchtolds Predigten mit verwandten Poesien der Zeit vergleichen. Schon früher haben wir an jenem Passional einigen Antheil der Predigt zu finden geglaubt; weit entschiedeneren Einfluß hatte sie auf das berühmte Werk des Hugo von Trimberg, den Renner [162]). Man darf nur die Predigtsammlung Berchtolds aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden, und dies nicht etwa blos in dem Tone des Vortrags, der vielmehr häufiger an die kleinern gnomischen Dichter mahnt, die vor und um Hugo's Zeit lebten, sondern auch

161) Jetzt herausgegeben in den deutschen Mystikern, 1845., wo Pfeiffer zugleich das Nähere über Davids Lebens- und Lehrerverhältnisse in der Einleitung mitgetheilt hat.

162) Ausgabe des hist. Vereins in Bamberg. 1833 sqq.

in gewissen Themen, die da und dort aus einem so gleichmäßigen Gesichtspuncte behandelt, so unmittelbar aus dem Leben entlehnt sind, daß man sich versucht fühlt, den Berchtold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältnisse zu dem Renner zu betrachten, wie den Geiler von Kaisersberg zum Narrenschiff des Sebastian Brandt. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung und die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterschaft, das höfische „Werben und Gebaren", das vor Gott ein Gespötte sei, weil man so auch einen Hund abrichten könne, dann über die weltlichen Freuden, Turnier und Tanz, Singen und Springen, über die Eitelkeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geschichten des alten Testaments allegirt, in denen spätere Begebenheiten voraus angedeutet, moralische Erscheinungen bezeichnet und Handlungen der Menschen zu Lehre und Warnung vorgebildet sind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufspürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Objecte und die Ansichten des Renner, die bald eine gemeinschaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, sollte man meinen, eine viel engere Ursache der Uebereinstimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Berchtolds Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfasser des Renners nennt übrigens auch selbst sein Geschäft ein Predigen, sein Gedicht im Ganzen eine Predigt, oder in seinen Theilen Lehre und Rede, und sich selbst, weil er nicht geistliches Leben und Gewand trüge, einen Gaukelprediger, dessen Herz tiefer Weisheit leer sei [163].

Hugo von Trimberg war zwischen 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerstat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt sich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er besessen, und sieben deutscher und fünfthalb lateinischer, die er selbst verfertigt habe [164]. Poetische Werke sind diese offenbar nicht gewesen, da er im Eingang sagt, daß ihm bis zum funfzigsten

---

163) Ed. Bamb. p. 136.

164) V. 28. Vor het ich siben buochlin in tiutsch gemacht, und in latin fumfthalbez daz ist wâr . . . . .

Jahre Reimen und Dichten fremd gewesen sei; ja selbst der Sammler, den er 1266 begann, aber weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendete, wird demnach in Prosa geschrieben sein, obgleich er ausdrücklich als ein Vorläufer des Renners bezeichnet und sein Inhalt mit dem des Renners gleich genannt wird [165]), der 34 Jahre nachher, also 1300 gedichtet ist, doch so, daß bis um 1313 die Hand des Dichters selbst mit Zusätzen und Erweiterungen geschäftig geblieben zu sein scheint. Jenes verlorene oder nicht vollendete Werk wird also schon dem Titel nach, so gut wie dieses erhaltene, ein solches moralisches Sammelwerk gewesen sein, wie sie Freidanks Bescheidenheit und die Welt des Stricker schon einleiteten, die auch alle in ihren allgemeinen Titeln (wie auch Boners Edelstein) diesen Charakter schon verrathen. Auch die Benennung des Renners erläutert der Dichter in einer größern Stelle aus dem ungleichen, verschiedenartigen, planlosen Inhalte seines Buches, besser als die Eingangsverse, nach denen es so genannt sei, „weil es soll rennen durch die Lande.“ Er charakterisirt nämlich an jener anderen Stelle [166]) das Werk vortrefflich, wo er sagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem sein Roß durchgegangen sei; auch er unterbreche oft den Lauf seines Buches, wenn sein Gedicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieser Seite, so trage es ihn auf eine andere, nach der sein Sinn nicht gestanden, bringe er es auf den alten Weg zurück, so laufe es häufig um vieles weiter, als sein Herz begehrte, und es trage ihn über Stock und Stein, Staub, Blumen und Lachen. Begegne ihm ein tiefer Graben, so strauchle es selber und werfe ihn ab, so sitze er wie in einem Traum, fange es dann wieder beim Zügel, und laufe mit ihm das Feld entlang, wie einer der nicht zu reiten versteht.

---

165) Cod. Pal. N. 98. f. 197.

Ich het vor 33 jâren mîn gesellen, die bî mir wâren,
gemacht ein kleinez puochlîn, daz sie dâbî gedæhten mîn,
das was der Samner genant. E denn ez kom von mîner hant,
dô wart sîn ein quintern verlorn. diu selb verlust was mir zorn,
daz ich ez niht gar volbrâht mit dem vlîz, als ich gedâht.
swie vil sîn aber was geschriben, daz ist hin und her beliben
vil baz dann ich mich versach; jenez lauffet vor, ditz rennet nâch.
swer jenez las, der merk dâbî, daz ditz von jenem genomen sî,
und daz ir baider sin sî glîch.

166) V. 13860 sqq.

Dies ist in der That ein genaues Bild von der Gestalt de
und dem Eindruck, den diese macht; ein höchst einfacher
zu Grunde, der aber im Ausführen zu solch einem regell
ordnungslosen Gebäude geworden ist, daß die erste schlicht
schwer zu erkennen bleibt. Der Dichter selbst scheint nach
Vollendung noch spätere Einschaltungen gemacht zu habe
Augenblick besinnt er sich über seinen Wiederholungen und
Abschweifungen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der ver
Faden, der im Ganzen jedoch festgehalten ist. In dem Ca
guter Dichter Sinne sagt er, daß er in seinem 20sten Ja
behielt, was er hörte und las; mit den Jahren sei ihm d
des Gedächtnisses geschwunden, doch habe er im 40sten Ja
die Fähigkeit gehabt, 200 Verse, die er in deutsch oder la
lesen, auf drei Tage zu behalten, jetzt aber müsse er Alle
er nicht vergessen wolle, sogleich niederschreiben. Mit dies
Gedächtnißschwäche solle man denn entschuldigen, wenn er
drei- und mehrmal wiederhole, manches was ihm zu schwe
umgehe und wie die Schwalbe nach ihrer Speise in die Kr
Quere fahre nach mancherlei Gegenständen, die ihm seine
darbieten, von denen er hier eine Reihe von Kirchenväte
von alten Autoren nennt. Seine Belesenheit ist in der T
einen Mann jener Zeit sehr bedeutend; er kennt das alte u
Testament durch und durch und bekennt selbst, daß der
Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt sei, daß er
Alles zusammengestoppelt habe, wie ein Mann, der kein
Baufeld besäße. Diese Vorliebe für die Bibel erinnert an d
unserem Meister bewunderten Hugo von St. Victor, der ei
ersten Scholastiker war, der auf die Bibel als auf die
christlicher Weisheit zurückwies. Die heilige Schrift ist u
Hugo die Kaiserin aller Künste, und heftig beklagt er, da
die Lehren der hohen Meister vernachlässige, welche die
fruchtbar zu machen bestimmt sind, daß Würmer und Sch
die Bücher der Seele zernagen, daß die Welt nun aller
verdrieße, die nicht dem Körper Genüsse geben. Diese Eine
heit, die nach dem Himmel führt, ist die Aufgabe seines
und der stete Refrain seines Buchs. Nach vier und sechzigjäh
Studium versichert er von dieser Kunst nicht einmal das AB
verstehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch m

habe er leider genug zu thun gehabt und so viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wisse, wie er sich darin niederlassen solle. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang ist. Manche Seelen wohl möchten die sieben freien Künste zu Gottes Gunst bringen, doch verkehrten sie das einfältige Leben und den schlichten Wandel, von dem uns die ersten Boten des Christenthums Muster und Vorbild gegeben. Schärfer also als Thomasin und schon im Sinne der Reformatoren eifert dieser gegen diese Studien; besorgt über die Zweifel und Scrupel, welche die Wissenschaft nährt, weist er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der seine Seele bewahren wolle, die Künste fahren zu lassen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift stimmen, nichts ein großer Schatz von Ehre dem Manne, der ewigen Fluch damit auf seine Seele ziehe. So wie er an solchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunkt aller und auch seiner Weisheit nennt, so vergleicht er sein Geschäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard und Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter, Scholastiker und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den ältesten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und bewundert [167]) und auszieht, so daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in seinem Buche strafe und geißle, ohne selbst weise zu sein; auch als Sammler habe er sein Verdienst: nütze ja doch der Esel mehr als die schönsingende Nachtigal. So fände man in seinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutschland wenig verbreitet gewesen [168]) und

---

167) Cod. 98. f. 167.

Von den (7) tugenden ist vil geschriben; in got wâren alle siben.
Het ich nu sô tiefe sinne, daz ich die tugent und ouch die minne
möht getihten als ich wolte und als ich ze rehte solte,
sô wær ich vil wîser danne meister Huk, des herzen wanne
sô gar durchswungen hât die minne mit süezen worten üzen und inne,
daz al die meister im müezen wîchen, die nu leben in allen rîchen.
Wan meister Huk von sanct Victor füert gottes minn sô hôch empor
mit lob, und rennt sô verre vor, daz wênic ieman ûf sîn spor
mit swacher kunst komen getar, des kom ouch ich vil selten dar.

168) Ibid. f. 196.

Swâ ditz buoch vert durch diu lant, in Swaben in Dürngen in Bayern
und Franken,

Honig und Honigseim sei in seinem Gedichte eingestreut
Lehren der heiligen Schrift. Ob er diese Belesenheit ül
mittelbar aus den sehr mannigfachen Quellenschriftstell
nimmt, darf man bezweifeln, da solche Sammlungen,
Köcher des Bonaventura, der überhaupt vieles mit diesem
Werke gemein hat, ihm das, was Er suchte, mühlos an
gab, so wie dieses und ähnliche Werke auch den Mystikern
Jahrhunderts offenbar ihre Gelehrsamkeit und ihren Au
reichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen
lateinische Dichter und Prosaisten benutzt, haben nach ihm
Verdienst, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom
Gift ist jede Kunst, die nicht mit der heiligen Schrift rech
Juden und weise Heiden haben uns viele Dinge gelehrt,
nützlich und gut sind, dennoch sind sie in manchen Ding
über die sie tief und doch erfolglos nachgedacht. Wer den
der Plato und Aristoteles, der Seneca und Sokrates, Den
und Diogenes, Tullius und Empedocles zu sehr nachfo
achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die
Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unser
Lob war; denn er ward im Schlafe dafür also geschlagen,
es wachend beklagen mußte [169]. Auf weltliche Lieder [17
alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerwesen wirft Hugo dah
liche Blicke, und er ist übel zu sprechen, daß er wenig
die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wend
Wer so streng nach dieser Seite gerichtet ist, von dem erwar
daß er noch entschiedener als Thomasin sich gegen die Lect

dâ süla diutsche liute danken mîner sêl mit irm gepete,
mit almuosen, mit ander guottete, daz ich vil fremder lêr in h
in tiutscher zunge kunt getân, die manc jâr vor und dennoch h
in tiutscher sprâche wâren tiuer.

169) V. 8500 sqq.

170) V. 11080 sqq.

171) Cod. 98. f. 142b.
Swer lesen, tihten, schrîben kan, tiutsch, latîn, der ist ein m
dem ich wol guots und êren gan. Der selbn ich wênic vinden k
die mit den driu unsern herren êren und niht dâmit ir sünde mê
Swer tihten kan, der nimpt sich an vil mêr dinges, denn er kan
Swer tiutsch und latîn wol kan schrîben, der wil an ir stat niht
wer wol kan lesen und singen, der wil über hôhe perge springen

Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk wendet, und daß es ihm ein Gräuel ist, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu sehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unseres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn sie lesen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden. Und obwohl er an anderen Stellen den Nutzen dieser Abentheuer etwa so anerkennt, wie auch Thomasin [172]), so klagt er doch anderswo um so deutlicher [173]), daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden den Menschen weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch Lügen voll sind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren soll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, so dünkt es ihm eine Missethat, wenn einer etwas schreibt oder liest, woran unseres Herrn Lob nicht ist; und nach seiner Meinung habe mancher Mann an diesen Büchern Leib und Seele, Gut und Ehre verloren, im thörichten Nachstreben nach der Tapferkeit der alten Helden. Daher preist er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er seiner Zeit nur noch zuschreibt, selbst vor dem Konrad von Würzburg, der ihm, wie wir schon oben hörten, zu gelehrt ist, den Marner, an dem das moralisch-didactische Element ihn anzog. Ganz wie Thomasin ist Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in seiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutschen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verstünden; und obgleich er jenen poetischen, mystischen, allegorischen Gebrauch der Naturgeschichte für die Moral, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenschaften auf Christus, auf Dogmen oder auf moralische Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Testamente, und was wir Alles dieser Art in den Gnomikern dieser Zeiten

---

172) V. 1260.
Mit sünden er sîn houbet toubt, swer tihtet, des man niht geloubt;
swer noch der wîsen lêre behielte, manger tugent und witze er wielte.
Namhafter singer ist nu lützel; man siht etwenn, daz ein frisch stützel
lange einen dornzûn ûf heltet, als ist ouch dem swer noch beheltet
der vor genanten singer dœne, und ir getihte reine und schœne,
der vindet tugent, zuht und êre, hübschheit der werlde und uch die lêre,
von der sîn leben wird genæme und selten ieman widerzæme,
wanne sie den halten an zühten wider, der von im selben viel schir nider.
173) Cod. 98. f. 172b.

fanden, nicht verschmäht, so ist doch sein Werk im Al
davon frei, redet aus einem schlichten Verstande, der voll
Erfahrungen, wenn auch oft von Befangenheit nicht frei
schlichten Verstande. Wie Freidank, den er vielfach un
längeren Stellen ausschreibt, den er an einer Stelle nenn
sagt, obgleich es ihm oft geschehen, daß, wenn er allei
sich weise dünke, als ob er sieben Männer Sinne hätte, f
er sich doch wieder in Gesellschaft der Weisen dümmer als
vor, wie dieser Freidank greift er überall in die lebendige
keit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Cl
Ständen, schildert und geißelt es mit Mitteln, die de
gemäß sind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe,
dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht sel
sondern mit schulmeisterlicher Breite, Wichtigkeit, Lehrm
Eifer, eine Manier, die alles leicht schlimmer macht, was
machen will. Wenn das Buch nur ein Drittel seines U
hätte, wenn es nicht so ins Unendliche Reihen von tauto
Wörtern, Schimpfsnamen, Versen häufte, nicht so atheml
nach Eigenschaften machte, mit denen man einen Begriff fe
sucht, nach Quellen, aus denen man ein Laster herleiten w
Bildern, mit denen man etwas zu versinnlichen strebt,
nicht die schlechten Eigenschaften so mancher ähnlicher W
Scholastiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz vo
vais, theilte, wie viel vortrefflicher hätte das Werk nicht
und wirken müssen. Zwar auch so gehört es seinen W
nach zu dem Bedeutendsten, was die altdeutsche Literatur
nicht leicht wird ein anderes Werk so verbreitet gewesen f
litt wie alle Werke dieses Charakters die merklichsten Veränd
Der Grund des Wohlgefallens an diesem Werke liegt, n
Innere angeht, an der Gesinnung, die treu und wahr d
ausspicht, was nun schon lange anfing, in dem untern T
gähren und was bis zur Reformation nicht aufhören sol
Nation zu beschäftigen und zu bewegen; und was das
angeht, an der popularen Form, die der practischen Tende
angemessen ist.

Beides macht zu der entschiedenen Hinneigung des Ve
zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem
denselben Gegensatz, den wir im Freidank gewahrten, den

den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practische hier das im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff wieder den Renner. Die Manier des Hugo möchte ich eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprichwörtliche und Gnomische herrscht vor und verbindet jene verschiedensten einzelnen Formen, deren sich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth er hie und da in förmliche Sermone über ein Thema der Bibel [174]. Doch ist dies das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Parabeln, Geschichtchen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert und erklärt. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beispiele aus der wirklichen Geschichte, die er in ziemlichen Umfange kennt, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen, und dabei erinnert er noch wie Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen; man darf nur die Thiergleichnisse, z. B. seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen [175]; so wie wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, das sich seines Vaters schämt, sich dem Thiermährchen nähert und sich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonsi und im Aesop entfernt. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern, unter die er gerathen sei, und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er gleichfalls einflicht, in den Geschichtchen vom Bauerwesen, wo er in die derben und rohen

---

174) Z. B. in dem Kapitel von böser Gewohnheit über den Text: Es muß ja Aergerniß kommen u. s. w.

175) Ed. Bamberg. p. 59. 60.

Verhältnisse des häuslichen Lebens der untern Stände bli
erinnert er überall an Hans Sachs, und keine Zeit hat
Renner so fleißig gelesen und geachtet, wie die Reforma
In dem absoluten Gegensatze gegen die ritterliche Poesie
Entfernung von aller Abstraction, in der völligen Versetzu
wirkliche Welt ist auch der Renner ein natürlicher Vorl
Brandt und Aehnlicher, und die Welt, die er zu bekäm
ist schon eine weit andere als die des Thomasin, es ist
rielle und rohe, der sich auch die edleren Reformatoren g
sahen. Dies kann der kürzeste Ueberblick über den Gang,
moralischen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs
lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt seinem Werke ein
zu Grunde von einem Birnbaum, dessen Stamm auf A
Eva, dessen Früchte auf die Menschen gedeutet werden. (
die Erlösung in beliebten Bildern versinnlicht: Eva bracht
Sünde und Tod, Ave, der Gruß des Engels an Maria,
uns aus der Noth; der Baum im Paradiese stieß uns i
derben, von dem uns der Baum des Kreuzes rettete.) S
der Baum in Blüthe war, ist Alles gut: so ist auch der
in den Kinderjahren unschuldig. Dann aber kommt „Herr
zu den Mädchen und „Herr Selphart" zu den Jünglin
bringt sie zu Fall; dies vergleicht sich dem herbstlichen F
Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den B
andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die
Dorn fallen, sind die Hoffärtigen. In Hoffart sieht H
Berchtold den Grund des Verderbens der Zeit. Hier wer
erkennen, daß der wackere Schulmeister in seiner Zeit de
gerade so auf den Kopf trifft, wie Thomasin, als er der
das Horoscop stellte. Thomasin sah sich nur Einem Stand
über, dessen Autorität und Herrschaft damals noch allgemei
erkannt war, der die Nation repräsentirte. In dieser Stellun
er in seiner Moral den Bezug auf den politischen Verke
aus den Augen setzen und sich ganz auf den inneren M
zurückziehen; dies gab auch sein Verfahren an die Hand:
noch abstract und allgemein von Tugend und Laster, währen
beides mehr personificirt (so daß auch nun jene Stammbäu
Verwandtschaften der Tugenden und Laster aufkamen, zu

Hugo von St. Victor den Hauptanstoß gab), und Brandt gar nur noch von den Thoren und Lasterhaften spricht. Den Thomasin führte nun seine Betrachtung über einen Stand, den er als Stand noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen ansieht, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Prinziplosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen kolossalen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen sieht, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichsam privilegirten moralischen Ansehn, sondern alle Stände gleichmäßig dem Grundfehler der Zeit verfallen, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit von allen Gebrechen lossprach und als den Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem stricten Gegentheile von dem, was den Grundfehler der ritterlichen Zeit ausmachte. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes und jeder einzelnen Klasse mit dem, was sie ist und hat. Wir sehen also sogleich, wie Hugo, wenn er unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaaße) versinnlicht, in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe meint, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Definitionen und Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber auch ganz klar, daß diese ganze Stimmung der Zeit in dem Kampfe liegt, der sich zwischen den untern und obern Classen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie bei den Italienern dieser Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, des Adels auf seine Vasallen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen. Dieses selbe Thema der unruhigen Strebsamkeit, Erwerbsucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geschichte, wie durch die poetische

Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchsten Verbreitung
und daher erkläre man sich die Sympathie dieser letzteren
solchen Gedichten wie der Renner ist.

Indem nun Hugo seine Lehre über die Hoffart verfol
er überall, wie auch trotz seiner großen Weitschweifigkeit un
häufigen Excurse der Grundgedanke seines Buchs so fest g
in ihm liegt, daß man darin zuletzt eine weit tiefere un
lichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möc
geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzeln
sich diese Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftig
gen die Weiber zu Felde: man sieht, wie sehr die Zeiten
sind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemalig
schlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ga
schwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede
an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt d
ner (in einer späteren Stelle) in langer Predigt über die U
heit der Männer gar nicht, und schiebt, als ob sich das vo
verstünde, alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im
des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlich
Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist, die an Un
unzähliche Fehler und Mängel finden. Er geht auf die
das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spri
Angehöriger des Standes: es ist kein Unmuth mehr ü
Verderbtheit dieser Classe, sondern Aufgebung und Verzweif
allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher,
Predigt, Wehruf, Satire voll Bitterkeit, Drohworte und
reden; es ist der Niedere, der gegen den Höheren in heftige
redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu d
men und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold wi
Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftig
digt, die jenen den Himmel verschließt (sie ist „des Himmels
schubel"). Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz übe
das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen,
auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß bei diese
pitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die W
Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen
mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie
ist. In den Klagen gegen den Pabst und die päbstliche

mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf die Reaction gegen den Druck der Gewaltigen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Pabststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührte, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadeligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden ist und der wie der Rabe unter den Pfauen sich vor Hochmuth nicht zu lassen weiß. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig, wie ihnen gebühre, nach Gottes Willen leben. Dies führt ihn auf die Geistlichen und auf ihre Hoffart, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Individuen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Eigenthums- und Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Hier ist auch die Stelle, wo er einem Klostergeistlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthum allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der

frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des
willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeusc
meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Er greift vor ui
auf die Unmäßigkeit und das Prassen an König Adolfs H
kommt aber dann wieder zurück auf den Geizigen, auf de
Wirth, der seinem Gesinde nichts gönnt, nur bei fremder
nicht bei seiner eigenen froh werden kann; auf die sauren 1
sten Mahle, bei denen man dem Gast die Bissen zählt. 9
unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb
das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und all
lichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit t
über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt,
großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Jude
sind; ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin,
ihre lieben Freunde fanden und umhalsten sie mit lachendem
und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglic
aber gebehrden wir uns ernstiglich, daß einer den andern
als habe er ihm ein Leid gethan: und dies kommt von je
menschlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habsucht zu wege
Er geht auf Diebe und Räuber über, mit denen er den R
so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Betteln
zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande un
Mantel der Ehre bringen, das sind frommer Leute Kinder
und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen ist heute unser
opfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und Juden
Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesmin
die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die H
und großes Gut gilt für die beste Weisheit. Er zeigt, wie
und Schöffen nur der Habsucht dienen; Sold, Bestechung
sches Gut verkehrt dem Richter das Urtheil; gerechte Richt
nun seltener als schwarze Schwäne und weiße Raben.
bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen un
disten zu Felde, die das Recht krumm drehen, bei der Nase
ziehen, wenn sie wollen die Muhme zur Base, die Base zur
me, den Daumen zum Finger und den Finger zum Daume
chen, die die Processe hinausziehen, bis Jemands Habe von
bis zum Bettelstab kommt, und die die Richter selbst betrüg
daß, wenn sie den Gewinn theilen, sie selbst Silber, dies

Zinn erhalten. Hoffart und Geiz haben zu seinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabst an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil ist, St. Peter selbst, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig; und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber statt mit *Blei* behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, diesem Ungeld, dem Uebelsten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Lasterblech Un entstellt.

In einem dritten Theile behandelt unser Moralist den F r a ß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter und eindringender Beredsamkeit das unmäßige Leben, Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgierde mit all ihrem Gefolge von Widrigkeit und Krankheit ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechsinn haben jeder zwei Organe, der Schmecksinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir diesen mehr als jene alle zusammen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Mensch läßt sich zu Unersättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und sich begnügt. Man führe den Ochsen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo sein Nest ist, aber nicht der trunkene Mensch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böses Beispiel, auf schlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuschheit über. In diesen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zusammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenstände zurück und entschuldigt sich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die selbst für uns kaum vortrefflicher zu sagen sind. In seiner Jugend, sagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn seine Gesellen zu ihm kamen und mit ihm sangen und sprangen, so meinte er Alles zu haben, wessen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern sehe. Manches Kind ist jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein listiger Fuchs; und wie soll das im Alter werden, was sich schon in der Jugend alt macht? Will einer seine Freude auf das Alter spa-

ren, so hat er seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel
Ihm graue, wenn er kleine Kinder sehe, die weise Worte
ernsthaft sind. — So redet er auch hernach, wenn er au
zu sprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in de
die, wenn sie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren
kein Ei gelten, schon des Meisters Meister sein wollten
wir wollen diesen letzten Theilen des Werkes nicht weite
wo sich der Dichter vielfach in Abschweifungen, in christl
sterien, theologische Streitfragen, Erörterungen über Dichter
land und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und
sungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts
der allgemeinen Anlage des Werkes zu schaffen haben.

Die Achtung vor dem beschaulichen Leben, verbunden
gesunden Beherrschung aller practischen Verhältnisse des
machte dies Buch der deutschen Nation beliebt, und se
Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem
erstenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten
den Reformern des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie lie
dem Volke dieser Renner werden, da es noch keine Bibel
nen Katechismus besaß, den Thomasin weniger verstand,
dank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedan
seiner Ansicht wie seiner Form fand! Denn wie gerne
Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist,
der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wi
ordentlich mußten ferner die Wirkungen sein, mit denen sol
cher wie dieses der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeite
sich der salomonische Spruch und einzelnes Gnomische
Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volks, unter
tionalen Sprichwörter gemischt; jetzt treten Prediger in der
und im Buche, in Prosa und in Versen auf, die die
Schriften vollkommen beherrschen, und die der höfischen
der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derb
ständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in
beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit de
austrugen und das ganze Reich der Moral nach ihrer Lehre gest
Wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer
seelten Sprache, die Verbreitung dieser Bibel in Deutschland
wo sie nichts Neues brachte, sondern nur das Längstbekann

ihrer heiligen Autorität festigte und bestärkte, wie anders hier, als in den romanischen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu lesen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unsere Poesie dieser Zeiten gegen die auswärtige ebenso in den tiefsten Schatten stellt, wie uns eben diese Werke eines Thomasin und Hugo, die zum Ruin dieser Romanenpoesie das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den diese Zeiten der Anarchie und der Auflösung aller politischen Bande und aller geistigen Cultur, durch die Festigung einer großen moralischen Kraft mit der Emancipation des Mittelstandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Wenn der Renner und ähnliche satirisch-didactische Werke als Vorläufer der practischen und verständigen Weltansicht gelten müssen, welche im 16. Jahrhundert den Stand der Religion, des Staates und der Gesellschaft ganz bei uns veränderten, so müssen wir dicht hierneben die mystische Theosophie des 14. Jahrhunderts beachten, die den Samen einer neuen lebendigen Frömmigkeit ausstreute, der im 15. Jahrhundert aufging, obgleich sie in ihren ersten Anfängen als eine Saat der Ketzerei und des Antichristenthums angesehen ward und erstickt zu werden drohte. Auch an diese Richtung unserer religiösen Cultur schloß sich ein Zweig didactischer Poesie an, die überall eine Anlehnung braucht; die Poesie dient hier blos dem jeweiligen Stande der Zeit und ihren Influenzen. Wir konnten bisher aufs deutlichste beobachten, daß unsere Literatur sich überall da eine Stätte suchte, wo sich das Kaiserthum niederließ, so daß die politische Bedeutung und die poetische Blüthe der einzelnen Theile von Deutschland immer Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrich's und Friedrich's I. wetteiferten Nord und Süd; in dem anarchischen Wechsel, der bald folgt, ist die Blüthe allgemeiner und aufs äußerste getrieben; unter Heinrich VII. wendet sich die Literatur zu den Niederlanden hinüber, wie später unter Karl IV. nach Böhmen. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir vorher überblickten, die verfehlten Versuche, den Glanz der hohenstaufischen Zeit zu erneuern, etwa so darstellen, wie die Zeit und der Geist eines Heinrich VII. im politischen, so zeigt die mystische Dichtung und Theologie seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Bedeutung hin, die sich die Minoriten an dem Hofe Ludwig's IV. gegen ihren gemeinsamen Gegner Johann XXII. zu ver-

schaffen wußten. Bekannt genug aber ist, wie gerade dies
und gerade dieser Monarch mit unter den Ersten eine en
Opposition gegen die Päbste begannen, die sich dann unte
und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo selbst Lu
berühmten Tauler Predigten mit so vieler Hochachtung
empfahl. Mit Recht also erscheint diese Richtung der Theo
theologischen Poesie mit an der Spitze, wo von den ers
suchen zur Religions- und Sittenreform in Deutschland
ist. Zwar im Anfange trat die neue Lehre der mystischen T
philosophen als ein im reinsten Sinne des Worts speculative
von christlichem Pantheismus auf, das für die Reinigung
ralischen Lebens und des religiösen Wandels wenig zu ve
schien; allein weiterhin ward durch die kirchliche Verfolg
kühnen Sätze dieser Erzväter unserer deutschen Speculati
dings zwar der philosophische Kern ihrer Doctrin ausg
mit ihm aber auch das, was sie in weiteren Kreisen pract
immer unfruchtbar gelassen hätte. Die Predigten des
Eckart, des großen Meisters dieser Schule, auf den die
burger Mystiker Joh. Tauler, Nicolaus,[176] Rulman Mersw
Bürger, Verfasser eines Buchs von den neun Felsen), de
nitzer Heinrich Seuse († 1385), der Brabanter Joh. Ruysb
(† 1381) und Andere ihren gemeinsamen Ursprung zurückleite
alle mehr für eine auserwählte Gesellschaft tiefsinniger Gei
rechnet; die Taulerschen sind schon weit mehr einem größern
gerecht und nehmen den Rückzug aus dem gefährlichem ab
Systeme auf die practische Anweisung zum christlichen Wand
auf diesem Wege ward weiterhin das berühmte Buch des T
a Kempis der Schlußstein dieses Gebäudes. Wenn auch selbst
in der practischeren Gestalt der mystischen Doctrinen, jene Le
der Abgezogenheit der Seele und dem Preisgeben des Aeuße
und alles Sinnlichen wenig zu einem fruchtbaren Einwirken
Sittenzustände geeignet scheinen sollte, so lag doch aber in
Tendenz und in der äußersten Consequenz, mit der sie be
wurde, die Abwendung von der unfruchtbaren Gelehrsamke

176) Einige Predigten von ihnen in Pfeiffers deutschen Mystikern
177) Einen Hermann von Schildiz nennt Hermann von Fritzlar au
einen neueren Meister, I. 197.

Scholastiker und der dürren dialectischen Cultur des Verstandes, die Reinigung und Läuterung der dogmatischen Lehre von ungefügen und wunderlichen lächerlichen Sätzen. Auf diesem gesäuberten Gebiete nisteten sich dann zwar die Vorstellungen einer an Extravaganzen gewöhnten Phantasie ein, die aber doch eine Wärme des Herzens hervorriefen, unter deren Einfluß die Reinigung der Seele eher zu erzielen war als unter dem Froste der physicalischen Grübeleien über die Geburt Christi. Die Reden unserer Theosophen mochten zwar dem Volke unbegreiflich genug vorkommen, aber sie sprachen doch zu ihm in seiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben so oft, als mit Begriffsdeductionen. Sie wiesen zu einer Einfalt des Lebens zurück, die die Vielen weder begreifen hätten können noch wollen, wohl aber begriff man, was sie von der Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen predigten, jene Franziscaner des 13. Jahrhunderts sowohl wie diese Dominicaner des 14ten; und die Anwendung, die sie davon auf den anstößigen Prunk des Clerus machten, war am wenigsten dunkel und am wenigsten verloren. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden: jetzt aber treten ganze Mönchsorden reformirend hervor, die Geistlichkeit selbst fing an, sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, und nur diese zu überzeugen gesucht, die sich zu sehr bei dem Uebelstande im Vortheil befanden, allein die Mönche standen dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine practische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Poesie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieser neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer gesunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Ansicht des Volkes zurückbrachte, so führte die Poesie auf demselben Wege von der Ritterpoesie auf die Volksdichtung über, so wenig das aus den anfänglichen Erscheinungen zu erwarten stand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der Cultur der Aristokratie eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und schiebt mit der po-

litischen Geltung der vornehmen Klassen, der Geistlichkeit
Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung be
In jeder Revolutionszeit sucht der fanatische Eifer von eine
träglich gewordenen Uebermaaße verfeinerter oder verwickelt
hältnisse auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführ
ist dies mit fanatischerem Eifer, nie aber auch für einen so
Gegenstand geschehen, als in den Bewegungen die die Refo
vorbereiteten und durchsetzten. Einerlei Drang, der aus d
stehenden hinwegwies auf einen andern Zustand, den man
nur kaum in der wirklichen Welt und dem socialen Verk
möglich hielt, rief die Secten der Waldenser und anderer
rief die Orden der Mönche und verschiedene Doctrinen der
gen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des urs
chen Christenthums zurückholen; und alle Symptome der ge
Cultur seit dem 13. Jahrhundert weisen auf diese Zeit u
Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Fra
stand ein cynischer Christus auf; wie dieser im alten Testam
war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes
deutet; er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, u
Ende des 14. Jahrhunderts schrieb Bartholomäus Albizzi sein
von den Aehnlichkeiten zwischen Franziscus und Christus
bewies, daß sich jener diesem vollkommen gleich gemacht u
in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn
eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, d
Buch den Baarfüßer Eulenspiegel nannten. Fand Christus a
sem seinen Vertreter, so fand ihn Johannes an dem Abte J
von Flora oder wer sonst der Verfasser des sogenannten
Evangeliums ist; und dieser Prophet wirkte mit seinen Weis
gen so auf das 15. Jahrhundert fort, wie Franziscus mit
Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armu
Königin der Tugenden sei und der vornehmste Weg zum Hi
und seine Apostel predigten das Leben der Märtyrer und
Glaubenshelden, als die Geistlichen mit dem Adel um die
das Räuberhandwerk trieben, und der letzte Grund ihrer E
nungen war jener Spruch des Erlösers, der den neuen G
zuerst zu seiner Ordensstiftung bewogen haben soll, daß ma
zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streic
Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen solle. Un

predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich also in diesen Zeiten zu einem solchen Gegensatze zu den neuen oder aus den alten wieder aufgenommenen Evangelien, in dem bei ihrem ersten Erscheinen diese selbst zu der Gesunkenheit der alten Welt standen. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armuth zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war; und namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo schon im 13. Jahrhundert Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nennt; und wo im 14. Jahrhundert um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der mildern Parthei der Franciscaner mit der strengern, den Spiritualen, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt bestanden, im Gange; im 14. Jahrhundert erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; im Hermann von Fritslar wird es aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen, es sei denn jedem anderen ebenso bereit und gegönnt bei ihm, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf, weder rechten noch unrechten; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. s. w. [178]). In einem Manne wie Kaiser Ludwig schien sich dieser Kampf abzuspiegeln, denn für sein Schwanken zwischen Demuth und Opposition gegen die Kirche, für seine Bereitwilligkeit, jetzt die irdische Krone der himmlischen, jetzt diese jener zu opfern, wird Mannert schwerlich den gewünschten Aufschluß in archivalischen Nachrichten finden, sondern nur in dem ganzen Geiste der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch schon im Renner sich

178) Cod. Pal. N. 114. f. 84.

finden, so würde doch Hugo die Schwärmereien der Mysti
sie bald nach ihm laut wurden, nicht gebilligt, er würde
wie sein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die affectirte
liebe dieser Verzückten schief geblickt haben, die sich mit eing
Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung täuschten, und v
geistlicher Hoffart einzelne Verständige und Nüchtern
damals warnten. Es verarge mir Niemand, wenn ich vo
Männern und ihren Lehren mit einiger Geringschätzung re
Niemand lege mir es für Einseitigkeit aus. Wenn man di
sophen jener Zeiten den scholastischen Spitzfindigkeiten und
leien, ihr reines gottseliges Bestreben und ihren ascetischen
der Disputirfertigkeit der Aristoteliker, den phantasievollen S
ihrer Schriften und ihrer mühseligen Andacht und Frömmig
kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen
über sieht, so wird sich jeder gerne anf ihre Seite stellen,
einer practischen Religiosität immer viel näher standen als d
belnden Philosophen, da ihre Allegorien und Visionen doch i
Phantasie und das Herz berührten, während die lächerlichen
suchungen über die Gründe der Menschwerdung Gottes u
Wesen der Dreieinigkeit nur den dürrsten Verstand beschäf
und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die
täuschung abstreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man eine
wirft auf den Zustand der äußern Welt, die Ausartung des
den Aberglauben, die trostlose Stagnation in allen größere
hältnissen des Staates, und im Kleinen auf den herrschenden
Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Ge
entschädigte, ohne daß Eine Freude des Lebens übrig ge
wäre, die in der noch herrschenden Classe schon seit dem E
gewichen war, und wenn man sich erinnert, welche viel ärge
scheinungen noch die Seuchen, die Erdbeben, die Heuschrecke
die Hungersnöthe, mit denen der Himmel durch dies 14.
hundert die Menschheit heimsuchte, in diesen Zeiten hervorbr
wer wird da den kleinen Schritt von dieser unerfreulichen ä
Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht beg
und verzeihlich finden, wo man sich jeder leidigen Berührun
ziehen, und im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und
nen verharren konnte; wer wird nicht selbst die Energie gern

kennen, mit der ein Ruysbroek, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieser Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis sehr bezeichnend im Beten, Fasten und Wachen selbst eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ueberspringen von Extrem zu Extrem liegt nie etwas Großes: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen lassen von einem Rest jener Freude am Selbstquälen, an Zerrissenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur scheinbare Kraft, die in jeder extremen Ansicht und Handlungsweise liegt, und unsere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverstandener Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß sie nach Maaß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzustände suchte. Der Rückfall von Einer Extravaganz in die andere ist dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer sollte es glauben, daß Anhänger der mystischen Schule, die im 14. Jahrhundert die Schmach des Backenstreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenversammlungen öffentlich vertheidigten und approbirten, oder wer sollte meinen, daß diese Menschen so voll heiliger Gottesliebe von so häßlichem Menschenhasse glühen konnten, mit dem sie andere geistliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Denn freilich, wie sollten sie auch andere Menschen schonen, die sich selbst nicht schonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixotterie wollten sie, wie die Ritter um ihrer Frauen, so diese um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speise und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der störungslosen Andacht willen unterdrücken, jede Stimme der Vernunft mit dem Glauben übertäuben. Wie dort in der Qual des Dienstes, im Gehorsam und Entbehren ein Verdienst gesucht wird, so hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbsterniedrigung und Flucht des geselligen Verkehrs. Zum Verwiesenen von der Erde soll man sich machen und in der Mönchstracht des Abgeschiedenen von der Welt den Menschen wie ein Narr erscheinen, man soll das beschauliche Thun der Maria vorziehen dem dienstfertigen der guten Magdalene, ein geistlich schauendes Leben soll in uns geweckt werden, das ein sterbendes Leben, ein lebendes Sterben sei, das uns be-

fähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine
und Müßigkeit die Seele zu versetzen, in der wir mit Go
menfallen, in innerer Abstraction in seiner Vereinigung
uns in den Abgrund seines Wesens versenken können. De
soll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Le
Tod, man verzückt den wachen Geist in Träume, und
rührigen Körper zum Schlafe, um auch schon bei Lebzeit d
Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, s
den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Jede That
Lebenslust wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke üb
jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern ü
die Seele aufgeregt in üppigen Vorstellungen von einer bes
Hochzeit mit Gott, mit dem geistlichen Bräutigam. Alle
eines heiligen Bernhard oder Augustin gegen das weltliche
kehrte wieder, von denen der Eine sagte, hätte je Maria na
ihrer Schuhe gesehen, wie er ihr stehe, so wäre sie nicht
Mutter geworden, und der andere beichtete und bereuete,
über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Hasen
verloren habe; die Werke des Einen wie des Anderen si
neben Bonaventura Hauptquelle der mystischen Weisheit
und 14. Jahrhunderts geworden. Wie soll man dergleichen
Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug
so viele Neigung zur Rückkehr in dieses Unheil verrathen h

Den großen Zweck, den die mystische Theologie vo
moralischen Seite hatte, die Herstellung unverwickelter Ver
und einfacher Grundlagen zu dem Fortbau eines regenerirten
Lebens, hat sie in jenen Zeiten erreicht, diese historische Aner
muß ihr sicher bleiben; aber ihrem Herüberwirken in eine Z
unter ganz anderen Bedingungen steht, die einen Reichth
geistigen Lebens nicht entbehren kann und ihn noch lange
weit gesteigert hat, daß eine Reaction dagegen nöthig wä
Erfolg hoffen könnte, ihren practischen Einflüssen auf uns
stände, wo sie nur traurige Irrungen anrichten kann, muß
widersetzen. Anders verhält es sich vielleicht mit der Betr
des ursprünglichen Stammes, jenes rein speculativen Syste
dessen Zweige sich jene ascetische Moral als zeitgemäße Fru
setzte. An sich betrachtet, gibt dieses System die reine Befrie
eines philosophischen Kunstwerks, die Freude, die jedes

cohärente Ganze macht; es hat historisch die Bedeutung, daß es den Grund aller unserer transcendentalen Wissenschaft bildet und die wunderbare Anlage unserer Sprache für Abstraction und Speculation gleich mit dem Beginnen in einer merkwürdigen Fülle und Tiefe aufschließt; verpflanzt auf unsern Boden (wie denn die Ueberwirkung dieser Philosophie auf den Spinozismus und Hegelianismus evident ist) würde dieses Gewächs, unter anderem Himmel und auf anderem Grunde gepflegt, ohnehin ganz andere Früchte tragen, als es in jenen Jahrhunderten getragen hat. Auf das Fundament der ganzen mystischen Religionsphilosophie in Deutschland ist neuerdings philosophischerseits (von Hegel selbst) und theologischerseits [179]), offensiv und defensiv, wieder hingewiesen worden: auf die Schriften des Dominicaners Heinrich Eckart († vor 1329). Er war in heidnischer und christlicher Philosophie gebildet, erst Schüler, dann Lehrer in Paris, seit 1304 Provinzial seines Ordens in Sachsen, dann Generalvicar in Böhmen, später wahrscheinlich in Strasburg mit den Begharden in Verbindung gekommen; nachher lehrte er in Cöln seine Neuerungen, wo der Hauptsitz der Brüder des freien Geistes war, mit deren Lehren wie mit denen der Begharden die Eckartschen Verwandtschaft haben, und neben denen sie von der Kirche verdammt wurden. Die äußersten Spitzen dieser Sätze brauchen wir nur anzudeuten, um zunächst nur für unsere Zwecke klar zu machen, daß diese neue Philosophie auf die deutsche Dichtung nicht einmal so viel herüberwirken konnte, wie die scholastische Theologie auf die gnomischen Dichter, oder wie die geschichtliche Ueberlieferung auf die historische Poesie; und dies darum, weil jener Meister der Speculation das Gebiet der Philosophie scharf umzeichnete und keine Mischung der Grenzen gestattete. Wir geben aus den reinern Quellen [180]) nur die obersten und letzten Sätze, auf welche dieses strengste System practischer und theoretischer Abgezogenheit hinausläuft, möglichst in den originalen Ausdrücken

179) C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken. 1839. II.

180) Nicht aus den Reden, die im Anhange der Baseler Ausgaben der Taulerschen Predigten gedruckt sind, sondern aus zwei Handschriften, wovon die Eine verloren geglaubt war, und deren abschriftliche Mittheilung ich Herrn Pfeiffer danke, der sie nun in der Kürze in den weiter zu erwartenden Bänden seiner Mystiker dem Druck übergeben wird.

selbst: Aller Dinge letztes Ende ist die verborgene Finste
Gottheit, da Gott sich selber unbekannt und unbewußt ist;
und Gott ist verschieden, wie Nichtwirken und Wirken; das
der Gottheit, das Wesen Gottes, Gott selbst, tritt mit d
kennen (Erkennen) seiner selbst ein, denn sein Erkennen
Wirken; sein Erkennen und sein Wirken ist sein Wesen; er
Wesen, das einzige Wesen, das da ist; alle Eigenschaft al
und abgeschieden und abgeschüttet, daß nichts bleibt, als
ziges Ist, das ist die Bezeichnung Gottes; in diesem Ist,
Wesen, sind alle Wesen, alle Creaturen inbegriffen. Mit dem
des Selbstbewußtseins in die Gottheit, des Lichts in die Fi
der Offenbarung Gottes in sich selbst, ist der ewige Ausfl
Dinge aus Gott gegeben, der in sich selbst verfließt; in
ewigen Ausflusse bleiben die Dinge ohne Maaße (Ersche
der ewige Ausfluß ist bloße Offenbarung Gottes in sich selb
Creatur fließt darin aus, ohne sich selber, da ist sie Gott mi
Alle Dinge sind nicht von ihnen selber, sondern sie sind
von einer Sache (causa), die ihr selbes selber ist, das ist der
und aller Dinge Abbild ist der Sohn. Des Vaters Anblic
eigenen Natur, der Wiederblick seiner Natur, das ist sein
vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, de
vor dem Sohn gespielt in einer schwebenden Stille; beide
mit einander, ist der heilige Geist, an dem sie beide spiel
er mit beiden; das Spiel ist dasselbe, was es ist, woran sie
ihr Spielen und der Gegenstand ihres Spieles ist Eins; ihr
seitiges Lieben ist Eins mit dem Gegenstand der Liebe, so
Wesen, das sein selbes Wesen ist, in sich selbst verschlossen
Eigenschaft in Wesen aufgelöst. Hätte der Bildner aller Di
dem Vater nicht ewig geschwebt, so hätte der Vater nichts
können, darum mußten mehrere Personen sein als Eine; d
dem ewigen Ausflusse ist der Sohn von dem Vater ausgeflo
alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß
Ursache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verschieden a
der Ausfluß in der Zeit, da die Dinge geschaffen sind aus G
da sind sie nicht mehr Gott in Gott, sondern Creatur, nicht
ohne sich selbst und ohne Maaßen, sondern mit Maaßen, zu
und Erscheinung gekommen. Die Welt ist nicht ewig gewe
dieser zeitlichen Erscheinung, sondern nur ewig in Gott; urspr

sind die Dinge nichts an sich selbst, sondern Gott in Gott, und darum streben sie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, besonders aber in die menschliche Seele. Denn dies sind die drei großen Schöpfungen, da Gott das Werde sprach: in der Ewigkeit, in der drei Personen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menschlicher Natur in Einer Person, und in der Ewigkeit und Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die ist besser und höher, als wenn ein Mensch alle Werke thäte, die alle Creatur thut. In dieser Einung war Adam vor dem Falle, da hatte er alle Creatur an seiner obersten Kraft, wie der Magnet seine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an sich zieht; als er aber seine oberste Kraft von Gott schied, da fiel er mit allen seinen Kräften und mit aller Creatur. Nun strebte aber diese, einen Menschen zu schaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Creatur zu der Einung erhöbe, in der sie mit der menschlichen Natur war, und die menschliche zu der, in welcher sie mit Gott war. Das ward vollbracht an Christus, da er sprach, ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm stund Alles in einer geordneten Einung mit der obersten Kraft; und so geschieht es dem Menschen, der sich mit Christus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge gesammelt; da wird man ein Gott; alle Creatur ist ein Mensch, und der Mensch ist Gott an Christus Person. Darum ist Christus Mensch geworden, daß der Mensch Eins werde mit ihm; die Seele soll sich mit Gott vereinigen, und daß dies desto sicherer geschehe, soll sie ledig aller Dinge, aller Creatur überdrüssig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geist Gottes in sich leben lassen, und daß auch dieser desto freier wirke, soll sie Gott selbst ihren freien Willen anheim geben; sie soll sich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberste Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken lasse ohne Hinderniß. So wirkt er seine Göttlichkeit an ihr und wieder sie an sich, das ist das Wesen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum soll sie sich sinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott ist, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Christenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verständniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht grade auf zu Gott, die Liebe

aber kehrt sich zu dem, was sie liebt und nimmt davon
ist; Verständniß nimmt das, wovon es gut ist; Honig
süßeste, die Liebe nimmt Gott insofern er süß ist, aber We
insofern er Wesen ist. Darum, wie lauter und unsch
Werke sind, die da vollbracht werden in dem Lichte der G
sind die noch unschuldiger, die da innen bleiben und in d
und nicht herauskommen. Da nähert sich die Seele ihrem
nach dem Tode, wo sie in die Gottheit geworfen wird,
dividualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben
aller Creatur unbekannt, ihr aber alle Creatur bekannt
Man erkennt aus diesen letzten Sätzen, wie wenig diese L
den practischen Wandel unmittelbar überwirken konnte, und
sehr aus dem Ganzen, wie wenig Verbindung mit Poesie,
tasie und plastischer Anschauung sie zuläßt. Der Meister,
Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen seines
übernatürlich von der Gnade empfängt, verschmäht mit seine
Augustinus die empirische Erkenntniß, die Bilder aufnimmt
Auge; und die geistigere, die von sinnlichen Dingen Bilder
er verschmäht es also die factischen Texte der Bibel eins
nehmen, wie sie sind, und verschmäht sich bei der Lehre u
lichem Sinn der Gleichnisse zu begnügen; er sucht nur
kenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß,
inwendig ist in dem Geiste. Seine Predigten sind daher sc
denen seines Schülers Tauler verschieden, und noch weit m
denen des David und Berthold; sie sind Schulreden volle
und Autoritäten aus Heiden und Christen, voller Erörterun
Schulfragen und voll von friedlicher Polemik [181]).

---

181) Das Fragment einer Predigt dieser Art ist auch das Stück, de
in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen u
lichen Vernunft" gegeben hat, und das mit diesem unpassend
in lit. Handbücher eingetragen ist. Es ist gegen unseren Eckar
tet und ich theile seinen Inhalt hier darum gern mit, weil er i
das gleich zu analysirende Gedicht von den 7 Graden zu erläute
Es ist eine Streitfrage, wie der Mensch selig sei. Einige sa
Seligkeit sei ein so großes Gut, daß Gott sie keinem Mens
Natur mittheilen könne, sondern daß sie ihm durch übernatürlich
durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meiste
spricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder sich
vereine, denn dies sei eins: wo nämlich zwei Dinge sich

Das sinnliche Element, das zur Kunst unentbehrlich ist, entschwand den Dichtern, die sich in Deutschland an Materien dieser Art versuchten, noch mehr als unseren Gnomikern, die wir vorhin kennen gelernt haben. Wir wandten aber auch wenig Sorgfalt auf diese Gattungen an, die der Poesie überhaupt fremd liegen. Dante hat in dieser Gattung eine dichterische Größe bewiesen, die eines bessern Objectes werth war. Was sich in Deutschland Aehnliches zeigte, steht hinter ihm so weit zurück, blieb so roh und unentwickelt und fiel so entschieden in Prosa herab, wie die Ritterromane dieser spätern Jahrhunderte gegen Ariost, oder auch wie die englischen und deutschen Mysterien hinter Calderon, in dessen merkwürdigen Autos diese Gattung eine Vollendung wie nirgends sonst erhalten hat. Wenige Stücke solcher mystischer Poesie besitzen wir in der

---

da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geist das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott ist ein vernünftiges Wirken, sein Wesen ist sein Wirken. Gegen dies geht nun unser Theosoph zu Felde: Etwas, sagt er, sei in der Seele, dessen Wesen gleichfalls vernünftiges Wirken sei, und dies sei selig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Wesen sei selig von Natur. Der vernünftige Mensch aber sei blos darum nicht selig von Natur, weil in seiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, sei, welche dem Geiste eigen ist, insofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte sich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, so wäre der Mensch hier schon selig wie dort: „denn das ist die Seligkeit des Menschen, daß er bekennet sein eigen Sein in der Weise der wirkenden Vernunft." Diese leidende Vernunft aber kann durch Gnade eben so selig werden, wie die wirkende von Natur ist; diese letztre bedarf der Gnade nicht (und darum ist Natur besser als Gnade), denn sie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken ist natürlich, es ist ihr Wesen; ihr Wesen und Wirken aber besteht darin, daß sie Gott sieht und liebt ohne Medium, und darum ist sie selig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was diese durch Natur ist; sie muß also streben, dieser Gnade theilhaftig zu werden. Dies wird sie dadurch, daß sie sich von dem Körperlichen ledig macht; denn ist sie dies, so kann die wirkende Vernunft sie überformen, Eindrücke auf sie üben, so daß sie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaft. Wie die oberste Vernunft es von Natur hat, daß sie selig sei, so hat es dann diese durch Gnade. In ihrem Gottschauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle ist nichts, als daß sie sich durch Sünden dieser Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle sagt, sind nur Bilder für grobe Köpfe). —

Literatur des 14ten Jahrhunderts, die sich zu dem Renne
verhalten, wie unsere theosophischen Prediger zu dem B
Berthold. Derselbe Mann, der die Abhandlung über da
mahl prosaisch schrieb, die in einer der letzten Noten erwä
(er nennt sich einen Mönch von Heilsbronn), und de
poetischen Behandlung dieser heiligen Materien Anstand n
doch auch einige andere Stücke gereimt und zwar mit ni
gerer Fertigkeit, als er in seiner Prosa gezeigt hat. Da
das Buch der sieben Grade[182]), dem Inhalte nach
mit den fünf Graden der Liebe, die Dionysius statuirt,
nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaven
Aehnlichen erinnernd. Der Dichter unternimmt sein Werk,
er nichts von heiligen Dingen zu wissen gesteht, hofft a
Gott, der Bileam's Esel reden machte und wohl einen G
sprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehre
Ezechiel, ist sein Text, sah in einem Gesichte einen Te
dem ein Thor mit sieben Stufen führte. Der Tempel bed
Himmelreich, die sieben Stufen siebenerlei Gebete, in d
reine Seele stufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht.
Stufe ist das Gebet, das von trockenem Herzen geht, z
andachtslose Worte, unter Störung der Andacht durch Ae
keiten. Die zweite ist Reue und Buße, Wachen und
Peinigung und Kasteiung: auf dieser Stufe stand Magdale
der dritten Stufe lodert in dem Menschen eine neue Mi
welche die Furcht austreibt, die noch auf der zweiten manche
vergoß; die Missethat schmilzt, Vertrauen und Hoffnung
sich, und Liebe zu Gott, die dem Menschen jedoch mehr zu
giebt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die
wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergossen w
daß die äußeren Sinne erstarren und die reine Seele in
Harren brennt, bis sie in diesem Feuer eine neue Gluth g
kraft der das Herz nun unseres Herrn selbst begehrt. Nc
zeigt sich der Herr zornig gegen seine Traute, als ob er il

182) Cod. Pal. N. 417. f. 63. Eine Prosa verwandten Inhalts (
Staffeln des Gebets) und Eine von der Menschwerdung Go
schon darum Interesse genug darbieten, weil sie älter sind, al
Poeten und Prediger dieser Schule, hat Pfeiffer in dem ersten
seiner Mystiker mitgetheilt.

gier verschmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er sie schmachten, um sie mehr zu locken und zu reizen. Die Seele versenkt sich so in Minne, daß sie in der Trunkenheit die Gottheit und ihre Majestät vergißt und Gott ihren Trauten nennt. Er tadelt sie um ihre Verwegenheit und zieht sie abstoßend an. Im fünften Grade wird die stete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäscht jede kleine Schuld ab; Gott scheint jetzt unter allen Creaturen allein auf diese Seele sein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun so, daß alle äußern Sinne ersterben und alle fleischliche Lust weicht, daß die offenen Augen nicht sehen, die offenen Ohren nicht hören, so daß der Mensch alsdann der Welt wie ein Thor erscheint. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja sie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet sich nun nach Gottes Bild, dem sie zuvor durch Sünde ungleich geworden, sie schmilzt wie Wachs und wie dieses das Siegel, so nimmt sie rein Gottes Bild in sich auf. Wie in diesem Grade zwischen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, so wird im sechsten Grade Einigung zwischen ihnen, wie zwischen Gott, Vater und Sohn, nur daß diese Einigung eine natürliche und ewige ist, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele ist hier in dem Zustande, wo sie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo sie ihn liebt von ganzem Herzen, von gänzer Seele und ganzem Gemüthe, wo sie die Liebe empfindet, die Christ empfand als er Mensch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies ist der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde stehen. Das siebente Gebet spricht die Seele schon vor Gott selbst, entledigt des Körpers, schauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von diesem Grade sagte Jesaias, daß kein Auge je diese Freude sah, kein Ohr sie hörte. Darum will der Dichter nicht seinen Athem verschwenden; denn wer könne sagen vom lichten Scheine in den die Engel gekleidet sind, ihre schöne Ordnung, den Harfenklang und süßen Gesang der Patriarchen, diese Freude ohne Trauer, diesen Frieden ohne Krieg, diese Wahrheit ohne Lug, diese Lust ohne Noth, dies Leben ohne Tod.

Von allen Bildern und Vorstellungen der Mystiker nahm die Poesie am liebsten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und sie war auch die, welche noch am verträglichsten mit der poetischen Behandlung war. Der Grundgedanke dazu

fand sich in der Auslegung des hohen Liedes, das in P
bekanntlich schon sehr früh ins Deutsche übergegangen
im 13. Jahrhunderte durch Bron von Schonebecke[183])
wir schon hörten, durch Frauenlob wohl erst im 14ten ein
Behandlung erfuhr. Die Seele, die sich nach Gott und se
mahlschaft" sehnt, heißt die Tochter von Syon, im
auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, d
kinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel,
die bereits auf dem Thron der Freuden sitzt. Von demse
fasser, von dem das vorige Stück ist, rührt auch
Alexius, von dem Graff in der Diutisca den Anfang[184])
Tochter von Syon her, die er ganz mittheilt. Die se
Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten
hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe u
losigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergänglic
lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Hi
blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchen
bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die
Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armut
herzigkeit, Gehorsam und Keuschheit; sie solle verleugnen
hoch über sich empor fliegen durch alle Chöre zum oberst
dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Ar
fangen, mit Gnade übergießen, sie in seine Trinität fü
seine Majestät zeigen, sie bei der Hand leiten ins Land d
und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, b
Ein Ding mit ihm werde. Die Minne weist sie noch
dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet d
von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen
vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Mi
mit ihrem Geschosse den König auf seinem Thron, so d
Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint.
spricht er, sei gewiß ich lasse dich nimmer mehr und empf
zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man s
weit dies Thema führte. Nun kamen bald die plumpen
sänger des folgenden Jahrhunderts an diese Liebkosung Go

183) Bragur, 1, 2. S. 326.
184) Das Ganze in Maßmanns Alexinus.

man findet dann schon im Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von einem Bruder Lamprecht v. Regensburg, das zu Ehren des Provinzials Gerhard, noch zu Ende des 13. Jahrhunderts gedichtet ist, und von dem das vorhergegangene eine etwas spätere, kürzere Variation ist. Da ich das Gedicht selbst nicht kenne, offenbar aber nach dem Auszuge, den Welcker daraus mitgetheilt hat [185]) der Inhalt mit weniger Verschiedenheit und nur in größerer Ausführlichkeit derselbe ist mit dem unseres kleineren Stückes, so gehe ich um so weniger darauf ein, da ohnehin in dieser Sphäre die Gedankenarmuth gar zu groß ist. Sonst wäre vielleicht manche interessante Notiz aus dem Gedichte zu ziehen; wohin ich z. B. die Bemerkung des Bruders rechne, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in seinen Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Damit muß man denn die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner zusammenhalten; und das Leben der Adelheit Langenmann, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost ward, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wenn diese Stücke sich einfach auf dem Gebiete der mystischen Speculation aufhalten, ohne irgend poetische Prätensionen zu machen, so gibt es wieder andere, die eine gewisse dichterische Farbe suchen und sich zu gewissen poetischen Gattungen neigen, die in der Zeit cultivirt wurden. Dahin würden wir den Anticlaudianus des Alanus ab insulis (aus Ryssel 1114 — 1203) rechnen (so genannt, weil

185) Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. Vgl. Hoffmann's Fundgruben S. 307.

hier die Natur mit den Tugenden auftritt, wie umgekehrt bei
dian die Furie unter den Lastern) wie er von Heinrich von !
stadt, dem obenerwähnten Dichter des Apollonius von Ty
Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Titel Unseres
Zukunft bearbeitet ward [186]). Er steht mit diesem Gedi
weit er es übersetzt hat, neben den Allegorikern und Visi
nern, mit dem aber, was er eigenthümlich hinzugethan hat
den Sittenpredigern, die wir in weiterhinfolgenden Abtheilun
trachten werden. Im Vortrag ist bei Neuenstadt außer der
ren Vorrede alles anschaulich und klar; derb satirisch zum
und kräftig und eindringend sind die Stellen, wo er glei
älteren und jüngeren Landsleuten Stricker, Suchenwirt u.
die Hoffarth der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Fressen und
gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im
dienst, insbesondere in seiner Vaterstadt loszieht [187]). Der
des Werkes, so weit er dem Original folgt, ist etwa dieser:
wird in ein fremdes Land versetzt, und findet da einen
vier Thürmen, die ihm die Natur auf die vier Elemente
Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur v
trostlosen Zustand der Erde spricht; sie will einen vollko
Menschen schaffen und die Weisheit soll von Gott eine rein
für den Körper erbitten. Die sieben Künste schirren der
den Wagen, wir folgen einer leichten Beschreibung der
den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die
den fahren in die erkohrene Maria. Sie sollte einen Mensch
Vater gebären, rein wie einst Adam, der ohne Vater und
und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die
digung, eine Ankündigung von Christ's Wirken, Marien's L
Ruhm, Christ's Verdienste und Leiden, Alles nicht erzählend

186) Cod. Pal. N. 401.

187) Fol. 4.

Frâzheit hât genomen überhant, und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat ist manig man in Winer stat,
und etelich frauwe ouch aldâ, swie si ez gewunne oder swâ
sie muoz immer genuog haben, gar früeje ir krankez herze l
ê sie dann zuo der kirchen gê, sie drinket lîht ein engstel ê
und izzet ouch villîht ein huon, daz muoz ir dann gar sanft
in dem hâubt und in dem magen, sie machent veizt iren kra
daz sie pfuesten als diu swîn, dâmit wil sie dann heilig sîn.

dern lyrischer behandelt, oft zelotisch, untermischt zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateinischen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Mystiker. Wie dann der Dichter an die Todes- und Auferstehungsgeschichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrschender. Auch hier also das Wohlgefallen am Ueberirdischen. Im dritten Buche stehen wir dann wieder dem Inhalte unserer mystischen Schriften näher. Unseres Herrn Zukunft (Ankunft) ist viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er seinen Tod für unsere Sünden bot, und wie er vom jüngsten Gerichte kommt. Von diesem Thema, vom jüngsten Tag und dem Endechrist redet er jetzt, wo die Mythe einen ähnlichen Zusammenhang des Weltendes mit Christus, wie vorher der Weltschöpfung sucht. Vielfache Dichtungen über dieses Thema, über den Streit des Endechrists und Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngsten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Vision eines frommen Mannes gekleidet ist), gab es wie in ältern so in späteren Zeiten in Menge[188]). In diesen letzten Theilen geht die ganze Behandlung aufs Grasse und Furchtbare aus, bis ins Ekle (z. B. in der Teufelsschilderung), und sie will zerknirschen, bußfertig machen und zahm durch Schreckniß und Drohung. Wie dies auf der einen Seite mit der ascetischen Methode der Mystiker zusammenhängt, auf der andern Seite auf den Zelotismus des 15. Jahrhunderts vorbereitet, dies liegt zu sehr am Tage, als daß man weiter darauf achtsam machen müßte. Diese ganze allegorische Manier aber ward schon früher, noch jetzt und noch später auch auf andere, minnigliche, oder allgemein sittliche, Gegenstände

188) Ich denke, diese Sachen, die man zum Theil im Grundriß von Hagen und Büsching verzeichnet findet und die übrigens fast alle nur handschriftlich existiren, nicht weiter zu berühren, da es mir ohnehin scheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck schon zu viel auf ungedruckte, unverbreitete und unbedeutende Dinge. Ein Gedicht: Sibyllen Weissagung (im Cod. Monac. 746.) würde sich an Neuenstadt's Gedicht am besten anreihen, weil es Sittenpredigt, besonders über den Uebermuth der Geistlichen, Weissagung der Geschichte (bis 1361), des Endchrist's und des Untergangs der Welt an die Mythe von einem Baume knüpft, der auf Adam's Grabe gewachsen sei und später zu Christus Kreuz wurde.

angewandt und traf allmälig im 15. Jahrhundert mit dem
gengesetztesten Geschmack zusammen, nach dem sich die Dichtu
einmal an Gemälde und Holzschnitte anschloß und ins Plastisi
dem Uebersinnlichsten übersprang, worauf wir später zurückko

Die christliche Literatur, in so weit sie sich der Dichtun
gab oder doch näherte, war im Anfange ausgegangen von
nischen Lied oder Psalm, und neben diesem existirten die h
Schriften in Prosa. Beides ging in deutsche Uebersetzungen
nachher in poetische Paraphrasen. Als das Epos in der Dich
geschichte herrschte, suchte die geistliche Poesie die epische lege
Form; wie sich hernach die Didactik hervorthat, so ward au
Legende lehrhaft. Die Laien hielten eine Art von gemischter w
geistlicher Predigt in gebundener Rede fest, die Geistlichen red
der Volkssprache und in Prosa, die sich jetzt auch in die Erbau
schriften drängte. Nur der gelehrte und sinnbildende Th
Lehre haftete etwas strenger in der Poesie: wir lernten ob
Gnomiker mit ihrer christlichen Symbolik kennen und mit
weitläuftigen Gelehrsamkeit, wir hörten schon unter ihnen einzelne
men, die sich gegen diese Gelehrsamkeit auflehnten, wir sahen den S
nachfolgen, der ausdrücklich gegen Wissenschaft und Kunst angin
betrachteten endlich eben jetzt die Mystiker, die die Gelehrsamke
achteten. Dem Stoffe nach sehen wir auch hier ein stetes
schreiten vom Factischen, Sinnlichen zum Uebersinnlichen; der
nach ebenso von Erzählung zum Beispiel, zur Lehre, zur Al
und Vision. Später werden wir finden, daß die Legende
kommt, und daß sofort der Kreislauf rückwärts führt bis zu
formation, wo wie im anfänglichen Stande der Dinge die pro
Schrift neben dem einfachen Kirchenliede erscheint, bis beid
Laufe der Zeiten hernach noch einmal versuchte, sich zum chris
Epos und zum schöngeistigen Hymnus zu gestalten.

Der Kampf der Scholastik mit der Mystik hat sich i
Dichtung nicht sehr polemisch ausgedrückt. Die Gegensätze
aber schroff gegeneinander in den Gnomikern und in den letztge
ten Poesien; im 14. Jahrhundert aber schien sich dies so zu nä
wie im 13ten in der Theologie selbst Mystik und Scholastik si
Hand reichten. Wir würden sagen, daß Heinrich von Mu
der Manier und dem Stoffe nach sich ganz zwischen Beides
Er lebte unter Karl IV., hatte diesem in dem Buch der Mai

Denkmal gesetzt, sonst aber, nach einer Stelle zu Anfang seiner ungarischen Chronik [189]), mit dem Namen des Herzogs Rudolf IV. von Oestreich alle seine Werke geziert. Seine kleineren Gedichte setzen die Manier der Gnomiker roher und übertriebener in diesen Zeiten fort. Ich kenne deren aus einer mangelhaften Heidelberger Handschrift [190]), hinter der man sonst ein zusammenhängendes Gedicht gesucht hat, dessen Verfasser unbekannt war. Es ist aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verschiedenartigsten Inhalts; und daß sie von Heinrich von Müglen sind, dessen Name allerdings nicht genannt ist, beweiset die zum Theil wörtliche Uebereinstimmung einzelner dieser Gedichte, die sich über die Künste verbreiten, mit dem gleichen Thema in dem Buch der Maide. Auch sieht man hier, daß von der Hagen [191]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwischen Müglen und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrhundert hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieser Handschrift gegen Regenbogen gerichtet ist [192]), sich schon auf den Todten beziehen könnte. Sonst erklärt die Frauenlobische Manier dieser gnomischen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es ist ganz der scholastische, physikalische, astronomische, chemische, geomantische, medicinisch-astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten jener kunstvollen Sänger, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geschichten, Fabeln, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie ausläßt. Stellen nun diese Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, so ist auch sein Lobgedicht auf die Maria [193]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es sich unmittelbar an die goldne Schmiede des Conrad von Würzburg anschließt, von dem Heinrich dieselben Lobsprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht hatte [194]), und das er

189) Cod. Pal. N. 5.

190) Cod. Pal. N. 693.

191) Alt. Mus. 2, 181.

192) Fol. 12.

193) Cod. Pal. 356. fol. 103^{b}.

194) Ibid. fol. 105.
Von Wirzburg Cuonrât bas boliret hât dìn lobes glas,
der blüender sprüch ein bildner was, ein former und ein houptsmît,
wann ich gedihtes zwerk, von Muglin Heinrich solich werk
nit mag florieren u. s. w.

aus Lappen älterer Gedichte zusammengeflickt hat, seiner Unfähigkeit geständig [195]). In der That ist hier nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen Gleichnisse und Vorstellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Gethier und Steinwerk, in neue barbarische Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht sind. Der Preis der Maria setzte sich bis ins 15. und 16. Jahrhundert fort, und wie in der Wirklichkeit, so auch sank im Gedichte alle Würde herab. Im 15. Jahrhundert begannen die Streitigkeiten über die Empfängniß der Maria von neuem und mit der alten Bigotterie: die ganze Vorliebe für ihren Cultus schien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geschichten von ihr wurden aufgefrischt und mit neuen vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave ward das verbreitetste Gebet, die ihr gewidmete Verehrung ward angesehen als Gott oder Christus selbst erzeigt; und dies trieb sich bis zu den bekannten Scandalen und schmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrhundert die Dominicaner mit ihren Wundererscheinungen veranlaßten. In der Predigt erschien im 15. Jahrhundert jenes Uebermaaß von Unsinn in dem Mariale des Bernardin von Busti, wo Maria's Gestalt beschrieben, ihre alten und zahllosen Benennungen erklärt, ihre Sitten und Tugenden gepriesen, die Geschichten ihres Lebens und ihres Todes erzählt, und darunter theologische Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemischt wurden. Dieß Alles erscheint dann auch im Gedicht; und von diesem Muglin bis zu einem Conrad Harder von Würzburg, in dessen Lobgedichten auf Maria [196]) (nicht auf den heiligen Geist, wie Docen und Adelung sagen: denn dieser wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der blos exclamatorische Bombast schon nicht mehr Gewicht genug in der deutschen Sprache findet, sondern schon lateinische Brocken dazwischen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen andern Schwung in gehäuften Reimen suchen [197]), oder bis zu den sieben Freuden

195) Im Anfang:
Was ê die maister hân der kunste wât gesnitten an,
die zeist ich wider unde span darus eins niuwen dihtes kleit.
Nit dan ûff alte wât mîn sin bisher geferbet hât.
Uff schmid ich manig slymmat, mit ungefüger arbeit.

196) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

197) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in diesem Codex fol. 90.

Maria's von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt sind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachsenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in dessen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer sinkt, und von da an zu den vielfachsten Stücken namenloser Meistersänger ist ein einziger Zug der jammervollsten Reimereien, die wohl jemals Jemandem zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Mystikern, zunächst mit dem Anticlaudianus berührt sich Heinrich, wenigstens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide [198]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet ist, und das man auf bloße Ansicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu nennen pflegte. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen; Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes [199]). Der Kaiser fragt seinen Rath, wem er den Preiß geben solle, dieser aber lehnt die Entscheidung ab. Der Kaiser befragt den Dichter [200]), aber auch Er überläßt es der Einsicht des Regenten, der dann für die letzte entscheidet. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr

---

Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich dringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

198) Cod. Pal. N. 14.

199) Z. B. die Physik:
Du kranker in mîn schuole kum, ich lêr dich wie raubarbarum
mag vegen aller colerâ, und ist dem ersten stapfen nâ,
in wurtzen die da hitzig sîn, der krank si nutzet ane pîn;
dy salbey behelt die ander stuf, welch arzt ez weiz der ist kein luf,
uff der dritten stuffen auch wil stete wonen knobelauch u. f.

200) Fol. 23.:
Der keyser sprach von Mugellin Heinrich, waz dunket dich gesin,
welch under in hab die wirdicheit? Er sprach, mîn sin zu enge schreit,
daz er die wîsheit nie erlief; dîn wirde hôch breit unde tief
dy sal von schulden daz verstân, welch under in sal die wirde hân.

die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit gib
Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die S
der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur be
chen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tug
zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheid
daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sonder
Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe j
Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt,
habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und di
auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alle
wirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum
sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend gesch
die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott
so wie Gott die Tugend.

6. Beispiele.

Es sieht wohl recht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn
in dieser Abtheilung neben die kaum besprochenen tiefsinnigen D
tungen aus dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine R
von Sammelwerken, die sich um Novellen, Anecdoten und Schw
drehen und meist aus dem Alterthum entlehnt sind oder sein so
erwähnen; und dennoch führen diese Dichtungen und ihre Di
ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich
Legenden und Wundergeschichten der Maria und aller Heiligen
den Possen des weltlichen Schwanks berührten, haben wir be
im 13. Jahrhundert gesehen, und die großen Massen von poetis
Erzählungen beiderlei Art, die dieses Jahrhundert hervorbra
sammelte das 14te in Collectivhandschriften, wie denn die mei
Codices dieser Art in Heidelberg, Wien, Würzburg, Gotha
sonst in dieses Jahrhundert fallen. In diesem 14. Jahrhun
wandte sich der Geschmack, vielleicht gesättigt an den ritterli
Schnurren und Lieblingsgeschichtchen und an den deutschen Th
und andern Mährchen, deutlich der antikeren Form der Fabel,
moralischen und historischen Anecdote aus der alten Welt zu
wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehistörchen, Rech
fälle u. dgl. festhielt, setzte er sie in Prosa um und suchte sie m
ralisch zu wenden. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens

jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an solchen mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und einer practischen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, und wie verschwunden jeder Edelmuth, jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren sowohl, wie an wahrer Bildung war, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die sie unter jenen Heiden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrhundert auf der Spitze unserer Mystik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornt, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarka, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV. zum Zug und zur Besitznahme des harrenden Italiens und der Weltstadt Rom mit feuriger Beredsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, gutmüthigen, ehr- und ruhmvergessenen Fürsten seiner Zeit verhöhnte und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jahrhunderts kannten und benutzten, übersetzte Heinrich von Müglen, also einer der Poeten, deren Geschmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen schien, im Jahre 1369 [201]), gut genug für sein offenbar überall höchst geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Autors, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, gegen diese ältere Version zu polemisiren.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch

201) Ed. Augsb. 1489. fol.

auch in dem nächsten Jahrhundert weit von den Producte
römischen Kaiserzeit entfernten, weder in diesem noch in
einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufna
Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in seinen patrio
Anklängen an das republicanische oder volksmäßige Prinzip eri
das wir jetzt stets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervorta
und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen mit der Zun
des gebildeten Theils der Nation zu dem Antiken. Gesinnun
Inhalt mahnt in Boners Buch vielfach an Hugo von Tri
zurück.

Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, di
Wegwendung von den weltlichen Trieben, denselben Hang
„geistlichen", inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründli
Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schul
Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen übe
walt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg
Mein und Dein, der nun die Erde überzieht, dieselbe gleichm
Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den empo
benden übermüthigen Geringern, all dies und mehrere Züge
Art auch in dem Edelsteine 202) nachzuweisen, der berüh
Fabelsammlung, die neben dem Renner mit am frühesten un
gewaltigsten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würd
leichte Arbeit sein. Der Verfasser dieser Sammlung ist der
digermönch Ulrich Boner (ein Berner Geschlecht), der um
—49 in Urkunden erscheint, und der diese Fabeln dem Joh
von Ringgenberg zu Liebe nach dem Lateinischen dichtete, der
heilige Lieder sang. Durch diese Zeitbestimmung ist erst neuerl
herausgestellt 203), daß der Edelstein einige Zeit nach Hugo
Trimberg (ca. 1330) entstand, nachdem man ihn früher um ein
des Jahrhundert zu jung, später um einen noch längeren Zeit
zu alt machen wollte; die Reinheit des Vortrags konnte zu l
rem Irrthum leichter verführen, der ganze Geist der Moral
und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der
nier und des schweizerischen Dialects im Vortrag, auf die Z

202) Ed. Benecke. 1816. Jetzt besser W. Pfeiffer. Leipz. 1844.

203) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Gött. gel.
1820. p. 717.

des anfangenden 14. Jahrhunderts hin. Wie der Renner ist der Edelstein eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters; viele Abschriften haben sich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward er 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für seine Beliebtheit ist, da, wie Lessing sagte, die ersten Drucker nicht überall mit ihrer Wahl auf die besten, aber doch gewiß auf die gangbarsten Bücher fielen; nachher bemühten sich Scherz, Bodmer, Eschenburg für die erneuerte Verbreitung dieser Fabeln und endlich erhielten sie gleich bei der ersten Restauration unsrer alten Literatur eine nette Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unserer alten Sprache berechnet war. Der Edelstein ist im Grunde die einzige erfreuliche Erscheinung in dieser ganzen Periode, denn nichts von dem stört hier, was noch im Renner abschreckt. Es herrscht hier in der Lehre, die auch dem Bonerius in der Fabel die Hauptsache ist [204]), eine Sicherheit, eine Präcision, eine Bestimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus diesen Zeiten damit verglichen werden kann, und diese Helle der Einsicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag so schön heraus, daß man bei Vergleichung dieser Einfachheit mit der embryonenartigen und trüben gelehrten Weisheit der Gnomiker nichts Besseres sagen kann, als was der wackere Fabulist selbst davon empfindet. Schmucklos nennt er sein Buch, und einfältig und ungeziert seine Worte, doch enthielten sie einen Schatz von weisen Lehren. Die dürre Schale berge oft süßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilsame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer seine Worte künstlich zu flechten wisse, der dünke sich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem sei es nütze, mancher aber trage Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand wenig frommten. Wem schlichte Worte nicht nütze seien, der ziehe auch

---

204)

Wer die bîschaft merken wil,
der setz sich ûf des endes zil.
Der nutz lît an dem ende gar
der bîschaft, wer sîn nimet war.
Diu getât ist nicht alsô gewesen
der bîschaft, als mans hœret lesen.
Dar um list man ein bîschaft guot,
daz wîser werd des menschen muot.

keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige je
Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. M
den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die vers
Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine Fabel ist im
mit der Strickerschen bedeutend vorgeschritten; selten treffen
jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwen
welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigra
schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralis
ziehung, und nur zuweilen die speciellere Anwendung auf
der näheren Umgebung. Dies gerade ist ja der außeror
Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrschenden Moral,
frei von jedem religiös-dogmatischen oder vaterländisch un
nal-beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte u
Verkehrs aufstellt, und dies Ausdauernde, was sich im ä
Osten sowohl wie im äußersten Westen durch Jahrtausende
hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, v
das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Fa
Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat, so daß auch
unter diesen mannichfaltigen Formen doch diejenige wohl
teste ist, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in de
wande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste a
wie auch eben **darum** das Erfinden neuer Fabeln fast un
ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel ausgebildet
wohl nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesen
Fabel mit dem Sprichwort so verwandt, daß man sie n
poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bek
sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts
fache Sprichwörter gewesen. So verhalten sich denn a
Spruchsammlungen in den Lehren des Cato u. A., die un
Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an seinen So
Schüler so beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fab
Beispielsammlungen im Alfonsus, den sieben weisen Meiste
Bidpai, ja im Aesop, der von Romulus für seinen Sohn
rius übersetzt sein sollte, ganz wie das einzelne Sprichw
einzelnen Fabel. Dieser Verhalt war noch beim Stricker
erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der
lung, dem Schwank, der Anecdote verschwistert, die in S
Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Th

Fabel übten. Dies ist auch noch im Bonerius sichtbar; unter seinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln stehen einzelne (wie die vom liebkosenden Esel und so im Renner die von der Elster und Taube), in denen das Geschickte der Schilderung fast zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, Nr. 48, von Vater, Sohn und Esel, Nr. 52, von den drei Gesellen, Nr. 74, vom singenden Pfaffen, Nr. 82) wo der Muthwille des Schwankes vorscheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach, sind die Bonerschen Fabeln diesen Einflüssen entwachsen. Sie zeigen die Verbindung und Wechselbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwischen den altklassischen und Lessing, und mit Recht hat man sie darum mit zu den vorzüglichsten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteristische des deutschen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es ist nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, sondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht stellen, sondern mehrere oder so viele sie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zusammengestellt sind, sondern ungeduldig die Geschichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erscheinen. Auch ist das Verschwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beispielen im Boner sehr anschaulich zu machen [205].

Etwas später als diese Fabelsammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutpriesters Konrads von Ammenhusen [206] (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, das der Dominicaner Jacob von Cessoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum schrieb. In Prosa ist dies Werk fast in alle Sprachen übersetzt, auch ins Hoch- [207]) und Niederdeutsche. So wörtlich diese prosaischen Uebersetzungen

205) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was" variirt wird in:

ein wolf was siech; dô er genas,
er was ein wolf als er ê was.

206) Cod. Pal. 398.

207) Ich kenne eine Strasb. Ausgabe von 1483.

zu sein pflegen, so frei ist die poetische unseres Konrad,
übrigens einer deutschen prosaischen Bearbeitung an
scheint [208]), indem nicht alle die verschiedenen Drucke, d
im 15. Jahrhundert veranstaltet wurden, aus Einer Quell
ren. Dieses Werk in seiner poetischen Form, die wir hi
beachtenswerth finden, hat die verschiedenartigsten Beziehu
der Literatur und Cultur dieser Zeiten, obgleich es in sich o
Werth ist. Bekanntlich war das Schachspiel einmal (1197-
von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Ja
Cessoles aber wußte es durch seine moralischen Deutungen
zu empfehlen. Was empfahl sich auch nicht durch diese
schen Deutungen! So schwärzte man ja die üppigsten Ge
in die Gesta Romanorum ein unter dem schützenden Sch
mystischen Auslegung! So fuhr es denn unserm Konrad,
das lateinische Buch las, durch den Sinn, er könne sic
dessen Uebertragung ein besseres Verdienst erwerben, als
mit ihren Schandmährchen und frivolen Erzählungen. Ih
kam es nur auf den moralischen Gehalt an, und auch un
natürlich hier nicht interessiren, was aus dem Buche in Be
die alte (von der unseren verschiedene) Art des Schachspielen
Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre [209]). Das
und seine Figuren sind nur zu einem Rahmen genommen, un
die Tausende von Anecdoten, geschichtlichen Zügen, Lehren,
predigten, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter de
Bezeichnung eines Beispiels begriff, zu sammeln. Wohl an
Verse hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes
denn über seine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der viel
sich selbst mistrauischen Dichter dieser Zeiten mit solcher H
und Seelenangst und wahrer Beklemmung gejammert und si
allen Seiten gegen jeden Vorwurf verschanzt, wie dieser im 2
seiner Arbeit thut. Mit der Zeit aber scheint ihm, je breit
Buch ward, der Muth gestiegen zu sein: und während

---

208) So scheint's wenigstens nach dem, was Bruns in seinen Beiträ
S. 68 sqq. beibringt.

209) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer A
lung in der deutschen Monatschrift 1797. S. 104—110 aus der
ausgabe von 1477.

Anfang schüchtern auf seine Zusätze aufmerksam macht, so werden diese Hindeutungen später, wie die Zusätze selbst, viel häufiger und er wünscht zuletzt, die Abschreiber möchten doch das lateinische Original beischreiben, damit man besser übersähe, was seine Zuthat sei. Und während er im Anfang seinen Namen [210]) nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müssen, so besinnt er sich am Ende doch eines anderen und nennet sich in einem Acrostichon von unsinnigem Inhalte [211]). Man sieht in ihm schon den ungeduldigen Trieb des Lesens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Gelesenen verbunden ist, jenen Zug, der die producirlustigen Meistersänger so sehr charakterisirt und ihre ganze Literatur in einen eigenen Gegensatz zu der hohenstaufischen Zeit setzt, wo die Sitte der ängstlichen Uebertragung bei viel größeren Anlagen der Dichter unserer Literatur so schadete, wie das selbstverlässige Schaffen der geringeren Köpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die größte Belesenheit scheint unserem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftstellern urtheilen sollte, die er citirt. Allein was ihm sein Original nicht an die Hand gab, das fand er in den mystischen Schriften dieser Zeiten, welche so viele historische Anecdoten aus der alten Welt schon aus Augustinus, Hieronymus, Ambrosius u. A. gesammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateinisch gelesen haben mag, in den Gestis Romanorum, wo so häufig die Quellen angegeben sind, und im Petrus Alfonsi beisammen. An die Mystiker erinnert er in einigen sinnbildlichen Deutungen alter biblischer Geschichten; in der Manier an den Renner, oder an die spätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit sind zugleich das Originale und das Interessante in seinem Werke. Im ersten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachspiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigsten Gelegenheit. Im zweiten dagegen,

---

210) Fol. 5b.

Daz ich mînen namen verswigen habe,
daz ist beschehen umbe daz, ich wolte weder gunst noch haz
lop noch strâfen darumbe gern, ich wil ir beider samt enbern.

211) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münch und liutpriester was
ich kunde ez niht getihten baz.

wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, g
der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albr
Adolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet,
zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und
gegen Geistliche und Richter, gegen die allgemeine Hab
Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politisc
brechen zu predigen [212]. Am wichtigsten aber ist das drit
das von den Venden (Fanten; unseren Bauern) han
denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier si
deutlich den popular gesinnten Priester, der auf Erleichte
Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstan
Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hin
Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stat
die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechs
Schreiber und alle möglichen Klassen der Handwerker einz
nimmt, sie satirisch und oft launig um die Erbsünden ihre
gen Geschäfte straft, weniger neckisch und ernster als ein Han
und Andere, so mahnt er überall an das Aehnliche in den S
und Zeitgenossen des Letztern und führt tiefer in das B
der Staatsklassen, in die natürlichen Abtheilungen der M
menschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte z
diesem und dem Teichner ein. In diesen Regionen, sieht m
ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Ad
dies wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir un
Dichtern wie in dem Lieblingsstoffe ihrer Producte stets n
höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattung
Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Gesta Ro
rum; er führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin
enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen.
könnte nun schwerlich die in vielfachen Drucken bekannte la
Sammlung mit den moralischen und mystischen Anwen
sein [213], die man dem Petrus Berchorius zuzuschreiben

212) Daß auch Er das Geschäft des Predigers versieht, oder die Geg
der Predigt abhandelt, deutet f. 72 an. „Ich möhte dis unde
lân, die brediger sagent sîn degelich gnuog."

213) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis
Die erste Ausgabe ist von 1473. Ueber das Literarische muß m

wenn sie anders erst um das Jahr 1340 entstanden sein sollte [214]). Bekanntlich aber wird auch in dieser Sammlung wieder ebenso auf andere Gesta Romanorum neben dem Macrob, Valerius, Alfonsus, Bidpai u. A. als Quelle hingewiesen, die man gewiß nicht mit Dunlop für römische Geschichtswerke überhaupt nehmen kann. Bei der vielfachen Berührung der Gesten mit der Kaiserchronik, die ja eben so wieder auf eine andere Quelle hinweist, ist nicht anders anzunehmen, als daß zwischen beiden Werken eine Menge anderer verschiedenartiger Bearbeitungen der römischen Legenden und Sagengeschichte aus der Kaiserzeit existirt habe und daß die ältere der beiden Sammlungen andere wird vor sich gehabt haben, wie die jüngere derselben in abweichenden prosaischen Sagengeschichten der Römer später nach sich hatte. Auch wird Niemand dieses lateinische Werk mit den theologischen Deutungen für Original halten mögen, denn die dies thun, berufen sich, wie es scheint, auf eine Stelle beim Glassius [215]), die dem auch sonst durch seinen allegorischen Wust bekannten Benedictiner nichts als die mystischen und allegorischen Auslegungen zuschreibt. Ich habe weder das Material dazu, noch dünkt es mir auch in eine deutsche Dichtungsgeschichte gehörig, über die Entstehung dieser Novellen- oder Anecdotensammlung, die so viele Ausbreitung fand, Untersuchungen anzustellen. Sollten sie gründlich ausfallen, so forderte dies ein immenses Studium der gesammten Novellenliteratur des Mittelalters und dieses wäre etwa einem Schreiber der italienischen Poesiegeschichte zuzumuthen, wo diese Gattung im Boccaccio und sonst eine so ungemeine Vollendung erhielt; allein in Deutschlands Dichtung spielen diese Dinge eine viel zu untergeordnete Rolle, als daß hier zwischen dem Resultat und der Mühseligkeit der höchst weitläufigen hierzu nöthigen Studien ein Verhältniß sein könnte. Den Gesichtspunkt, von dem man bei einer solchen für die allgemeine Literatur- und

---

allem zur Hand nehmen: Dr. A. Keller, Gesta Rom. 1837., wo man den lateinischen Text mit Proben von Bearbeitungen in andern Sprachen, Untersuchung und literar-historischen Commentar findet. Dazu seine Ausgabe der deutschen Gesten mit den Moralen aus der Münchner Hs. N. 54. aus dem 14—15. Jh. 1841.

214) Siehe den Abschnitt aus Dunlop hist. of fiction, oder auch die eigne Abhandlung Warton's über dies Werk.

215) Bibl. sacra p. 440.

Culturgeschichte immer höchst wichtigen Untersuchung ausgehen
getraute ich mir wohl eher anzugeben. Der Forscher mü
die Quellen der ächten Kaisergeschichte zurückgehen, sobald
des Materials der bekanntesten Bearbeitungen der Gesten
Kaiserchronik versichert hätte, und müßte zunächst dort und
Cultur und dem moralischen Zustande der Kaiserzeiten einer
der vereinzelten Stoffe so gut suchen, wie einen kleinern Th
noch in der älteren Geschichte Roms. Er müßte dann be
die Kirchenväter, die Legenden, die Schriftsteller der barb
Jahrhunderte, die sagenhaften Urgeschichten der südlichen S
in Europa, durchsuchen; und überhaupt Alles dieses für di
raturgeschichte auszuziehen, könnte ein verdienstliches Werk fü
belesenen Literarhistoriker werden. Seine Untersuchung wür
bis auf die von Griechen redigirten Gesta oder Acta der Kai
auf die Sammlungen anstößiger Anekdoten von dem Hofe
führen, denn daß diese Novellen sich bis dahin zurückverfolgen
und daher ihre volksmäßige Entstehung nachgewiesen werden
liegt theilweise sehr deutlich in dem Charakter der Erzählungen
Denn auch in den spätesten Bearbeitungen hat sich Alles,
Bedeutendes in der römischen Menschheit dieser Zeiten vo
gleichsam abgespiegelt erhalten. Oder wäre die Verderbniß
häuslichen und ehelichen Lebens, das unter der Regeneratio
Welt durch die Barbaren mitregenerirt werden sollte, und
anarchische Zustand des sich auflösenden Reiches und die R
bücher, die diesem abhelfen sollten, und die gesunkene mor
Kraft, welche die Märtyrer und Heiligen wieder zu beleben anst
wären dies Alles nicht die Hauptseiten der Culturgeschichte
untergehenden Weltreichs, die dann wieder alle in die Kaiserch
und die Gesten eingegangen sind, welche erstere noch den Un
des Reiches durch die Barbaren und den Uebergang des römi
Reichs an die Deutschen hinzugefügt? Denn man nehme nur ei
alle Legenden und alle wirklich historischen Anekdoten aus b
Werken hinweg, man füge hinzu alle die Geschichten, die sich
Gattentreue und Ehebruch, um verfolgte Kinder und Stiefmu
drehen, man scheide ferner die große Anzahl von Anekdoten
die sich mit Rechtsfällen beschäftigen, die von treuer Befolg
des Gesetzes, von treuer Handhabung des Gesetzes, von sch
Entscheidung schwieriger Processe, von guten Verantwortungen

sophistischen Ausreden, von Belistungen, Betrügereien, Schalkstreichen und guter Umgehung der Gesetze erzählen, so wird man so gut wie nichts weiter übrig behalten; obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß die Urquellen aller dieser Geschichtchen in diesen Zeiten lägen, sondern nur, daß damals ältere neben neuentstandenen aufgefrischt und an neue Personen angeknüpft wurden, da ja manche dieser Novellen deutlicher oder undeutlicher auf die älteren griechischen Zeiten hinweisen. Diese Sagen also könnten, scheint es, ebenso dazu dienen, den trockenen Geschichten aus den Zeiten der Barbarenherrschaft einen solchen poetischen Hintergrund zu geben, wie Schlegel meinte, daß es unsere alten Volkspoesien unserer Nationalgeschichte könnten. Dann müßten nur freilich die historischen Berührungen, die Uebereinstimmung der Sitten u. dgl. wenigstens eben so genau erforscht werden, als in der deutschen Geschichte und Sage. Das historische Studium dieser Werke könnte dann vielleicht von Nutzen werden; für die Poesie, für die deutsche namentlich, sind sie nicht sehr wichtig geworden, da überhaupt nur die kleinen Romane und Novellen bei uns ein längeres Interesse behalten haben, und dies vergleichsweise weit nicht so groß, als bei anderen Nationen, da bei uns auch die gewöhnliche Unterhaltung den Reiz der Erzählung nicht kennt, während bei den Italienern Schwänke und Schnurren, Kniffe und Betrügereien, Ehescandale und Rechtshändel noch heute tausendmal wiederholt, auch das tausendstemal noch angehört, so wie die Erinnerungen an berühmte historische Namen, ohne Kenntniß beim Redner und beim Hörer, ewig erneut werden. Es war schwerlich für die Moralität des Mittelalters ein Nutzen, daß diese Stoffe, die einer sybaritischen Zeit werth waren, wohl nur in solchen Zeiten entstanden, und in ähnlichen stets wieder aufgenommen sein können, gleich unter das rohe Geschlecht der erobernden Barbaren kamen, die sich deren ohne Zweifel sogleich bemächtigten, da eine Anzahl von sehr rauhen Sittenzügen (wie das Bluttrinken unter treuen Freunden u. dgl.) nachgewiesen werden kann.

Natürlich sind die mystischen Auslegungen, wie schon angedeutet ward, erst in diesen Zeiten des 14. Jahrhunderts entstanden und empfahlen sich und die Erzählungen, denen sie beigefügt sind, eben dieser Zeit, daher wir von jetzt an einen so weitläufigen Gebrauch davon gemacht sehen, daß, wenn sie auch nicht in diesem Jahr-

hundert übersetzt worden wären, uns doch auch ihre latei
Gestalt interessiren und wenigstens Erwähnung finden müßte.
Petrus Alfonsi an bis auf den Apiarius des Thomas Cantiprat
das Speculum Exemplorum, das Promtuarium von Herolt (1·
den Formicarius des Johann Nyder zeigt eine lange Reihe
ähnlichen Werken dieselbe Neigung, Erzählungen aus der alten
und dem Oriente auf die Sittenlehre anzuwenden. Diese a
rischen Beigaben also setzen auch diesen so weltlichen und fri
Stoff in Verbindung mit dem mystischen Geschmacke der Zeit :
bekanntlich sind die Erzählungen dieser Art, wie sie ursprün
schon in die Kirchenväter eingingen, ausdrücklich für die Zweck
geistlichen Redner gesammelt und von diesen (noch spät von
ham a St. Clara) eben so wohl wie von den poetischen L
predigern benutzt worden. Wann nun diese Sammlung ins Deu
übersetzt ward, weiß ich nicht genau auszumachen, da mir
Hülfsmittel abgehen; so wenig wie ich angeben kann, in wel
Verhältnisse die deutschen Uebersetzungen zu den verschiedenen
nischen Originalen stehen. Dunlop hat bemerkt, daß es
englische Umarbeitung der Gesten gebe, die auch nur in Eng
eine Verbreitung gefunden habe; allein auch nur die contine
Bearbeitung hat schon im Lateinischen Veränderungen erlitten
der einzige deutsche Druck [217]), den ich gerade vergleichen k
stimmt in der Anordnung gar nicht, und auch nicht im In
ganz mit den viel häufigeren lateinischen Drucken, die man fü
überein; und dennoch zweifle ich nicht, daß es auch andere deu
Uebersetzungen gibt, die mit diesem gewöhnlichen lateinischen O
nale zusammentreffen. Weniger bekannt wird es vielleicht sein,
es auch eine deutsche Bearbeitung ohne mystische Auslegungen g
Ich habe sie in einer Handschrift von 1470 [218]) vor mir, obg
ihre Entstehung natürlich älter ist, als diese Abschrift, so wie
die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigs
etwas älter, als die Drucke sein mögen. So sehr es die Wa
scheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählungen erst

216) Die Regensb. Handschr. der lateinischen Gesten ist von den Dru
verschieden.

217) Das Buch Gesta Romanorum, von den geschichten oder geschehen Di
der römer, geistlichen und weltlichen. Augsb. 1489. bei Hanns Schö

218) Cod. Pal. N. 101.

im 15. Jahrhundert gemacht seien, wo man anfing, den allegorischen Unfug zu bekämpfen, wie ja auch Luther gethan hat, so ist doch der ganze Vortrag in dieser Behandlung viel zu rein und unschuldig, als daß man sie nicht bedeutend früher setzen müßte. Denn die Erzählung in dieser Sammlung, die wieder ihrerseits weder mit dem Latein noch mit den deutschen Drucken übereintrifft, ist weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Styl des Hermann von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart stimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unsinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffassen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erste Entstehung dieser Dinge in sehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke sind hier noch viel thörichter und haben eine gewisse noch unschuldigere und unsichere Maschinerie [219]), als manche der Erzählungen in den sieben weisen Meistern, die gleich ihren neugriechischen Ursprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechischen Geschmacke unwohlthätig inficirt ist.

Der Inhalt der sieben weisen Meister ist in die Gesta Romanorum aufgenommen, bestand aber auch gesondert in metrischen deutschen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutschen Gesten. Ich verweise auch hier auf die Untersuchungen anderer Literarhistoriker [220]), obgleich auch hier keiner bei der Zerstreutheit

219) So in Nr. 36 dieser Sammlung. Ein Mann sucht drei Dinge, Freud ohne Trübsal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finsterniß. Er findet sie nicht, bis er einst einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaste sendet, wo er den Hütern sagen soll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulassen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weise verhilft dieser selbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem schwarzen Rosse, Horne und Falken, die Kaiser Symmachus ihm abforderte, wenn er nicht um sein Gut kommen wolle, das an des Kaisers Besitzungen stößt und das dieser gern damit verbinden wollte u. s. w.

220) Die Neueste bei H. A. Keller, li romans des sept Sages. 1836. Wir ändern in dem obigen Texte hier wie bei den Gestis Rom. nichts, bis die Untersuchung ein befriedigendes Ziel erreicht hat, wohin Keller seinem Versprechen gemäß zu gelangen strebt. Den französischen Text, den Keller herausgegeben hat, hält er für die älteste erhaltene Bearbeitung; die Hs. ist von 1284.

der Hülfsmittel im Stande war, so wenig wie über den Bi eine zusammenhängende und überzeugende Geschichte des Werke geben. Nach Dunlop wäre dasselbe in seiner ältesten Gestal einer hebräischen Uebersetzung übrig [221]). Die griechischen Versi unterm Titel Syntipas berufen sich auf syrische und persische ginale [222]). Auf eine lateinische Uebersetzung, die aber eine ar sein müßte, als die im 15. Jahrhundert in Cölln gedruckte, be sich die französische metrische Uebersetzung, der Dolopatos; wieder aus einer andern versificirten französischen Bearbeitung standen die französischen und englischen Prosen. Bei uns exi das Buch in verschiedenen poetischen Behandlungen, deren unmittelbar aus dem Lateinischen [223]) übertragen ist, die an nach einer deutschen Prosa. Ich kenne die Erstere nur aus führungen, die Letztere ist von Keller herausgegeben [224]). S ist es eigenthümlich, daß man in allen Abschriften und Dru

221) Vgl. Ellis specimens. T. 3. p. 5. Das Zusammenhängendste hatt Keller wohl Dacier in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XLI 546 beigebracht. Nach ihm ist es kein Zweifel, daß die deutschen Pr und Poesien einerlei lateinische Quelle (die des Mönchs von Haute-S haben mit dem Reimwerk des Herbers, und daß der Dolopatos üb mit unserm gewöhnlichen Volksbuche übereinstimmt. Die syrische B beitung ist nicht bekannt und fällt nach Keller's Vermuthung mit hebräischen zusammen, über die der gründlichste Aufschluß bei Sammlung Notes et Extr. IX. 414.

222) Die des Michael Andropulos, herausgeg. von Boissonade. 1828.

223) Grundriß S. 304.

224) Dyocletianus Leben von Hans von Bühel. Quedl. 1841. Der Di gibt am Schluß die Zeit seiner Dichtung an:

> Do man zalt dvsent vierhundert jar
> vnd zwölff dar zuo das ist war,
> do dicht ich Buheler sicherlich
> by zyten herrn Friderichs
> von Sarwert ertzbischoff
> zuo Coln, by dem in sinem hoff
> was ich, wann ich sein diener was,
> zuo Boppelstorff ich sasz
> vnd macht dis vorgeschriben gedicht.

In der Einleitung gibt Keller Nachträge zu seinen lit. hist. Erörterun im romans de 7 Sages. Da in diesem Gebiete nun auch die Franzo thätig werden (vgl. A Loiseleur Deslongchamps, essai sur les fab indiennes. Paris 1838, eine Untersuchung über das Verhältniß de W. M. zu dem Pantschatantra, der die franz. Prosa von den 7 W.

dieser Werke fast nirgends einen literarischen Wink erbeutet, aber diese gereimte Bearbeitung vom Jahre 1412 trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es ist derselbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich [225]) bearbeitete (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor aus dem 13. Jahrhundert und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger finden. Auch die sieben weise Meister zeigen einen für diese Zeit gewandten Schreiber. Eine prosaische Heidelberger Handschrift [226]) stimmt mit dieser Bearbeitung des Bühelers so, daß ich schließen möchte, sie und des Bühelers Prosa hätten noch nähere Verwandtschaft, als den Abstamm aus Einer lat. Quelle. In jedem Falle wissen wir, daß poetische und prosaische Bearbeitungen dieser Erzählungen im 14. Jahrhundert bereits verbreitet waren und dies hatte auch schon Goldast gewußt. Die Erzählungen bei dem Büheler und die in der erwähnten Handschrift stimmen beide dem Inhalte nach mit unseren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigstens ist mir eine Gestalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Sentimentalität des 17. Jahrhunderts oder noch späterer Bearbeiter an sich trägt. Wie sich zu diesen übereinstimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Gesten verhält, hat Görres in den Volksbüchern auseinandergesetzt [227]) und ich will es daher hier nicht wiederholen. Dagegen will ich in der Note die wieder verschiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handschrift der Gesten [228]) angeben, die mir auch

---

beigedruckt ist), so läßt sich immer mehr ein endliches reines Resultat voraussehen, das uns Keller, der in fortwährenden Studien alle älteren und neueren Erscheinungen controllirt, hoffentlich einmal zusammenfassen wird.

225) Auszüglich von Elwert im D. Mus. 1784, Bd. 2. p. 256.

226) Cod. 149.

227) Görres Volksbücher S. 158 sqq.

228) Die erste Erzählung der Kaiserin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiserin im Volksbuch handelt von einem Kaiser, den sieben Meister bezaubert haben, daß er außerhalb seines Palastes stets blind ward. Der Knabe Merlin löst den Zauber. Statt dieser Geschichte erzählt sie hier von einem Gärtner, der sich einen Hasen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meisters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen ist hier einfacher, abgekürzter, und

hier von Wichtigkeit scheint, weil wir sehen können, daß meh
an der Stelle von britischen Wundergeschichten und Zauberanekt
die den Geschmack des 12. oder 13. Jahrhunderts verrathen u
auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des
nischen Verfassers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfa
rohere, nicht eben bessere Erzählungen stehen, die auf größere
heit und Alter deuten, wie sie auch weit knapper, einfacher u
und da schöner erzählt sind, wo ihnen die zu große Kürze nicht sc
Auch treffen sie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine
Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, w
Geschichten selbst schon so sehr Hauptsache sind, daß in der Ein
tung in den gedruckten Heften sogar diese Einkleidung fallen ge
wird. Es scheint daher diese Gestalt eine eigene Mitte zwischen
Dolopatos und den daraus geflossenen Bearbeitungen und
griechischen Syntipas zu halten, dessen orientalischerem Cha
sie näher kommt, gleich dem sie einige der sonst gewöhnlichsten
zählungen nicht kennt, obwohl sie auch wieder dessen Erzählu
hier und da vertauscht hat. Weiter auf diese Dinge einzug
halte ich nicht für angemessen, obgleich mir wohl bekannt ist,
Andere einen unschätzbaren Werth in diesen Novellen gefunden h

---

ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung
Kaiserin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereie
Virgil; hier handelt sichs von einem Sohne, dessen Vater ihm
Hang zum Diebstahl allzu sehr nachsicht; als nun der Dieb ge
wird, beißt er dem nachlässigen Vater die Nase ab. — Statt de
sinnigen sechsten Geschichte der Kaiserin von dem aussätzigen Kaise
Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, ist hier eine Erzä
aus Bidpai, von sieben Meistern, die einem Könige mit Bezauber
nach dem Leben stellen und die er auf Rath der Königin umbr
läßt. — Statt der des sechsten Meisters im Volksbuch ist hie
Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet
dafür von ihr die Vogelsprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm
geheime Kenntniß, die sie ihm abgelauscht, abzwingen und will si
Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß sie ihm heimlich
Tag zwei seiner Weiber ißt und räth sie mit Prügeln zu heilen, we
probat gefunden wird. — Die siebente Erzählung der Kaiserin ist
einfach, von einem Sohn, der seinen Vater in einen Brunnen st
und die des siebenten Meisters von dem preußischen Ritterzug eines
und der Treulosigkeit seines Weibes. Gerade diese Erzählung ve
neuern Ursprung und steht an der Stelle der Matrone von Eph
im Gedanken aber ist sie ganz gleich.

und sich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klassiker überträfe und zunächst derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber ist, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächsten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister ist bekannt genug. Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wüthend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen 7 Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist, und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. Nur im griechischen Syntipas ist die Einkleidung im Anfang etwas anders und zwar geschickter, am Ende aber unvortheilhafter. In den verschiedenen alten und neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. In den deutschen Behandlungen ist der Sohn Diocletian, der Vater bald Pontian, bald Domitian, sonst trägt jener auch die Namen Florentin, Erastus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Vespasian u. A.; und der Haupterzieher ist bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutschen Stücken fehlt dieser aber ganz. Dieser letzte Name nun weist auf die bekannte Fabelsammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und diese angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonsi, dieses verwandte Werk, an sich trägt, das nicht vollständig ins Deutsche übersetzt ward, wohl aber in seinen vereinzelten Fabeln und Geschichten in die Gesten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergangen ist [229]). Schon in der indischen Gestalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadesa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf einem älteren Werke ruht, ist die Form die Belehrung fürstlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers, und dieser Erzieher heißt in den semi-

229) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonsus.

tischen Bearbeitungen des indischen Buches Sandabar. Auch die Geschichte dieses Buches ist überall nur mangelhafte Ke niß [230]), so daß selbst Grimm, obgleich ihn seine Untersuchu über die Fabel natürlich auf dies Werk hinwiesen, hier in e Hauptirrthum fallen konnte (den er jedoch alsbald verbesserte), daß, was noch auffallender ist, der Herausgeber des Hitopat Wilkins, unsicher war, ob nur die verschiedenen orientalischen schichten von Kalila und Dimna den Hitopadesa wirklich zur Q hatten. Dies nun ist selbst aus einer der entferntesten Bearbei gen, die dieses ungemein verbreitete Werk erhalten hat, erkenn Im 15. Jahrhundert nämlich ward das Buch aus dem Latein Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutsche übersetzt [2 gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Würtemberg, de Name (Eberhart Grav zu Wirtemberg) in einem Acrostichon Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das B ihm zu Ehren, vielleicht auf seine Aufforderung übersetzt ist, ind er selbst bekanntlich kein Latein verstand [232]). Ich nenne dies B gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Ja hunderts Ein und derselbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach B kanntmachung des Wissenswerthesten, das man damals in Fa und moralischem Beispiel vorzüglich suchte, diese Bücher unter Deutschen verbreitete, und damit man mit Einemmale übersehe, in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang die Quellen dieser verschiedenen Sammlungen Statt hat: denn kanntlich sind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutsc

230) Am weitesten wird wohl de Sacy in seiner Ausgabe des Abdallah I Almokaffa die Sache gebracht haben; diese entgeht mir aber. Vgl. Sacy's Artikel in den notices et extraits etc. tom. IX.

231) Ausgabe von 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens s in Heidelberg drei Handschriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Cata alle als Handschriften der sieben weisen Meister angeführt sind.

232) Wahrscheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1(in Tübingen gedruckten und von Ochsenbach verfertigten Uebersetzung Gulistan von Sadi vorgesetzt ist, keinen anderen Grund, als dies Ac stichon, daß er Eberharden zum Verfasser machte; und weil er vielle wußte, daß er kein Latein verstand, und Uebereinstimmung mit italie schen Uebersetzungen fand, so ließ er ihn das Buch aus dem Italienisc übersetzen, obgleich die italienischen Bearbeitungen des Joh. von Cap jünger sind, als die deutschen.

Gesten wiederzufinden [233]). Ein einziger Blick nun in das deutsche Werk zeigt, daß die Herleitung der arabischen Fabeln unter dem Titel Kalila und Dimna aus dem Hitopadesa unstreitig ist. Denn noch in diesem deutschen Werke ist das vierte Capitel mit sehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des ersten im Hitopadesa gleich; und das zweite Capitel des indischen Werkes ist die Geschichte von dem Löwen, dem Ochsen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karattaka und Damanaka), die dort vorangestellt und zum Titel des Werkes geworden ist, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadesa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Capitel des Hitopadesa sind viel abweichender von unserem Buche, das an Capitelzahl und an Fabeln viel reicher ist, dennoch aber finden sich die Beispiele des indischen Originals meist alle darunter. Das deutsche Buch nun ist eine Uebersetzung der in den Jahren 1470 bis 1480 im Druck bekannt gewordenen lateinischen Bearbeitung des Johann von Capua, der wieder eine hebräische Quelle hatte. Wie sich nun diese wieder zu den persischen und arabischen verhält, weiß ich nicht; denn diese sind, scheint es, doppelter Art. Es ist nämlich die Sage, daß Nuschirwan durch seinen Arzt Bezruïah das Buch der Weisheit, das königliche Buch (Homaiun Nameh), aus Indien habe holen und ins Altpersische übersetzen lassen; die arabische Uebersetzung hieraus ist durch de Sacy bekannt geworden; aus diesem Arabischen ging das Werk wieder ins Neupersische, und hier aus Prosa in Verse über, und wieder übersetzte es Abul Mala später unter dem Gazneviden Bahram Schah ins Neupersische unmittelbar aus dem Arabischen, und dies soll der Text der französischen Uebersetzung (1769) sein, von der wieder Wilkins sagt, daß sie dem Hitopadesa am nächsten kommt. Ich zweifle kaum, daß sie auch mit der lateinischen und deutschen übereinstimmt, so daß dann nach der Einen Umgestaltung aus dem Indischen ins Persische dies Werk, wie es auch dem Oriente gemäß scheinen möchte, keine so großen Veränderungen mehr erlitten hat, wie die sieben weisen Meister in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung

233) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6. vom Dieb und dem Mondenschein. Nr. 52. von der glücklichen List einer überraschten Ehebrecherin. Nr. 57. von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hause u. A.

des Arztes erkennt sich in dem deutschen Buche zu Anfang s
wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs A
Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten. Die m
ländische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem
schen Buche noch ganz entschieden hervor, und wie diese drei
melwerke überhaupt wenig Zuthat und persönliche Einwirkun
jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in d
umgearbeitet wurden, verrathen, so dieses offenbar am weni
und es behauptete sogar den orientalischen Lehr- und Erzä
neben dem factenlosen ganz didactischen Rahmen, der Häufun
Sentenzen und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einsch
lung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich i
Lehrsätze des Meisters. Auch dies Werk übrigens empfahl si
Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der ä
Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abge
denheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem, was
und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfer
von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines
furchtsamen ruhigen Gemüthes.

7. Ausgang der höfischen Kunst. Historisches Volkslied

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts
in Deutschland ein Aufschwung und ein Bestreben in der Litera
wie überhaupt in dem geistigen Treiben der Nation; es blieb
beim Versuch. Man hätte denken sollen, die günstigen Verhält
in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland hätte Karl
bewegen und auffordern müssen zu großen Handlungen, allein
hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn
Deutschland. Man hätte erwarten mögen, daß seine Verbindun
mit den tüchtigsten italienischen Gelehrten einen literarischen Ver
hätte öffnen können; ein allgemeines Band bezeichnet auch der N
vellengeschmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutschland
ausgebildet blieb; sonst aber war, was Karl für Wissenschaft u
Kunst that, für die er so viel Interesse zeigte, seinem Böhmen all
vorbehalten, und seine Prager Universitätsstiftung war so gut, w
der Weinbau, den er der Stadt und Umgegend aufzwang und w
so manches andere seiner stürmischen Civilisation, nur eine unv

bereitete und unnatürlich übereilte Maaßregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigsten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländischen Schulmänner, und überhaupt die fortgerückte humanistische Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufschluß bedürfen über die Ursachen, warum in Böhmen weder Schule und Universität, noch die Hussische Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus sollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Scholastikern die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalcollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Priester in Deutschland hergestellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienstleuten auch nicht die Poesie. Man sah wohl, es gährte im ganzen Reiche hin und her; seitdem die großen und kleinen Fürsten ihren Schutz den Dichtern versagt hatten, so merkt man wohl, wie namentlich die Sittenlehrer von Thomasin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe wenden und an die ritterliche Gesellschaft und Alles, was wir seit dem Renner von Poesie besprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Gesellschaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oestreich durch die Universitäten wieder eine Aussicht für die Kunst, durch die glänzenden Herrscher ein glänzender Hofstaat geordnet war, zog sich auch die Poesie, so dürftig sie war, dorthin, und empfand bald, daß sie in die Hände von wissenschaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. s. w. fallen und vielfach der trockensten Wissenschaft dienen sollte; es drängen sich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar selbst aus dem Staube emporgekommen, sich mit höfischen Poesien an Höfe zu drängen versuchen und kläglich scheitern. Da schon die Poesie entschieden auf dem Wege zum Volke herab war, strebten die dürftigsten Talente sich wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erst nachdem dies auf die schlagendste Weise mislungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederste Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte sich jeder, so gut es gehen wollte, seines größern oder kleinern Antheils. Denselben peinlichen Gegensatz nun, den die Kirchenreformversuche im 15. Jahrhundert, und die theologischen Zänkereien gegen die Reformation Luther's und Zwingli's und die glorreichen Kämpfe der Humanisten machen, machen die östreichischen Sittenprediger des 14.

Jahrhunderts gegen Alkmar und Brandt, und Michel Behei
Hans Sachs. Ein gleiches edles Bestreben, den besten
die schönsten menschlichen Anlagen theilen die frühern mit d
tern, und sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse n
mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; sie haben
Energie des Volks, auf das sie sich stützen könnten, und o
scheitern sie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfischen Zeit in den
chischen Landen am entschiedensten die ersten Symptome des
gangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen
thümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen üb
Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Ni
Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernstan
dem Ritterstande nahe stellte und mit ihm vermischte. Wir
den weiteren Verlauf dieser Verhältnisse an einem fortgehenden
durch zwei volle Jahrhunderte, in diesen Gegenden feststehend
folgen. Wir werden unten in einem anderen Abschnitte finden
man höfischer Seits sich in Wien an dem Bauernvolke reibt
wollen sogleich hören, wie man bäurischer Seits in das h
Leben hinaufstrebt; wir werden Dichter hören, die dem ritte
Wesen und Stande den Rücken kehren, und andere, die das
lene Leben dieser Klasse wieder herzustellen und zu heben st
ohne daß es ihnen weiter gelingen kann. Das aus schöne
edler Gesinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmp
von Wernher dem Gartenäre (um 1240) [234]) schließt sich noch
an jene Blütenzeit der Ritterdichtung an und blickt mit W
fallen auf den Zeitgenossen Nithart hin, an dessen Bauernge
sich sein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Die Erzählung,
Schauplatz in Oestreich ist, schildert das Emporsteigen des Ba
standes an einem Beispiele, dessen Lehre wider das Ringe
Menschen gegen ihren Orden gerichtet ist. Des Meier H
precht's Sohn, ein bauernstolzer Jüngling, will zusehen, wie
Hofe hergeht, und scheuet nicht der Hofleute Spott noch
Vaters Rath und Mahnung, er reiht sich zu dem Gesinde eines
wirthes, der von Raub lebt, und zeigt sich später einmal in

234) Ed. Jos. Bergmann 1839. und von Haupt in der Zeitschrift für d
t. IV.

neuen Herrlichkeit zu Hause. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man sich von den alten Hofsitten, da man buhurdirte, tanzte, sang, von Herzog Ernst las, jagte, und schoß, die aber nun vertauscht sind mit Trinken und aber Trinken, mit Lügen und Trügen, mit Spott und Verläumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung seines Vaters droht der junge Held, dessen Eigenthum selbst nicht mehr zu schonen; er vermählt seine Schwester mit einem seiner Genossen, Lämperslint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus Feste gering waren, tritt die Katastrophe ein: die Rache des Richters und bald die schlimmere der geschädigten Bauern trifft das selbstherrische Kind. Aehnliche Zustände wie diese treffen wir in einer Reihe von (15) Gedichten des östreichischen Ritters Seifried Helbling [235]), die im Verlaufe der Jahre 1288 — 99 gemacht sind, einem Sammelwerke, wie Strickers Welt, dem der Dichter den allgemeinen Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") gegeben hat, weil einige größere Stücke in der Form eines Gesprächs zwischen dem Ritterdichter und seinem Knechte verfaßt sind, so wie der ältere doctrinäre Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwischen Meister und Jünger. In diesen, den interessanteren Stücken der kleinen Sammlung nimmt der Dichter die bescheidene Wendung, daß er seine bitteren Klagen über die Zustände der östreichischen Lande seinem Knechte in den Mund legt, der mit seiner dreisten aber reifen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängstlichen Herrn in Verlegenheit und Erstaunen setzt. Wir wollen die kleinern unter den „Büchlein", wie sie der Dichter nennt, übergehen, auch ein größeres (N. 7.), worin der Verfasser im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laster beobachtet, und wollen möglichst kurz den Inhalt der Stücke andeuten, die unserer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem ersten Gespräche fragt der Knecht nach den rechten Ostermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten Frau; seine Schilderungen und Erfahrungen aber stoßen überall auf Ostergänse und Osteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal sind dieß Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, karrikirten, bäurischen, und unhöfischen Style, wie wir sie seit Nithart und Tanhuser in Oestreich

235) W. Karajan in Haupts Zeitschrift. tom. IV.

schon gewöhnt sind. In dem zweiten Stücke sitzt der Ritte
dem Rathe der sieben Tugenden (Treue, Wahrheit, Scham, :
Maas, Ehre und Bescheidenheit) an Fürsten Statt und hö
Knappen Rede, der über das Aufstreben des Bauern, üb
Verdorbenheit der Gerichte, über Lottersinger und Juden,
geistliches und weltliches Regiment, über alle eingerissenen
und Schäden klagend sein gepreßtes Herz erleichtert. In dem
Stück sitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß
Knechtes neue Klage über alle Verhältnisse des Landes, über
und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermischung
Ritter- und Bauernstandes durch Heirathen, durch gleichartigen L
Tracht und Sitte, bildet im Eingang das Hauptthema.
dritte Gedicht, ein Gespräch in Badhause, ist ironischer gewe
der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schin
und Schelten seines Dieners über die fremden Sitten der Oestr
nicht mehr so geduldig hin; im 4ten und 15. Stücke ist der K
dann verabschiedet, und es wird nur noch aus der Erinnerung
seine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4te Stück enthält eine, fr
nicht historisch gehaltene und unvollendete Erzählung der Versch
rung von vier Ministerialen im Jahr 1295, die wegen der
liebe des Herzogs von Oestreich für fremden Hofadel sich aufleh
und das Land unter sich theilen wollen; so wie das 15te S
die Belagerung Wiens durch den Ungarischen König Andreas
erzählt. Hier ist der Eingang besonders charakteristisch: die
Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'schen Dichtun
die Zeit wo die Welt voll Freude war, und die Herrn freige
die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich
edel, ist in Gegensatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht
den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamu
während die Hofleute um ihn her von Kühen, und Korn-
Weinwucher reden.

Wenn wir hier überall an die Gegenstände und Ansichten
Stricker erinnert werden, dessen Klaggedicht Helbling ohne Zwe
sehr gut kannte, so dürfen wir fünfzig Jahre weiter vorschrei
und wir finden in Oestreich noch immer die ähnlichen Dichtung
die sich über die Verhältnisse des Lebens sittenrichterlich verbreit
und leise gewahren wir, wie sich diese letzteren allmählich so v
ändern, daß Bildung, Wohlstand, Gedeihen immer mehr in

unteren Classen der Gesellschaft herabsteigen. Heinrich der Teichner, (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte) erinnert noch überall an seine östreichischen Vorfahren, den Tanhuser und Aehnliche, und dem ganzen Eindruck seiner Reden nach an den Stricker; nur daß bei ihm schon die Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht ganz geschwunden ist und in seinen einfachen Spruchgedichten, die man den Priameln etwa so vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut und ähnlicher Dichter den gelehrten strophischen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beispiel fast ganz verdrängt hat, so daß er nur seltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher ist er jenen farblosen, schwerfälligen Predigten des Stricker, die so alles Lichts und Schattens entbehren, am nächsten, und es kann dazu dienen, den Unterschied des Teichnerischen und des Vortrags des Suchenwirt zu charakterisiren, was dieser letztere von sich selbst sagt, und was ihm Hugo von Montfort mit seinen eigenen Worten nachrühmte, daß sich seine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwischten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zusammenhang in vielen besonders seiner abstracteren Lehrgedichte, die fast alle in trochäischem Maaße abgefaßt sind, kann man das nicht sagen. Diese Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen. Er mag reich gewesen sein, er entsagte aber dem Gaukelspiele der Welt, er theilte sein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog sich zu geistlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an sein Ende [236]), in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnsüchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beschäftigt mit dem Lesen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit [237]).

---

236) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe seiner Werke von Primisser S. 64.
Er hât mit keusche seinen leib untz an seiñ end behalten;
geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êe;
sein rât, sein weise lere ist in der welde garten
gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
wart nie kainz von im gehôrt.

237) Ebend. V. 58—68.

Ob wohl der gute, friedliche, stille Mann, dessen sanfte Art sehr in seinen leidenschaftlosen nur manchmal von behaglicher gefärbten Poesien ausspricht, je einen größeren Kummer geha als da ihn nach einem Beinbruch seine Pflegerin auf versp Ehe anklagte und der Verdruß über diesen Makel, den ma unbefleckten Keuschheit anhängen wollte, ihm auf mehrere das Dichten ganz verleidete, dem er sonst täglich obzuliegen Man begreift, daß ein Mann dieses Temperaments, der so die friedlichen und gemüthlichen östreichischen Herzöge dieses hunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit gesundem aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig au und dichterisch darstellen, daß er die Gebrechen der Zeit aber die Verderber nicht hart angehen kann. Auf Hof und leben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo de eine Schule der Zucht war, sind ihm dahin [238]); das üppige der Hofschranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten das Turnieren und Stechen, das der Suchenwirt der eingeri Gefahrlosigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reima Zweter 100 Jahre vorher die Mordsucht dabei beklagte), kann nicht die Tapferkeit der Parzivale ersetzen, und ein Turnierer, er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug scheint ihm doch nicht eben sehr viel vor einem Wirthshaus vorauszuhaben. Nicht allein widersteht ihm der Friedensverkeh Ritter, sondern auch ihre Nachahmerei der alten Heroen, die da in den preußischen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden beso Nahrung fand. Die Ritterschaft, sagt er, ist zum Schutz Waisen, Armen und Bevortheilten gesetzt, wie der Arzt fü Kranken; und schlecht haben nach seiner Meinung sogar die Recken diesen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem sie der dienten, und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. ziehen nun auch die heutigen Rittersleute, keinem Weisen zur Fr

---

238) In Schottky's Auszügen aus Teichner's Werken in den Wiener büchern 1818. T. I. im Anzeigeblatt S. 34.
Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê ein schuol tugent,
daz man kindel in der iugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist laider nu dâ hin.

nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, lassen aber schutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waisen zurück. Schützten sie die, so hätten sie so viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es tauge nicht, daß sie dahin fahren und schlechtes Gericht in ihrer Heimat wissen: tilgten sie was da Unrecht geschieht, so föchten sie um das Himmelreich; sagten sie in der Gerichtsstube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erschlagen, so würden sie Heilige und Märtyrer so gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und sie hebt über alle Fürsten und zu Helden über alle Riesen macht [239]). Dies könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet scheinen, der gerade diese Preußenfahrten so vielfach besingt, der noch andere Ansichten vom Ritterleben hat, der solche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie sie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich diese Panegyristen solche Loblieder sängen, die ohne Unterschied auf jeden Einzelnen gleich gut passen. Sonst aber spottet er der Wappensänger, in deren Klasse der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten [240]); so wie er den Ritterdienst auch von

239) Cod. Pal. 384. fol. 70.

240) Schottky a. a. O. S. 36.

Waz man von dem wâppen sait, daz ist niht alz diu wârhait;
dâ ist vil gelognes an. Dâ man die wârhait ret dervan,
waz ain pider ritter tuet, daz wære wol ze hœren guet.
Aber daz man ez überliuget, daz ein ritter hab erziuget,
daz allen rîchen wær ze grôz — daz ist gespotes hûsgenôz.
Ich waiz niht dar zuo sprechen, daz ein ritter mag zeprechen
meniger sper pî sînen tagen, denn der swartzwalt mag getragen
zwî und est; der ist sô prait, zwainczic mîl, als man sait;
dâ mit giht er, menig sper hab der helt hin und her
geprochen, und ze hûffen prâht. Hurtâ her, wie er vaht,
als der wint in dem ror, iezunt hinten iezunt vor;
alsô treib erz ûf und ab; er schütet liut in daz grab,
hûffen wîs, reht als die piren von dem poum her nider riren,
wann er überzîtig ist. Er hât gevohten manig vrist,
daz ez in den pergen hal, als ein donner slüeg ze tal. —
Wie mag daz diu wârheit wesen? Diu wârheit wær guot zo lesen!
Dem solt ein ritter gern geben, der sîn ritterlîchez leben
mit der wârheit præht ze schein.

anderen Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf sei
Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, f
er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und
er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus,
meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter
Pfennig [241]). Anderswo singt er von dem Thema, es sei eine
harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — ni
zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute,
rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen könn
er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten R
pfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother M
habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wi
das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, m
er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre [242]). Sel
sind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die sonst in der
allgemein sind, selten die allegorischen Stücke, in denen ernstha
von der Minne die Rede ist, wie bei Vielen seiner Zeitgenoss
und dann ist Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, ü
die neuen Trachten und unerhörten Moden und über der Fra
Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich ge
die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie
Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Rittersitte erbaut ist also der Teichner nic
allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Er
suchte, daran ist eben so wenig ein Gedanke. Ist er von dem A
abgewandt, so ist er doch nicht dem Volke zugewandt; sein Spru
gedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Populares an sich. Er
zwar weit entfernt von jener fatalen Schulweisheit, die z. B.
jenem oben erwähnten Laiendoctrinal herrscht, die ganz n
aus Belesenheit fließt, nur auf fremder Autorität ruht und je
Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus d
natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, a
der Empfehlung dieses oder jenes Heiligen und Kirchenvaters
läutert und wieder empfiehlt: allein wie weit steht er doch auch v

241) Cod. Pal. 384. fol. 44. Einzelne Stücke von ihm sind auch in de
Cod. Monac. 714 und gedruckt im Liederbuch der Hätzlerin.

242) Ebend. f. 52.

einem Freidank ab, den er kennt und achtet [243]), wie weit von dessen Schärfe und innerem Halte, so ähnlich sich die Gesinnungen, so ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprichworts ist, das nicht selten, wie etwa später bei Murner, das Thema seiner Gedichte macht. Wie ganz anders spricht die kräftige Grundsätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leser, wie ganz anders die natürliche Indignation des Brandt, als der häufig flache Witz oder eine ironische, manchmal möchte man sagen sophistische Wendung des Teichner. Wer ein böses Weib hat, lehrt er, der schlage sie nicht, sondern er lobe die Guten vor ihr, so wird sie vor Zorn Gicht bekommen und sterben, denn sie wollen lieber ihren Vater erschlagen wissen, als andere Weiber gelobt. Nichts schlimmeres als ein böses Weib; wer sie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein besser mit unreinen Bälgen gerüstetes Querholz gesehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb schlimmer sei, läßt er sich fragen. Der Spieler; denn er stehle Weib und Kindern, was er verthue, dieser aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler sei, ein Räuber oder ein betrügerischer Wirth? Dieser; denn gegen jenen darf man sich doch wehren. — Er kennt Leute, die sich vor den Gänsen bis auf den Boden neigen sollten; das sind die Schreiber, denn sie verdanken Alles ihnen. Ihre Gewalt und Untugend ist nicht neu; Christus ward durch sie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieses die Welt verloren wäre, so mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung stehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er sich stellt, strengere philosophische Probleme; so in einigen gedruckten Stücken bei Docen [244]) über die Natur der Menschen und Thiere, wo der Vorzug des Menschen vortrefflich in seine Strebsamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in sein sittliches Gefühl (Scham), in seine Vernunft (er erkennt was böse und gut ist), und seine Bildsamkeit (er ist ein unbeschriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Gestirne stehen; und über die Scham, die er auf

243) Cod. Pal. 384. fol. 42.
Stæch ein aid als ein dorn, ez würde niht sô vil gesworn,
hât der Frîdank gesprochen, und hât nihtz dran geprochen etc.
Vgl. fol. 94b.

244) Misc. 2, 228.

die Frage nennt, ob er etwas wisse, das der Jugend zur Ehre, Alter zur Schande gereicht [245]). Aus solchen Stücken erklärt sich am leichtesten seine Verschmelzung der Begriffe eines gelel und eines dichterischen Meisters, seine entschiedene Zuneigung Spruchgedicht [246]), im Gegensatze zu der für den Gesang gerichteten Poesie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im L poem. Manches Düstere spielt in seine Lehren herein: Er nicht, daß ein Greis in seinen letzten Jahren fröhlich sei, das l er, sich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu ster sei das beste, da ja jeder nach seiner Herberge eile. Er kennt Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was sie ist; ni als: Aefffst du mich, so äff' ich dich. Und trotz seinem richti Blicke in diese Welt trifft er nicht den Ton, der sie bekehren kön und man möchte auch von ihm sagen, was er sehr schön vom . schauer beim Schachspiele sagt: er scheint es besser als der Spi zu verstehen und sollte er selbst spielen, so würde er es noch schlec machen.

Sehr interessant ist der Gegensatz, den zu dem Teichner ! Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt [247]) (lebte bis oder über das Ende des 14. Jahrhunderts), bildet. Der Such wirt ist seiner Beschäftigung nach an den Hof und die Rittern geknüpft; und ist er zwar eben so wenig über ihre Mängel bl wie der Teichner, so ist sein Eifer doch ein reformatorischer, r

---

245) *Ἐπαινοῦμεν τῶν μὲν νεων τοὺς αἰδήμονας. πρεσβυτέρων δ' οὐδεὶς ἐπαινέσειεν, ὅτι αἰσχυντηλός. οὐδὲν γὰρ οἰόμεθα δεῖν αὐτὸν πράττ. ἐφ' οἷς ἔστιν αἰσχύνη.* Aristot.

246) In Schottky's Auszügen S. 30.
Waz ich ie gesingen hôrt, des beleib ich nutzes lær,
wie gar süez diu wîs halt wær. Ich hœr manigen maister nenne
den man nie gesingen hôrt; Aristoteles sîn wort
nie besang, noch sîn genôz. Wolt man nieman ze maister horden,
denn der wort beslinzt in wîs, waz wær denn der maister prîs,
als ich ê gesprochen hân? Ouch diu nater wird gepant,
und der tiuffel, wizt ir wol, niur mit worten, singens hol;
spiez und swert wirt ouch betwungen, niur mit worten, ungesungen,
daz siu müezn ir snîden lân. Sint daz wort denn twingen kan,
daz kein wîs niht kan betwingen, sô ist bezzer wort ân singen,
dann diu wîs unworthaft.

247) Seine Werke, herausg. von Primisser. Wien 1827. Vgl. Koberstein über die Sprache des östr. Dichters Suchenwirth. Naumb. 1842.

kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als solcher hielt er sich nicht immer in Wien auf, sondern er ritt in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten. Die Burgen der Edlen, welchen er seine Reden und Gedichte vortrug, das Wesen dieser fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrsager, Looswerfer gerechnet wurden, schildert Suchenwirt selbst an mehreren Orten: Ich ritt, sagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürsten bekannt würde und meine nothdürftige Nahrung verdiente. Diesem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunst pfleget, und die Biedern und Guten auszeichnet, die Bösen aber ganz unterwegs läßt, diesem Stande aber geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu sagen. — Suchenwirt gehörte gewiß zu jener besondern Klasse von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde, oder deren Gehülfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen [248]). Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. — Daher senden die Frauen Ehre und Minne, da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen, zu Suchenwirt [249]): den findet man in Oestreich bei den Fürsten tugendhaft, ihm sind die Unterschiede der Wappen mit Namen wohl bekannt [250]). Dieser Geschmack am Wappenwesen fängt, obgleich er niemals ganz ausgestorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, seitdem man in den spätern Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts die Wappen in der Poesie häufiger nennen hört. Schon in einem historischen Gedicht auf die Schlacht am Hasenbühel [251]) findet sich diese Rücksicht auf die Wappen; hinfort wird in allegorischen Gedichten an den unpassendsten Stellen die Wappen-

248) VII, II. p. 20.

249) XXX, 169—180. p. 98.

250) Primisser in der Einleitung p. XII. sqq.

251) In Rauch's scripptt. rer. austr. II.

beschreibung ein so beliebter poetischer Zierrat, wie sonst die S
und Pflanzenbeschreibungen; fast in allen Ehrenreden des Su
wirt erscheint sie am Schlusse [252]) und „ähnliche Verbindu
des Dichters und Herolds in einer Person waren auch spät
nicht selten; so erscheint der Zeitgenosse Püterichs von Reicherz
sen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Re
schilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte soll der Ho
in Dresden ein Heroldskleid getragen haben [253]).“ Seit dem
Jahrhundert wird auch dieser Stoff mehr zur Prosa herabgezo
ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur her
schen Wissenschaft; so lange er aber in der Poesie heimisch
steht auch Er in engster Verbindung mit der Malerei und der
denden Kunst, der sich jetzt die Dichtung von allen Seiten he
nähern sucht, so wie man umgekehrt den Verband mit der M
aufgab. Dieser sein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenh
„mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen
Zeit in vertrauter Bekanntschaft stehen zu können.“ Er verh
sich die Verdorbenheit und Gesunkenheit der ritterlichen Welt ni
sagte ich schon oben: sein Brief über der Welt Lauf [254]) zeigt
deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters sei
Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre. An Ehren
an Schanden auf, sagt er, ist nun das Werben der Welt.
Ehre muß verderben, Zucht und Scham sind krank, Untreu
großen Anhang, der Wahrheit ist die Zunge, der Freigebigkeit
die Arme lahm, der Treue ist der Fuß, der Rede das Herz verl
die Gerechtigkeit ist die Stiege herabgefallen. An den Höfen m
die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, Schmeichler
Federleser, Ohrenbläser und Hofschranzen werden aufgenommen
belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte,
die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben sich nun mit S
monie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht:

---

252) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f.
von ihm, daß zu Wappenschildereien der Suchenwirt gehöre,
der dick mit red als nâhe schirt, man möcht es grîffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich uch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehôrt von gott und von den wâppen.

253) Primisser p. XIV.

254) N. XXI. p. 68.

adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. So klagt er auch an andern Stellen über die Raubsucht der Ritter auf der Einen Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen und die feine Eleganz der alten Ritter verloren ging; und wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts, und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischsten Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener östreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrhundert zutrugen, und giebt manche interessante historische Notiz, denn seine Erzählung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt" mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter sich nichts zutraut [255]), dessen Klagen über seine Unkunst, wie Primisser mit Recht sagt, nicht blos der Ausdruck der Bescheidenheit sind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten seines Helden, und die Klage um ihn, sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien wieder

255) Z. B. S. 40.

Ach got, hiet ich der künsten grunt ein tail durchsuocht, sô wær mir kunt,
wie vor di maister hân gelesen die veinen wart auz trüeben vesen,
in irs hertzen flammen tegel; si schiften mit des sinnes segel
mit vleizz auf hôher künsten sê: sô kreuch ich armer unde gê
auf spörem land ellende, mein sin ist unbehende
zu tichten maisterleicher chunst. Heyliger geist, du geist vernunst,
waz menschensinn begreifen mag: so hilf auch mir u. s. w.

mit Noten begleitet, damit man wenigstens die Wahl habe zw
Singen und Lesen. Ueberall sucht der Dichter in diesen H
liedern die Farbe des alten Rittergedichtes festzuhalten, und er
auch bei seinen Helden an die der Tafelrunde und bei seinem
an den des Wolfram [256]). Denn mit dem 14. Jahrhundert,
ein neuer Rittergeist in der romanischen Welt emporkam, kam
wenigstens eine Spur davon in die Gegenden von Deutsch
wo sich Reichthum und Regsamkeit damals zeigte. Von der
theuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der französi
englischen und besonders spanischen Ritterwelt aus den Rom
überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Geg
zu den rohen Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen
staltung der spätern Prosa=Romane bis zum Don Quixote n
neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poesie bot, ist unter
Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geist des Rei
des Wanderns kam über ganz Europa; man kehrte im Leben
zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden h
mußte: einzelne Abentheuerer durchfuhren alle Nähen und Fer
Reisende besuchten die alten Welttheile, die größten Bewegu
im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst
Menge von Fürsten im 14. und 15. Jahrhundert nicht von
Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die W
verachtung und Frömmigkeit neue Begeisterung weckte; und
Ritterleute gingen einzeln auf Kriegsdienste und in größerer An
auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Ge
von Albrechts III. Ritterschaft in Preußen (1377). Der Di
war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und
Gefahren, soll den Stoff zu einem panegyrischen Liede hergeb
Empfang, Bewirthung, Rüstung der Ausziehenden, alles trägt
Ton eines höfischen Romans; es ist der schönste Fortgang von
poetischen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüring

256) S. 31.

was man in alten puochen sait von Parcivâl, von Gamuret,
von Wygaloys, von Lantzulet, von manigen helden guote tât,
her Wolfram dâ nicht schulden hât, vil hundert jâr ist iz gewesen
vor im, er hât iz hôrn lesen; was ich von dem Pidiwen sag
den ich mit gantzen trewen chlag, und guotes von im geiehen,
das hat man offt und dik gesehen mit sichtikleichen augen an.

den ich oben erwähnte, zu diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Chreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere seiner Gepriesenen aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten waren; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrhundert war in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte sich gelegt und ward zur Intoleranz. Bisher hatte ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit vielfach verbunden; man hatte sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen; man hatte in Brüderschaft mit allen christlichen Nationen in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dies auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einem neuen Interesse gewöhnlich überläßt. Sprachidiome fingen sich an, bestimmter zu scheiden, der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seinen Dialect in der Schrift gegen den siegreichen Hochdeutschen geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Nationen auf: diese litten gemeinsame Verbrüderung; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Autarkie regte sich in den Ländern und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meistens so wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen

England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragoni
Castilien, jene vielfach verschlungenen Kämpfe in Italien,
sogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Collisi
Oestreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte di
fen, die man sonst gegen die Feinde der christlichen Menschheit
gegen sich selbst, und das ist, sagt der Teichner, der Gru
Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, d
mals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch di
den diese bekämpften, nun in die Menschen selbst überging
untereinander zerfleischen machte. In Deutschland haben w
schen Ober- und Niederländern seitdem jene allegorischen Red
mit denen oberdeutsche Priester sich gerne mit den erkorenen K
des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den
bewohnern stichelnd vergleichen. Sonst schied sich bei uns d
liche Theil, der seither einer eigenen Entwickelung folgte,
ab, wenn man die Kämpfe Friedrichs und der Böhmen mit L
dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zusammen
hatte nur zwischen den Extremen, den herrschsüchtigen östreic
Herzögen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wi
die Selbstsucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach i
dueller Ausbildung so weit ging, daß forthin bei der stei
Gefahr, die der Christenheit von den Türken drohte, im g
Gegensatze gegen jene begeisterten Kreuzzeiten, kein Arm sich
für den Nachbar, ja ohne die äußerste Noth nicht einmal
eigenen Schutze erhob, so daß nun alle Ermahnungen der Con
alle Drohungen der Päbste, alle Hülferufe der Bedrohten
Bitten der Fürsten, jeder Weheschrei des gesunkenen griech
Reichs vergebens verhallte, so trennten sich auch innerhal
Staaten alle Bande der Gesellschaft. Der Adel kannte keine ge
samen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn ver
mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger und den Bau
regelmäßigen Gewerbe reich werden, sah den Handel anfange
Welt zu beherrschen, und die Freude, den Glanz, die Bildun
dem Patricischen Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor wie
legirt allein besaß; und wie diese Städte um sich griffen, so be
ten ihn auf der andern Seite habsüchtige Fürsten, die dem allg
nen Drang zum Eigennutze so gut verfielen, wie alle Corporati
und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren,

in Frankreich und England, da war doch für Ehrsüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel sich wie in Deutschland nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, da fing er an in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße sich erarbeitet hatte, und er sprang von der gleichgültigen Sorglosigkeit zu Thomasins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimberg's Zeit schon Meister war. So haben wir nun namentlich in Deutschland, wo kein Kaiser störte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürsten und Edlen mit den Reichsstädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und patricischen Innungen lehnten sich schon im 13. Jahrhundert die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering gewesen, aber jetzt im 14. Jahrhundert griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit besserem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, so trat auch noch eine tiefer stehende Klasse hervor mit Ansprüchen, von denen sie früher nichts einmal geahnet hatte. — Die Geistlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Gesellschaft verloren; sie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte sich sogleich alles in Corporationen mit den härtesten Formen aufs individuellste geschieden, ab, und die Franziscaner verfolgten sich untereinander und zusammenstehend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Ursprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchalischer Einfalt; und die ganze Christenheit wandte sich gegen diese Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungssucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrhundert die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer steigen und bemerken, wie sich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe seiner Selbstständigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandteste und Nächste, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Dieses Zerstäuben der friedlichen generellen Bildung in eine stürmische, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner

und kleinster Corporationen, dieser Uebergang der politischen Gelt
von der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu dem Volke, ze
sich nirgends vollendeter als in Deutschland. Und wie in St
und Kirche und Volksbildung, so auch in der Poesie, so dür
sie war. Wir hatten passiver wie irgend eine andere Nation
der Zeit der universellen Richtung das Gemeingut der britis
und fränkischen Poesien getheilt, desto entschiedener verschmäh
wir aber auch jetzt von der Ausartung dieser Poesien viel zu lei
und wir zogen uns lieber auf unsere arme Didactik zurück
suchten mit ihr nothdürftig eine Erinnerung an bessere Zeiten
halten, um uns in diese desto lebhafter zur günstigen Zeit
Umgestaltung zurücksetzen zu können. Wir sparten die Kräfte;
wollten sie nicht an die übertriebene Verfeinerung einer Gatt
von Dichtungen vergeuden, die einer solchen Verfeinerung n
werth war; wir ließen vielmehr diese Dichtungen in solcher W
verfallen, hielten nur solche Gegenstände fest, schränkten sie in
solche Form ein, daß sie leichter auch in den untern Klassen Eing
finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfnisse veredlend a
ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, sahen n
setzte der sublime Ritterroman derbere, satirische, komische Züge
mehr und mehr schrumpfte die Volkssage wieder zu Liedern
sammen, oder beides ging in Prosen, und hier ebenfalls vom größe
zum kleineren Umfang über. Die Reste der alten Literatur also acco
modirten sich (wir werden das weiterhin alles noch deutlicher seh
den Bedürfnissen und dem Geschmacke des Volks: sie gewöhn
das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteristis
sahen wir schon, ist auch hier das Einschränken des Größeren
Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Die Romane wa
im 14. Jahrhundert wie vergessen und erst gegen den Anfang
15. Jahrhunderts nennt man sie, jedoch fast nur die Wolframsch
wieder; man hatte nur Geduld für die kurzen Stücke der Gnor
ker; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner so lieb wie
Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geschmacke näher sta
und man suchte die Catonischen Lehren, die Räthe des Aristoteles [2
wieder hervor und behielt fortdauernd ähnliche Stücke kurzer Spru

257) Diese sind vom Suchenwirth behandelt in Nr. 38 und mit der
mehrfach verändert und verlängert worden.

weisheit [258]) lieb. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anecdoten aus der alten Welt und die Novellen auf, die Quintessenz der romantischen Poesien, und die Fabel, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht so in schöner Muse obliegen, wie der Adel: was es lesen sollte, mußte Reiz haben, kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den practischen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man also bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiösen die universale katholische Kirche umwarf, um dem besondern Bedürfnisse nachzukommen, wie man das Universalreich Karls V. umstieß, um sich lieber ohne politische äußere Macht innerlich individuell gestalten zu können, so erschütterte man auch den einförmigen romantischen Geschmack, der bis dahin allein herrschte. Tausend verschiedene Stände mit eben so viel verschiedenen Richtungen und Ansichten bewegten seitdem ihre verschiedenen Kräfte: ungeübt in eigner Production, ohne anregende äußere Ereignisse suchten sie vorerst aufzunehmen und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verflossen nicht viel mehr als hundert Jahre, so hatte man sich, unterstützt durch die Buchdruckerkunst, bereits einzelner Stücke der indischen und hebräischen, der lateinischen und römischen, der italienischen und französischen Literatur bemächtigt. Unter diesen Anstrengungen lernte sich die eigene Kraft auch selbständig versuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politischen Welt, so fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenso geschehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, versäumt worden war: man ergriff diese Begebenheit und übergab sie dem Liede und Gesang. Die großen Nationalkriege, die wir als den merkwürdigen Wendepunkt bezeichneten, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die schottischen und französischen, die Albi-

---

258) Wie z. B. den Tugendspiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann I. S. 88.

genser- und Schweizer-Kriege haben zum erneuten Nationalges
begeistert. Leider geschah in Deutschland nichts Großes in di
Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geschah, da
es auch bei uns den Volksgesang hervor. So haben wir u
Suchenwirt's Helden solche, die, von den preußischen Zügen
schweigen, in den Kriegen der Gegenkaiser, in den Fehden,
durch die Tyroler Erbschaftssache und in den Händeln des Pseu
waldemar betheiligt sind, und die Sempacher Schlacht findet in
Rede von fünf Fürsten [259]) eine Erwähnung. Aber hier sieht m
wie diese Nationalbegebenheiten den Hofsängern entrissen wurd
Diese Panegyriken wurden vergessen, aber die Volkslieder von
Sempacher Schlacht (1386), und vor andern das von Sut
sind der Nation theuer geblieben. Von diesen Zeiten an gab
kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht sei
Sänger gefunden hätte und wir stehen in einer Zeit, wie wir i
jene frühern Jahrhunderte denken müssen, wo das deutsche Volk
allen Klassen sang, nur das sich aus dem historischen Gesa
dieser neuen Zeit nichts Episches bilden konnte, weil Geschichte u
Aufklärung störte: und so sehen wir Beheims größere histori
Gesänge in einem jämmerlichen Abstich selbst gegen das roheste L
vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenstände. D
Krieg mit den Reichsstädten hat dagegen Suchenwirt in ein
mehr volksthümlichen Gedichte besungen [260]), das uns die Stellu
der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht. Die Fürs
und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Bra
verwüstet die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wi
der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die lebe
die sich jetzt Herr nennen, da doch die Fürsten nicht mit de
Pfluge gehen und die Bürger sich dessen schämen? Den Städt
verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, n
fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kast
gefüllt, und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl un
mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nu
rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt ein
dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wolle

---

259) N. 20.
260) N. 37.

mit ihnen essen; denn besser ist, daß wir erschlagen werden, als Hungers sterben. Schreckliches Blutvergießen zwischen Ritter und Knecht, zwischen Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Hauptheile sind, wie soll es da ausgehen? Wir sollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, in dem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann seit diesen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahllose Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus diesen Reichsstädtekriegen im Einzelnen und diese beginnen im 14. Jahrhundert von Zahl und Bedeutung zu werden [261]). Innerhalb der Städte, erwähnten wir oben weiter, treten die revolutionären Zwiste der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffassung dieser Zustände das Kunstmäßige ins Volksmäßige überging, und das Umfassendere ins Kürzere, das deutet sich an dem einen Beispiele an, wie in Cölln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrhundert in einem großen erzählenden Reimgedichte, das wir bereits erwähnten, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beschreibung der Weberschlacht (1370) [262]) dem Hauptereignisse nach einen Sänger fanden. In einzelnen Stücken wird der bürgerliche Sinn gegen Adel und Geistlichkeit wach, so besonders bestimmt in dem Lied des „Pfaffenfeindes von Aschersleben" über die Magdeburger Fehde [263]) (1431—35). Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, so wissen wir, daß wir die neue Verbreitung vulgarer Kirchenlieder den Mystikern [264]), die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateinische Predigt sahen, und den einzelnen fanatischen Secten, wie den Geißlern [265]) zu danken haben, während die politischen Vertilgungsmahnungen gegen diese Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hof-

261) In Soltau's hist. Volksliedern 1836: ein Lied über den Judenmord in Deggendorf von 1337, die Laupenschlacht (bernisch) von 1339, ohne den Reiz der Sempacher Lieder; der Brand des Klosters Katenelburg 1346 (niederdeutsch) und in eben diesem Dialecte das Lied von Busso von Erxleben (Geschichte von Stendal), und Kappensen's rohes Gedicht von Ersteigung der Stadt Lüneburg (1371).

262) In der Ausgabe der Cöllner Chronik von Hagen.

263) Bei Soltau p. 96.

264) Von Tauler z. B. in Rambach's Anthol. christl. Gesänge.

265) In den Chroniken von Königshoven und Gensbein sind deren mitgetheilt.

sänger blieben. Große poetische Ereignisse hatte Deutschland dan
nicht: sein historischer Volksgesang konnte daher nicht bedeu
werden; aber desto merkwürdiger, werden wir nachher sehen,
sein volksthümlicher Kirchengesang geworden. Denn nach in
entfaltet sich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bür
lichen Stände sich nun der Dichtung, wie des ganzen Lel
bemächtigen, wie sich die ganz einzige Erscheinung des Zunf
sanges, und dieser wieder in dem merkwürdigen Gegensatze
ansässigen, geregelten Meistergesanges und des schrankenlosen Li
der wandernden Gesellen ausbildete, wie jede einzelne Volkskl
der einzelnen Berücksichtigung im Lob= oder Spottgesang w
gehalten wird, so wie jeder Einzelne wieder sich berufen fühlte,
Ereignisse, seiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bring
und jede Ueberlieferung nach seinem Geschmack zu gestalten, wie
unter diesem allgemeinen rastlosen Getriebe der ganze Zustand
geselligen Verhältnisse wie der Literatur zum vollen Gegensatz ge
die frühern Zeiten umändert, und wie man sich endlich dieser v
kehrten Welt halb bewußt wird und sie unter tausend Formen
Ironie, der Satire, des Humors und des vollkommenen Unsin
darstellt, dies Alles zu zeigen wird nun der immer näherrücke
und stets schwierigere Gegenstand unseres Geschäftes.

Das historische Lied und die lyrische Kritik des öffentlich
Lebens hatte, wie wir gelegentlich erwähnten, schon seit ganz früh
Zeiten seinen Bestand in Deutschland und hat unter irgend ein
Gestalt wohl immer existirt. Die Volksthümlichkeit in beiden w
zur Zeit der aristokratischen Kultur geringer, wo sich das Ei
mehr zur umfassenderen Reimchronik, die andere in die Sirvent
der Minnesänger zog. Wenn auch vereinzelte Erscheinungen, w
das Lied von Freiburg's Bunde mit Bern (1243)[266], das d
Fabel auf das Gemeinwesen anwendet, wie es auch Boner in sein
Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweisen, daß auch da
volksmäßigere politische Lied nicht ganz ausging, so erscheint e
doch in den Zeiten der generellen Bildung, die wir eben bezeichne
ten, offenbar im Hintergrunde, und erst im 14. Jahrhundert trit
es in erhaltenen Documenten wieder hervor. Einen bestimmte
Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen konnte e

---

266) Wolffs Samml. histor. Lieder S. 448.

auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die aristokratische anzufechten begann. Im 14. Jahrhundert aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oestreich, der sich sehr bald zu einem Kampfe republicanischer und aristocratischer Prinzipien ausbildete; schon in die Bonerschen Fabeln gingen daher die Grundsätze eines republicanischen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgaben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1376—1388) gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge sehen könnte, wie einfach würde der die Gesetze der menschlichen Natur finden! Denn wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt der Luzerner Suter sein Sempacher Lied [267]) in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, singt in einer Strophe, die vielleicht noch ursprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unseres alten einheimischen Epos, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und

267) Wolff, S. 454. Wackernagel's Leseb. S. 708.

ihres Frauenverkehrs, wie auch Keppensen in dem erwähnten nie
deutschen Liede aus dem Lüneburgischen Erbfolgestreit (1371)
thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Iron
die der altdeutschen Sage fast überall anhängen [269]. Zur äu
lichen Erklärung dieser Erscheinung liegt die Annahme nahe,
gerade damals die deutschen Epen muthmaßlich ebenso noch ein
eine erneuerte Aufnahme gefunden haben müssen, wie in eben di
Zeit bei Anderen die Ritterpoesien, und es stimmte gut dazu, w
gerade auch jetzt erst die Vilkinasage gesammelt wäre, wo auch
Mecklenburg z. B. Ernst von Kirchberg [270]) (1378) in sei
Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anstimmt. Eine tie
Erklärung läßt sich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheir
Band zwischen den inneren Zuständen und ihrem Ausdrucke
aber wer will seinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß glei
oder ähnliche Verhältnisse der Urgeschichte unserer Nation und die
Zeiten des 14. — 16. Jahrhunderts eigen sind, die bei gro
Verschiedenheiten hier und da durchscheinen, und dies kann
Geschichte auch darstellen, daß die Bildung des deutschen Vo
seit dem Hervortreten der untern Klassen nichts anderes ist,
eine Regeneration und Wiederholung der älteren in der Sph
des Adels vollendeten Geschichte in dem weiteren Kreise des gan
Volkes. Wie schon vorhin gesagt ward, ohne die Existenz
Geschichtschreibung hätten sich die Schweizerlieder so gut, wie
Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, u
wer die verschiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lie
zu einander vergleicht, sieht leicht, wie sie Allgemeingut waren u
fortbildend erweitert wurden. So aber hatten sie ihre Hauptwirku
darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empf
dungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Man
kraft und Herz für Vaterland und eignen Besitz erregten und d
frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geschle

---

268) Ebend. S. 370.

269) Am Ende z. B.

Ku Brüni sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
mich wolt uff diser riviere ein herr gemulken haben.
He, ich hab im den kübel umgschlagen,
ich gab im eins zum ore, das in musst vergraben.

270) In Westphalen, scriptt. rer. Germanicarum. IV.

wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die östreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner scherzten. Wenn man doch auch so in Deutschland die hussitischen Lieder und ihre geistlichen Schlachtgesänge gehört hätte, und nicht blos die Ergießungen erbitterter und geschlagener Feinde und befangener Zeloten! Im inneren Deutschland überhaupt wollte es mit dem historischen Volksgesange darum nicht fort, weil alles Große, was geschah, an den Grenzen vorging, bis erst im Laufe der Zeiten die innere Geschichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und dann auch weniger das historische, als das kritische und skoptische Lied emporbrachte. Wie die moralische Censur, die unsere Poesie übte, bisher immer groß und stets gesund und tüchtig war, so übte sie auch in der Reformationszeit ihr Amt stärker als je; mit der politischen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutscher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geschenk für seinen gnädigen Herrn ein; und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und sein Sieg bei Seckenheim (1462) [271]) weit eher ein Lied, als so manche kleine That der Reichstädter; und wenn der schwache Kaiser Friedrich auch keine Volkssänger fand, sondern nur etwa einen Beheim und die bretagnische Heirathsgeschichte Maximilian's höchstens einen Hans Ortenstein [272]) zum Dichten reizte, so sang man doch dagegen dem jungen Lasla, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Christenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutschland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die hussitischen, die dithmarsischen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der deutschen Ritterschaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutschland nahmen gleich eine solche Wendung, daß jeder Vernünftige sich

271) Hormayers Taschenbuch 1834. S. 1 sqq.

272) Die Geschichte zwischen des römischen Künigs und des Künigs von Frankreich. o. O. 1491.

abwandte, und so mißlangen auch die bürgerlichen Bewegunge
Wien: der Bürgermeister Holzer, der wohl ehedem auf die
treibung des schlechten Grafen Cilly Spottlieder ins Volk geb
hatte, mußte sich von dem fürstlichen Poeten Michel Beheim
den Pranger stellen lassen. So herrschte denn eine ganz offen
Scheu, sich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu lassen,
so laut sich, wie wir sogleich erfahren wollen, der Hofpa
Beheim mit seinen historischen Gedichten und Beurtheilungen
Zeitbegebenheiten machte, so rückhaltend ist dagegen Hans Ros
plüt in einem allegorischen und absichtlich dunkel und räthsel
gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem sich Z
lein und Meisen gesellt hätten (dies sind Anspielungen auf
hussitischen Priester Mies und auf Ziska) um den Adler zu rup
Dieser Rosenplüt der Schnepperer [273]) ist aber auch ein wahrhe
liebender, volkssinnigerer, geraderer und viel tüchtigerer Mann
der weinsbergische Weber; sein Urtheil über die Begebenheiten
Tachaw und Tauß, bei denen er selbst gegenwärtig war (1431) u
worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Hussenflu
gemacht hat [274]), ist ganz vortrefflich und sehr anschaulich ver
er darin in das deutsche Kriegswesen. Man kommt um Gott
willen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spick
man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie h
man unterhandelt, man beräth, „man spinnt ungehecheltes Werg
man veruneinigt sich über das Bannertragen, man vermißt
hoch und theuer, und setzt die heiligsten und ehrenrührigsten Schw
dran, daß man mit tapferer Hand streiten wolle, und wie der Fei
anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so da
wie Hans sagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besse
geleistet hätten. Auf solche Thaten ließen sich freilich keine Lie
machen. Und was die deutschen Städtekriege angeht, so ist a
da alles Geschehende so kleinlich, daß es gleich jämmerlich u
ängstlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Dertch

273) Den Beinamen variirt er selbst mit Schwätzer:

Der dieses liedlein hat geticht, das uns die warheit geyt,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweyht
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber byderbmann,
der in ein grossen Swatzer heist, der tuot kein sünd daran.

274) Dresdener Hs. N. 19. S. 165 sqq.

einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn sich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht bescheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unser Hans Rosenplüt ein anspruchvolles Gedicht macht [275]). Es ist doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meist aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen diesen historischen Volksliedern nach dem allgemeinen Geschmacke dieser Zeiten durchweg herrscht) [276]) mit dem feindlichen Löwen in Kampf bringt, und wie Rosenplüt seiner eingepferchten Schafe Sieg über die 22 belagernden Wölfe darstellt; ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in seine Brust gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterschwerter erfochten wird; ganz anders die innige Begeisterung dort, die der entscheidende Schlag in einer großen Volkssache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künstliche Lebendigkeit der Beschreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers; ganz anders der Wechsel von Andacht, Erzählung, Satire und Spott dort, als hier das episch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das historische Lied in Deutschland im Allgemeinen ganz werthlos gelassen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatsächlichem, die Flucht vor aller Abstraction veranlaßte diese unsäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch schon die Lieder Veit Weber's [277]) (aus Freiburg im Breisgau), und andere Schweizergesänge aus dem burgundischen Kriege (1476. 7.), denen überhaupt alle jene schönen Grundlagen schon fehlen, die den Thatsachen selbst, die dem Burgundischen Kriege gegen den Habsburgischen ebenso abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in diesen Zeiten noch seinen Rang, wie ihr kriegerischer Charakter und ihre Todesverachtung noch im schwäbischen Kriege sonderbar absticht gegen die Insubordination und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsstädter, ähnlich wie die

---

275) Es ist auch in Wolff's Samml. gedruckt.

276) Uebrigens wagt man sich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Gedichte über Albrecht, den Schwiegersohn König Sigmund's (1438) im deutschen Museum 1776.

277) Ausg. von Schreiber: Kriegs- und Siegslieder aus dem 15. Jahrh. von V. Weber 1814.

Italiener ihre Kriegszüge behandelten[278]), die sich etwa im Trun
wo es aufs tapferste Einschenken ankam, vermaßen je Einer
Schweizer auf sich zu nehmen, und ihre „schwäbischen Poss
auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht lassen konn
In jedem epischen und lyrischen Liede nun drückte sich natürlich
der großen Unmittelbarkeit dieser Gesänge der Charakter der Begel
heiten und Nationen genau ab; und so viel Ernst und Würde
den Schweizer=Liedern des 15. Jahrhunderts noch ist, so mi
sich doch schon Selbstgefühl und Uebermuth und ein Trotz
ihren alten Ruhm unwohlthätig ein; so groß die Thaten bei Grans
Murten und Nancy waren, so war da weder ein großes R
noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des m
professionirten Dichters[279]) Veit Weber, können seine Lieder weit n
die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Dage
spricht wieder, obgleich die historisch treue und minutiöse Erzähl
den poetischen Werth gering hält, aus den dithmarsischen Lied
über die Schlacht bei Hemmingstede[280]) (1500) ganz jene Va
landsliebe, jener Geschlechts= und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe
ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängi
gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn,
unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn
Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber Unrecht,
möge sterben lassen. Auch was den Vortag angeht, die al
kecken Züge[281]) und den Romanzenton, würde ich diese Lieder m

---

278) Mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg muß man ei
Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutsche Seite in einer
reimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abstand der Poesien
beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel ist: Von diesem krieg
ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s.

279) Er sagt von sich:

Mit gesang vertreib ich min leben,
von tichten kan ich nit lan,
darumb mir stett hand geben,
die schilt ich an mir han;
dass ich mich dester bas mög erweren,
und ehrlich kum gegangen
für fürsten und für herren.

280) Im Neocorus, von Dahlmann herausg. 1827.

281) Neocorus, 1, 518 am Schluß eines Tanzliedes:

den schweizerischen des 14. Jahrhunderts vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgesang dieser Dithmarsen und in dessen Tradition durch Tanzweisen liegt. Grade da also, wo der Schauplatz unsrer alten großen Volkssagen ist, im Norden und Süden, wo auch die spätere Volkschronik (unter Schweizern und Dithmarsen) am thatenreichsten und schönsten existirt, da sind auch die frischesten Volkslieder in diesen Jahrhunderten entstanden, und in eben diesen Gegenden sind die Sammlungen dieser Lieder und das Interesse daran am ältesten und am meisten eingewurzelt [282]).

Das historische Lied im inneren Deutschland blieb also bei seiner Nüchternheit; die poetische Kritik des öffentlichen Lebens bezog sich mehr auf Moralisches als auf Politisches. Wo sie sich auf das Moralische bezog, da ward die Stimme der poetischen Sittenprediger stets heftiger und lauter, je mehr sie aus dem Kreise des Volkes hervorkamen; wo sie sich auf das Politische bezog, da mußte es ein allgemeines Thema sein, wenn ein etwas freierer Ton angestimmt werden sollte. So sagt Cyriacus Spangenberg in der sächsischen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Lieder im Volke gesungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die christliche Licenz schon, freimüthiger und kecker die zögernden deutschen Fürsten und die Ritterschaft anzugreifen, die ganz stufenmäßig ihre alte Begeisterung für die christlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußischen, den hussitischen und türkischen Kriegen bis zur Indolenz sinken ließ. Man fühlte indessen nicht allein in der moralischen, sondern auch in der politischen Welt die Gebrechen schon im 15. Jahrhundert stets mehr, und auch unter den Poeten dieser Zeit, wie der des 14ten, läßt sich entdecken, wie man sich auf verschiedene Weise in der Gesellschaft stellte und sie

---

Segget dem koninge gude nacht, he hefft uuss braden höner gebracht;
tastet tho, gi leven gesten, dit gifft uns konig Hanss thom besten
gistern waren se alle rike, un stecken se hir in dem schlicke;
gistern do voreden se einen hogen mort, nu hacken ehn de raven de ogen uth.

282) Vergl. die Einleitung bei Soltau.

beurtheilte, wie wir vorher bei den östreichischen Dichtern sah
Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegensätze werden d
stets lebhafter; die Dichter sind aus der bürgerlichen Klasse,
zum Theil noch im Hofwesen befangen wie in den Regeln
alten höfischen Kunst. Zwei Dichter, die man gewöhnlich sc
Meistersänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte sei
Untergange entgegen ging und die höfische Kunst hinstarb,
Andere, wie machtvoll mit den untern Klassen neue Begriffe
ein neuer Geschmack emporkamen. Jener erste ist Michel Behe
und dieser letztere ist Hans Rosenplüt. Beide suchten noch die
mit ihrer Kunst, Rosenplüt noch ganz als ein solcher Wapp
dichter, wie Suchenwirt [283]). Ganz so erklärt er noch das W
pen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, singt de
Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lo
auch andere seiner Gedichte, die wie das obenerwähnte, allegori
Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz dieser sei
Stellung aber zu Hof und Ritterschaft die ihn wie Beheim in g
Deutschland umtrieb [284]), hat er auch weiter nicht die gerin
Sympathie mit dem alten Ritterwesen, sondern eröffnet mit a
Entschiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann
zu Hans Sachs hin sich weiter bilden sehen. Es ist selten,
steht ihm fremd, daß er sich (wie in dem Gedichte von den
Wochentagen) auf ascetische Vorschriften einläßt und dabei die h
kömmlichen Bilder und lateinischen Brocken gebraucht; auch se
Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Mischung des al
Schwulstes mit den ganz gemeinen Ausdrücken der Volkssprac
erscheinen seltsam neben seiner sonstigen Klarheit und Heiterk
die üppigen Naturschildereien in den Eingängen seiner Allegori
die Beschreibung der Steine und Pflanzen oder etwa der musicir
den Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung, die da

---

283) In seinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut sagt er:
ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keysern,
und bin irer wappen ein nachreyser,
nach Adams ere zu plasonniren,
und auch ir varb zu difidiren,
und such an iren hofen mein narung.

284) Dresdener Hs. 19. S. 102. Ich hab alle teutsche land durchsucht ꝛc.

einem solchen lächerlichen Vergleiche ankleben, die gesuchten sonderbaren Reime [285]), in denen er sich dann gefällt, all dies sind seltnere Auswüchse bei ihm, in denen selbst er übrigens als ein berufenerer Mann erscheint, als die meisten seiner ungefähren Zeitgenossen. Seine Erzählungen und Schwänke, von denen manches gedruckt ist [286]), halten sich noch am meisten an den alten reineren Erzählton, selbst wo die Gegenstände derber sind, so wie umgekehrt seine Fastnachtspiele, auf die wir unten zurückkommen, die bäurische, zotige und ganz ungezogene schmutzige Volksmanier am ärgsten an sich tragen. Er urtheilt von dem Stande der Welt im Allgemeinen nicht besser, als der Teichner, aber er ist glücklich dabei, wie der stets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zusehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er ist. Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern, als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenplüt fast nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letzteren gelinder, lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. In dem Gedicht vom Einsiedel [287]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust, die im Lande sengen und brennen; Leute mit ver-

---

285) In Nr. 7 dieser Handschrift sind die Reime der ersten Verse folgende: Freude: Hayde, schoßt: proßt, krewtlein: hewtlein, zeglich: kecklich, Säftlein: Schäftlein, Tönlein: Krönlein, flindelt: gezindelt, Estlein: Kästlein, geschmolzen: überstolzen u. s. f.

286) Von seinen Priameln sind einige gedruckt in dem Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1837. Seine Weinsegen und Grüße: Altd. Blätter I. 4.

287) Nr. 9 in der angeführten Handschrift.

giftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man i seine Stelle, da er im Stifte mächtig geworden; von seinen Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im im Eisenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und K welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priester in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt. In der meinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt, will der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerksmann nach und d wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, ge ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist ihnen langweilig. sieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem ersten Theile Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Lud wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die Innigkeit Herzlichkeit, mit der er sein Nürnberg [288]) (1447) preist, s weisen Rath, den getreuen Hirten der Stadt, die gehorsame meinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die in der That erstaunl Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Kün ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich er benen Reichthum und ihren Glanz, der sie, wie auch Ae Sylvius anerkennt, unter die ersten Städte der Welt stellt. am sprechendsten lernt man den Dichter in seinem Fastnach vom Türken kennen [289]). Der Großtürke erscheint unterm G der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebr Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den T der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr seid alle, der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit dem Bann dr ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter ungetreue Amtleute, wo ist einer, der das Alles austilgt?

---

288) Ebend. Nr. 11.

289) Ist gedruckt in Tieck's deutschem Theater.

habt Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern, ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das Alles abstellt? Die Kuchen eurer Fürsten sind alle zu fett geschmelzt, ihre Rosse zu schön und zu glatt; noch höhen sie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn sie einer einmal darum tadelt, so schlagen sie ihnen ihre Rinder nieder, und sollte ihr Weib und Kind darum Hungers sterben [290]). Dem vom Pabst, Kaiser und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens sogleich, wie dieser Ton die politische Kritik der Hutten einleitet, so wie Rosenplüt überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung fast, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als ein Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Rosenplüt entgegensetzen wollten wir den Michel Beheim [291]). Es kommt uns weder darauf an, seine zahllosen Poesien

290) Dazu denn als Probe der Manier folgende Stelle, die Botschaft des türkischen an den deutschen Kaiser:

> Sage deinem keyser hinwider, dem obersten haupt,
> im sei recht und unrecht erlaubt,
> wolle er hageln, so wollen wir schawern,
> und wolle er weinen, so wollen wir trawern,
> wolle er sawern, so wollen wir bittern,
> und wolle er lachen, so wollen wir kittern,
> und wolle er trennen, so wollen wir reifsen,
> und wolle er f—, so wollen wir uns besch—
> wolle ers dan verbieten, so wollen wirs halten,
> das raten unsern fursten wir alten;
> und wollen im dann ein pot hinwider tun,
> wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun,
> und wenn ein hund ein hasen fleucht,
> und wenn ein einfeltiger ein beschifsen Juden betreugt,
> und wenn ein frosch einen storchen verschlickt,
> und wenn der pettler nimmer an seine cleider flickt,
> und wenn ein gans ein wolff wird jagen,
> und wenn die frawen nimmer kinder tragen,
> wenn im das alles geschicht, erst wollen wir fliehen,
> und mit schanden wieder heim ziehen.

291) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunst. Ich benutze die Codd. Pall. 335. 386. 351. 375. 382 und besonders 312.

durchzugehen und zu charakterisiren, noch auch ihn unter ande
seiner Zeitgenossen oder nächsten Vorgängern und in seinem V
hältnisse zu diesen, zu einem Schönboch, Harder, Lesch, Hülzi
u. A. zu zeigen, denn sowohl seine als auch dieser Männer me
Dichtungen theilen zu sehr die Form und den allgemeinen Charak
des Meistergesanges (obwohl sie noch keiner Schule angehören) u
verdienen die particulare Auszeichnung zu wenig, als daß sie ni
in der allgemeinen Erwähnung desselben später mit eingeschloss
werden dürften; es gilt uns nur darum an den merkwürdigen Schi
salen dieses Mannes (geb. 1421) zu versinnlichen, wie das H
der Dichtung fernerhin nicht mehr an den Höfen gelegen wa
sondern im Volke, und wie hart sich eben an ihm der Versu
strafte, aus den Gewerbsklassen des Volkes, in denen er gebor
und für die er erzogen war, die Kunst noch einmal an die Hö
zu tragen. Seinen Ursprung leitete Michel aus Böhmen her;
wenigstens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladi
laus Hof in Prag einst stellte, woher sein Name Beheim käme, d
er doch ein Deutscher sei: seine Ahnen seien aus Böhmen vertrieb
worden und hätten sich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelasse
Sein Vater war ein Weber und er selbst ernährte sich eine Wei
durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geschä
des Dichtens kam. Da nahm ihn sein Herr Conrad von Weinsbe
von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürsten Hof suchen, un
entschloß sich der Singkunst sich zu ergeben bis zu seinem Tod
Doch blieb er dem Handwerke hold, bei dem es ihm einst behag
lich war, und wollte sich dessen nicht schämen, auch da er kein
Tücher mehr zu machen wußte [292]). Der arme Mann; wie o
mag er in seinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedach
haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während e

292) Cod. 312. f. 24.

Ich'mein nit daz ich guter tücher vil mach mer,
doch pin ich danoch disem antwerk holde,
und wil mich sein nit schemen wo ich ker,
wan es mir offt gutlichen hat getan,
e dann ich hon gewist ein ander leben.
Nun han ich ein anders gevangen an,
und hoff mir soll das nit mer werden not;
in singens kunst han ich mich gantz ergeben,
und muss es treiben biz an meinen tot.

päter seine Armuth und Blöße beklagen mußte [293]). Es hatte sich hm eine glänzende Aussicht eröffnet, er gab die sichere dafür hin; r trieb sich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, ind da er frühe Weib und Kind hatte, so hemmte ihn das vielach am Wandern, und leider ward er so oft auch gegen seinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß sich der selbst vergnügliche Weber noch tröstete und meinte, er dürfe sich seines Gesanges nicht schämen, er dürfe wohl vor die Merker kommen, denn er wisse seiner Silben Zahl wohl zu setzen nach rechter Läng und Breite, so daß er es mit seinen Zeitgenossen schon aufzunehmen wagte, wenn er sich gleich nicht messen wollte mit jenen alten zwölf Gesangmeistern, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten betteln, um Brod und Wein sorgen, sondern wo sie all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie stark mußte in ihm die Begeisterung für die Kunst sein, die ihm so schnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu seiner letzten Stunde anhängen wollte, die er an Höfen und bei Fürsten verachtet, aber sonst im Himmel nnd in der Hölle und unter den Thieren und Elementen im Preise sah. Es ist gewiß nicht leicht ein Meistersänger zu finden, der an dichterischen Anlagen tiefer zu setzen, oder an Gesinnung und Charakter so versehrt wäre, wie dieser Beheim, und dennoch ist diese Hingebung für eine edle Sache so rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbnissen, mit der eine drückende Armuth so leicht die Moralität gefährdet, wohl zu erkennen. Nach dem Tode seines ersten Herrn strebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter diesem hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einst nach Heidelberg, sang

---

293) Ibid. f. 224.

Was hülff mich mein gesang, daz ich dapey verdürbe,
kein narung erwürbe?
pesser ist mir geton, daz ich mich zih davon,
wil mich kein fürst versehen, so muſs ich vorter spehen,
ein anders vahen an, wan ich kan nit bestan
in solchem wesen mer, wann ich mich nie so ser
verzert bei meinen tagen; mein armut muſs ich clagen,
ich wart nie mer so plofs.

da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte t
Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am u
rechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stan
sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts a
deres singen wolle, so solle man ihn in einen tiefen Bach werf
Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schl
sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgra
nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das m
(nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 14
gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder
sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst ei
Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach Lübek und von
wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten H
von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war ni
in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfa
gen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erst ha
er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lan
nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lan
litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die g
Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte
Christians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher ka
er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in eine
Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, u
deutet „wie er seine Art von den zwölf Häusern und seine Nat
von den Planeten" hat, obgleich er sonst der Wahrsagerei und d
Vogelschau abhold ist, wie dem Alp und der Wolfswandlung u
jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weissagern so gran
wie den Quacksalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenwecke
und Herstellern der Jungfrauschaft [294]). Wir finden ihn alsdan
im Dienste des Herzogs Albrecht von Oestreich, und damals hat
vielleicht die freundlichern Gedichte gemacht zum Lobe Oestreich
zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Chr
stenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Con
stanz er nicht genug zu rühmen weiß [295]), so wie er auch sonst ei

294) Cod. 382. f. 156 sqq.

295) Cod. 312. f. 153.

heftiger Gegner der Hussiten ist und ihrer Gebräuche spottet [296]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit fast ungetheilt noch Parthei gegen diese Ketzer nimmt, wie z. B. der Prischuch, der die elende Reimerei von der Costnitzer Kirchenversammlung gemacht hat [297]). Beheim hat sich auch in Wien für diesmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirt's Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe unendlich weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang [298]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrich's III., die Eroberung von Constantinopel (1453), die Ermordung seines Patrons, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht [299]). Ueberall singt er seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse und mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu

---

296) In einem Spottlied f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Priester Johann Rokyczana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelgesang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

297) In einer Heidelb. Handschr. der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

298) Cod. Pal. 312. f. 157.

299) Ibid. f. 228.

halten: aber da ihm diese nichts gaben, ihn vielmehr über die Ad
ansahen und auf sein Gewerb mit Verachtung blickten, so sch
er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reib
Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, a
doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketz
an seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wu
selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends kl
er mußte wohl noch vor Ladislaus Tode (1457) von seinem H
weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. B
treffen wir ihn an Kaiser Friedrich's Hofe selbst. Er macht 14
den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit dem Kai
die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeis
Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher diese Begebenheit in Rei
gebracht [300]), sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen
ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belageru
der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum
Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grim
über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälg
aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg se
kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dab
erlebt und gethan, und wie er allen Hunger und alle Last mitg
tragen, fließt mit in seine unsäglich rohe und langweilige Erzä
lung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- un
Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu d
Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigen
zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ganz oh
Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poe
keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es dräng
ihn diese Materie zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Pro
pheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brann
ihn bis er geschrieben [301]). Wie gern würde man diesen Wahr
heitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloß
Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen e
selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenhei
seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, die die einzig groß

---

300) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern. W. Karajan. 1843.
301) Ibid. fol. 181.

Seite der damaligen deutschen Geschichte sind, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er sie nennt, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der diesen Glanz seiner Ritterschaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit bestaunt. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Artur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterstützung seiner Kunst, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adelige, weil er sah, daß das Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateinisch und lateinische Dichter fanden dann etwa bei den deutschen Kaisern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen, denn hatte er auch mit seiner Anhänglichkeit und seinen Lobliedern nicht so viel verdient? Allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines K a i s e r e r s so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ [302]). Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an g e g e n Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder seines Muscatblüt „große Lüg" nachahmend höhnisch zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe; wie der Sultan und sein Herr die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen sich wacker hielte und von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter in Gottes Willen unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben, was sie selbst thun, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung und falsche Münze unerhört sei, und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade seit der Stiftung der Uni-

---

302) Cod. Pal. 312. f. 156.

versität einiger literarischer Sinn; die Pfalzgräfin Elisabeth hatt dort Berthold's Predigten schreiben und das Leben der heilige Elisabeth aus dem Latein übersetzen lassen; Pfalzgraf Otto hatte sic für das Wohl der Academie interessirt und an Friedrich's Hof fehlt es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. We hört sich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wen er ein Mann wie der böse Fritz wäre, dem am Ende wenig a dergleichen Lob gelegen zu sein brauchte! Vielleicht war es scho um des Lachens willen der Mühe werth, zwei so schamlose Schmeichler, wie unsern Beheim und den Caplan Mathis von Kemnat sic an einem großen Heldengedichte [303]) abwechselnd abplagen zu sehen das in vollem Ernste den siegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas setzte, das den Otto zu einem Heiligen machte, und dessen wackere Dichter soga mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als e den Achill um seinen Sänger beneidete, hatte sie zu ihrem Werk begeistert!

8. Veränderungen des lyrischen Gesanges. Allegorien.

Wir haben so eben aus der Poesie des 14. und 15. Jahrhunderts die Dichter hervorgehoben, welche die persönlichen Verhältnisse der Sängerzunft und die Veränderungen in ihrer äußeren Lage zu erläutern dienen; es war natürlich, daß sich dies in solchen Gedichten aussprach, welche die öffentlichen und Privatzustände der Zeit zu ihren Gegenständen hatten und daher practischen und didactischen Characters waren. Wir wollen jetzt auf andere herrschende poetische Gattungen achten, auf das lyrische Lied und was sich aus ihm entwickelt, um innerhalb der reineren Dichtungen, die von Beziehungen nach außen freier sind, dieselben Schicksale der Poesie zu finden, die denen der Poeten genau entsprechen. Wie wir in den Gegensätzen der Teichner und Suchenwirt, der Rosenplüt und

303) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:
Also ich hie an diser statt ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschliess das end des siges hye u. s. w.

Beheim den Uebergang der Dichtung aus den höfischen Kreisen in die Sphäre des Volkes beobachteten, wie wir bei einem Suchenwirt, so unvolksmäßig er im Ganzen ist, allmählig zum volksmäßig historischen Liede übergeführt worden, so gleiten wir auch in der Lyrik und in einer Gattung allegorischer Reden, die vom Ende des 13. bis ins 15. und 16. Jahrhundert so häufig fast wie die Beispiele sind, und die ebenfalls, wie die geschichtlichen Reden des Suchenwirt, wie die vielen aufgefrischten erzählenden Werke noch den alten Rittergeschmack festhalten und das Minnelied ersetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotischen Volksliedes über. Dieser Uebergang ist fortwährend der Faden, an dem wir unsere Leser durch die wenig erfreulichen Producte dieser Zeiten hindurchführen. Wir haben schon früher erfahren, wie jene Lieder östreichischer uud schweizerischer Dichter in der Nachblütezeit des Minnegesangs in Stoff und Manier leiser oder lauter zu dem Geschmacke des Volkes herüberleiteten, und auch jetzt an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts können wir in hinreichendem Material verfolgen, wie sich das Höfische und Volksthümliche in dem erotischen Gesange bald streitet bald nähert. Wie eifrig der alte Adel in dem Minneliede jetzt noch immer hie und da behauptet werden soll, so gleitet man doch auch hier, wie in jenen Rittergedichten deutscher und karolingischer Sage in das Derbe und Rohe, ja bis zum Verachten der Weiber herab. Das epische und lyrische Lied prägt gleichmäßig die veränderten Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es stand abentheuerlich" von der Unsicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte, wo die Gesellen von der alten Minne einer der ärgsten jener schrecklichen Ritterbünde um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren [304]), wo der Ritter von Westerburg, dem galanten Frauendienste Feind, in Mismuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan," und wo er von Kaiser Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich" wieder gutzumachen [305]). In der Limburger Chronik, die eben diesen Zug erzählt, sieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die sie erwähnt,

---

304) Frankenberger Chronik. a. 1380.

305) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

daß schon in diesen Zeiten der Ton des Minneliedes in den de spätern Volksliedes überspielt, aber doch noch vorherrscht, obgleic schon der Volksgesang sich dieser auch von Rittern ausgehende Weisen allgemein bemächtigte. Man sieht aus den verschiedene Stellen dieser Chronik, die sich mit dem Gesange beschäftigen, un die wir nicht auszuziehen brauchen, da sie von Lessing, Forkel Rosenkranz u. A. schon mitgetheilt sind, daß sowohl der dichtend Ritter schon dem Volkston sich fügte, als auch der dichtende Mönc den Ton des Minneliedes traf[306]; und dies Herablassen ritterliche Poeten in populare Manier und das Hinaufstreben gewerbliche Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt sich also im Lied wie i den größeren Dichtungen, ebenso wie im wirklichen Leben de Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürge durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Ansehn und Würde der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Räuber nac Macht und Gewalt strebte, bis sich dann der Bürgerstand allmähli so in der Literatur festigte, daß er seine eigenen Zustände achte und besingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterlich Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, sich vo der Zunftgenossenschaft loszusagen.

Diesem Schwanken der äußeren Zustände des Lebens gleich nicht nur die Lage der Dichtung in jener Zeit, da sie, wie wi sehen, von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen de Meistersänger noch nicht aufgenommen war, sondern auch die inner Beschaffenheit des Gesangs spricht diese Zwiespältigkeit vortrefflic aus.

Dies lernt man am besten und in hinreichender Fülle aus dem

306) Ebend. Sp. 36. Zu disser zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spilleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezehlet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten.“ Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, menniglicher freude geit, ohn mir, wer mainte das?“ Item: „der Untrew ist mit mir gespielt“ etc.

Liederbuche, das von Clara Hätzlerin [307]) in Augsburg, um 1470 — 71 abgeschrieben wurde. Es enthält außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande beigeschriebenen minniglichen Sprüchen, die in ernster Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Marcolph nachahmen, 85 erzählende oder didactische und 134 lyrische Stücke von ganz verschiedenen Verfassern. In diesen letzteren streitet sich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg; das völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jahrhunderts, das schon in seinem ganzen Gesichtskreise der neuern Zeit angehört, enthält so viele Reminiscenzen an diese Lieder, wie diese ihrerseits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Und auch darin zeigt sich die Mitte, die diese Lieder zwischen beiden genannten Gattungen und Perioden halten, daß in ihnen weder der Ritterstand mehr so vorzugsweise wie früher in dem Minneliede allein steht, noch aber auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erscheint, wie so oft später der Fall ist. Einzelne Stücke [308]) sind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zusammengesetzt. Wir gehen überall aus den Verhältnissen des Minnegesanges in ähnlichen Formen zu den derberen der niederen Gesellschaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener schwermüthigen Sehnsucht zu Schimpf und Scherz, von der ernsten Minneklage zu ihrer Parodie. Die Liederweisen vereinfachen sich und wenn man nur die Gattung der Taglieder von Wolframs oder Walthers Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zusammenstellen möchte, so würde unser Liederbuch das Wesentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einer gleichbleibenden Materie gäbe. Sehen wir von unserer Sammlung ab, so bieten uns die Zeiten des ausgehenden 14. und anfangenden 15. Jahrhunderts zwei befreundete ritterliche Sänger, deren Lieder uns gleich-

---

307) Ed. C. Haltaus. Quedl. 1840. Fr. Pfeiffer macht mich aufmerksam, daß die Hätzlerin ohne Grund eine Nonne genannt worden ist; daß sie vielmehr blos eine Abschreiberin gewesen sein wird, indem sie auch noch andere Handschriften, wie Hartliebs Buch von der Zauberei, die Geschichte der Krönung Friedrichs III. und einen Schwabenspiegel gefertigt hat.

308) Wie N. 36. Mein Herz hat im erwelt ꝛc. und mehrere andere.

falls den Character der Lyrik dieser Zeit repräsentirend darstell können. Der Eine ist **Hugo von Montfort** (in Vorarlbe um 1354 — 1423), der Andere **Oswald von Wolkenstein** 30 (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445); beide waren zusamm nach Lithauen, Compostella und Jerusalem gezogen. Sie war aus der Zahl jener reise= und schlaglustigen Ritter, aus denen Suche wirt einige in seinen Ehrenreden verewigt hat; Oswald hatte 13 mit Herzog Albrecht IV. das heilige Land und die Küste v Africa besucht, war dann in ganz Europa gereist, stand später i Kriege der Brüder Ernst und Friedrich von Oestreich im Elepha tenbunde des tirolischen Adels gegen Herzog Friedrich, der na geschlossenem Vergleiche mit seinem Bruder ihn verfolgte, abe seiner Sängergabe wegen, nicht verderben wollte; 1419 zog gegen die Hussiten aus; dann lebte er der Dichtung und Mus zurückgezogen auf seiner erkauften Veste Hauenstein, auf der Alp die für den Rosengarten Laurins gilt, jenes tirolischen Liedes, dem die mineralogische Bedeutung des Thales Fassa verewigt schein Die Katastrophe, die damals den Tiroler Adel beugte, war f die Literatur in diesen Gegenden bedeutend, und wir gewahren hi dieselben Erscheinungen, die wir gleich nachher, wenn wir die pr saische Romanpoesie und Uebersetzungsliteratur betrachten, in ga Süddeutschland an Höfen und Städten beobachten können. W hier in den kriegerischen Bewegungen der Fürsten und Ritter dem kratische und aristokratische Tendenzen, die Macht der Städte un des großen Adels im Kampfe liegen, so fängt einerseits die huma nistische und klassische, andererseits die rein volksthümliche Literatu sich im 15. Jahrhundert in all diesen Gegenden an, mit der al ritterlichen zu streiten, die vergebens ihre letzten Anstrengungen zun Widerstande aufbietet. Oswald sang seine Minnelieder im alte Stile; Annenberg, dessen Verwandte mit jenen gegen Herzo Friedrich verbündet waren, widmete sich gleichfalls (1420—80 literarischer Thätigkeit und sammelte Minne= und Heldenlieder i

---

309) Nachrichten über ihn im Tiroler Almanach für 1803. 4. und Hormayer's Archiv 1823. Im Boten von und für Tirol und Vorarlberg 1823. Zerstreut ist: das Land Tirol. 1—3. Insbruck 1837. Vgl. auch Vanotti, Gesch. der Grafen v. Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. p. 180 ff.

eine Bibliothek; auch Conrad Vintler, auf Runggelstein, dem man eine Sammlung von Fabeln und Paramythien zuschreibt, die sich in Innsbruck handschriftlich findet, theilte diese Beschäftigung. In ihren Sammlungen spielt aber auch die klassische Literatur schon eine große Rolle [310], die von Italien in diese benachbarten Lande am ersten herüberreichte und die schon durch den bloßen äußeren Contrast, und mehr durch ihren inneren Geist die mittelaltrigen Lebensordnungen und Literaturproducte bald gleichmäßig erschütterte. Hierneben bedenke man, daß in Tirol schon der Natur des Landes nach alles Volksthümliche der Sage und Dichtung, Mährchen, Legende und Volkslied gewiß uralt heimisch ist, so begreift man wohl, daß der neuerhobene ritterliche Gesang Oswald's und Hugo's, wie sehr er im alten Geiste fortfahren wollte, gleich allen jenen Gesängen und Liedern der Clara Hätzlerin den alten Ton nicht mehr behaupten konnte. Von des Wolkensteiner's Liedern kenne ich nur die wenigen, die in Clara's Sammlung und in Forkel's Geschichte der Musik [311]) mitgetheilt sind; vielleicht sind gerade diese Stücke nicht geeignet, seinen Gesang überhaupt zu vertreten, denn die Kenner seiner sämmtlichen Gedichte bezeichnen einerseits eine Mannichfaltigkeit in ihnen, die aus einzelnen Proben nicht erkannt werden kann, und dann heben sie vor seinen Minneliedern, geistlichen Gesängen, gereimten Lebensgeschichten, politischen Lehr- und Spottgedichten seine volksthümlichen Lieder als das vorzüglichste aus und vergleichen sie so nahe mit Hugo's, daß sie sogar vermuthen, es gehörten unter des letzteren Liedern viele dem Oswald an. Jene gedruckten Stücke sind meist verkünstelt, überladen und roh; Hugo von Montforts Lieder [312]) machen einen einfacheren und gefälligeren Eindruck. Zwar auch Er ist noch einer der anstaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn unterweilen nach [313]),

---

310) Ich muß diese Aussage die Verfasser des stoffreichen patriotischen Werkes über das Land Tirol verbürgen lassen, denen ich sie entlehne.

311) Ende des 2. Bandes. Eine Ausgabe von Wolkenstein's Gedichten steht zu erwarten.

312) Cod. Pal. N. 329.

313) F. 6. Ich han ein buch gelesen aller tewtsch ein blum
das mag nicht anders wesen, genent Titterel
ist es sunder rum. Darnach han ich gesunnen
die reimen auch gemessen, ist daran nicht gewunnen

doch bringt in seiner guten Natur ein frischer gesunder Sinn le
haft durch, der auf die Einfalt des volksthümlichen Geschmac
überführt. Hugo von Montfort's Gedichte sind grösserenthei
Reden, wie er sie nennt, allegorische Stücke, die er meist i
J. 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, am häufigst
in dialogischer Form, um die Lage der Welt, des Reiches und t
Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte u
neue Minne drehen. Diese haben nichts Eigenthümliches vor d
ähnlichen Sachen anderer Poeten voraus, aber mehr seine Bri
und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treu
Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebe
gang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten;
sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breit
gerathen, in den Tönen sehr einfach, und in der Wahl unschön
Bilder mehr meistersängerisch. Ueberall aber nehmen sie den Volk
ton an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterliede; die unmi
telbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten i
herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Convenienzausdrüc
des Ritters, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß e
Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente er
rathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. D
Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüb
gibt uns auch eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß
der über fast alle diese Spaziergänge und Allegorien aufklären kann
er hat einen großen Theil davon wirklich in Wäldern, in Felder
und zu Rosse gedichtet [314]; und ein großer Theil der ähnliche
Gedichte hat auch das Gepräge solcher Productionen, die in de

die leng die kürtz, oder han ichts vergefsen,
so singt der gauch mit der nachtigal in dem meyen;
also ticht ich auch, tue ich recht, ich trotz den rechten rayen.

314) Fol. 39.
Han ich mich mit meinem tichten in den reimen iender vergefsen,
das tu ein ander schlichten, ich kan es nicht als mefsen,
ain zimbermann hat dick ain schnur verhawen, die er mifst mit sitten,
so han ich vil geticht in welden und in awen, und dartzu geritten.
Dis buch han ich gemachen, den sechsten tail wol zerossen,
darumb sol nieman lachen, ob es ist als gentzlich nicht beslofsen,
als ob ich es hett mit sitten aufsgemefsen u. s. w.

That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit von sinnigen Menschen ausgebrütet sind, die sich eben jetzt des Reizes der äußeren Natur und ihrer Einflüsse auf das menschliche Herz anfangen bewußt zu werden.

Wenn die beiden genannten Dichter die lyrische oder lyrisch-didactische Dichtung des anfangenden 15. Jahrhunderts von ritterlicher Seite vertreten, so steht ihnen bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielseitigkeit Muscatblut entgegen, der noch um 1437 dichtete, und wenn sich die Angaben des Michel Beheim [315]) auf etwas factisches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren gesungen hat. Schon nach dem Wenigen, was von ihm gedruckt ist [316]), scheint er sich in den mannichfaltigsten Gegenständen, ja in sehr verschiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es sind Minne- und Naturlieder von ihm bekannt, die an Fluß und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern und sich wohl über das ähnliche bei seinen ritterlichen Zeitgenossen erheben; dann aber giebt es wieder Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langstrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen, wie eben sein künstlicher Ton von Hugo's kunstlosen Strophen, so daß man, wie bei jedem Meistersänger, sieht, daß die vorgeschriebene schwierige Versart den Gedanken nach den Reimen modelt und daß je gezierter Vers und Reim, um so geringer die freie Bewegung und die Natürlichkeit ist. Es gibt Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Gnomiker, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er ganz naiv und schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Szenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund, ehrbar, kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er über die Sünden der Zeit, Simonie und Ketzerei u. A., predigt, oder wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn

315) Cod. Pal. 312. f. 252.

316) Viele seiner Gedichte in Mylii Lustgarten, übers. von Lycosthenes Psellionorus (Wolfhart Spangenberg) 1621. Außer den Liederbüchern der Clara Hätzlerin enthält das altd. Mus. einiges von ihm; handschriftlich der Cod. Pal. N. 342. Von anderem giebt Mone's Anzeiger 1832. Sp. 258 sqq. Nachricht.

wohl am besten charakterisiren, denn selbst in komischeren R
schlägen (an Jungfrauen, sich vor klaffenden Weibern zu hüten;
Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden;
Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln sich nach Wu
zu ziehen u. s. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum
auf Augenblicke an. Weniger gefällig ist es dann wieder, w
er zwischen Verstiegenheit und burlesker Niedrigkeit schwankend s
Marienlieder singt, die üppigen Bilder der alten inbrünstigen Fra
leiche in volksliederlicher Form, mit lateinischen Brocken durchw
wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Spor
unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied
Hochzeit besingt. Hier weist er auf Frauenlob zurück und auf
dogmatischen und religiösen Gesänge der Meistersänger vorwär
und auch der Form seiner Gedichte nach ist Muscatblut der b
Vermittler zwischen den Frauenlob und Regenbogen und den M
stersängern des 15. Jahrhunderts, und bei diesen letztern stand
auch in einem nicht geringen Ansehen. Noch Sebast. Brant
nutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim schien
keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukomm
obgleich er sich da weit verrechnete.

Wir haben bis hierhin vorzugsweise auf dem lyrischen Inha
des Liederbuches der Hätzlerin, auf den lyrischen Gedichten
Poeten verweilt, die unserer Sammlerin zum ausziehen am nächs
lagen, wir bemerkten aber, daß sich überall in ihren Werken d
Lyrische mit didactischen, rhetorischen und erzählenden Elemente
das Lied mit Lehre, Rede und Schwank vermischte. Der ni
lyrische Theil jenes Liederbuches enthält eine Reihe von größer
Gedichten, die unter sehr verschiedene Benennungen fallen könne
und sehr verschiedenes Inhalts sind; und blickt man nach de
ähnlichen über den Umfang dieser Sammlung hinaus, so find
man im 15. Jahrhundert eine Unmasse von Handschriften, die vo
einer großen Anzahl von Dichtern Stücke dieses Characters enthalte
was dann die ungemeine Fruchtbarkeit eines Hans Sachs in diese
vagen Gattungen erklären hilft. Es sind Schwänke der altbeliebte
Art, die in diesen Zeiten im Vortrag eine Mitte zwischen Stricke
und Hans Sachs halten, Ehehistörchen, Beispiele von List un
Verschlagenheit, dreiste und muthwillige Beichten und Buhlerge
schichten; es werden minnigliche, moralische, psychologische Problem

von der Welt Stand und Lauf verhandelt und gelöst; es sind Streite, Wortkriege, Tenzonen, Klagen über den Verfall der Liebe, der Sitte, des Vaterlandes, der Frömmigkeit; Freudenergüsse über glückliche Liebe und bewegte Minnelehre; Deutung der Blumen und der Farben; medicinische und andere practische Rathschläge; Lob und Tadel der Geschlechter und Stände, wobei es characteristisch ist, daß die Frauen am öftersten leiden müssen, die Bauern am meisten zufrieden sein dürfen; im Gespräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, gute und böse Rathschläge an die Regenten. Oft ist der Uebergang des lyrischen Liedes in leichte Erzähl- oder Redeformen augenscheinlich; die Liedesform (wie in dem bekannten Nun freut euch ihr frohen Kinder) dehnt sich zur didactischen Allegorie aus; das Minne-, Tag- und Klaglied ist nur länger oft, speculativer oft, schildernder und factischer geworden. Der singende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er spricht einen Spruch oder eine Rede; er hält einen Monolog oder einen Dialog; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies ist vielleicht das springende Wort für diese ungemein characteristische Gattung. Es ist am häufigsten ein Nachtabentheuer, ein einsamer Gang, eine Belauschung, ein Zusammentreffen, ein Traum, eine Vision, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu seinen didactischen Erörterungen, zum Ergusse seiner Empfindungen darbietet und für Naturschilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Wir haben keinen allgemeineren passenden Namen für diese letztere Art von Gedichten, als Allegorien; sie hat bei unsern Dichtern keinen Namen, als den der Rede, und auch in Frankreich wird sie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeschlossen, wo sie nicht speciell mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden kann. Aus dieser Gattung haben sich bei uns im 17. Jahrhundert die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwischen Epos und Drama steht, und gleich dem letztern gerne die wesentlichen Formen aller Poesie, Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang in sich versammelt, oder sich in sie zertheilt, so concentriren sich auch in jene vageren Allegorien, bald deutlicher, bald unkenntlicher, lyrische, dialogische, epische und didactische Bestandtheile: sie theilen mit dem Idyll den Character der Schilderung von ruhenden Zuständen, und sie können mit ihm, insofern sie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, auf-

geben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und sprach gleichmäßig an sich tragen, als Ausgänge des Epos Anfänge des Schauspiels zugleich betrachtet werden, als die G tung, wohin sich der Rest von poetischer Erfindung, so ge er immerhin sein mag, in jenen Zeiten flüchtete, in denen A zusammenarbeitete, die Dichtung in ihren reinern Formen zu stören. Das allegorische Element durchrankt unsere ganze Dicht in der Periode, wo sie zwischen Epos und Drama gestaltlos in Mitte liegt, es griff im 13. Jahrh. in das Reimepos (Tristan) überdeckte im 16. Jahrhundert (im Theuerdank) und in dem schichtsroman des 17. Jahrhunderts das historische Gedicht Großen, wie es zwei Jahrhunderte lang vorher das kleinere histori Lied und den Wappengesang durchdrang; die Gattung des Dra erstand erst mit den allegorischen Mysterien; in den Minnege strömte der allegorische Aether ein und verflüchtigte die gnomi und mystische Poesie; Sinnbild und Gleichniß gab den didacti Gedichten des Thomasin und Stricker, des Hugo von Triml und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fu kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrac werden; noch im 17. Jahrhundert endlich bemühte man sich Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetische G tung, bis dieser Hang in der Ausbildung von Parabel und F im 18. Jahrhundert ausstarb, wo zuletzt noch Winkelmann sich Allegorie in der plastischen Kunst annahm und Klopstock allegori Reste in seinem Epos festhielt.

Die minniglichen Allegorien sind aus dieser Gattung die wöhnlichsten und häufigsten; sie hängen mit dem Minneliede sicht zusammen; sie lassen sich gleichsam auf die sinnige Allegorie in G fried's Tristan zurückführen und dauern von jener guten Zeit an auf Hans Sachs und noch späterhin fort. In der höfischen hel Manier haben wir Ulrich von Lichtensteins Frauendienst und Frau buch kennen gelernt, die schon wesentliche Züge für diese Gattu liefern; ihnen zur Seite kann man aus Wolframscher Schule Jagd des Hadamar von Laber († nach 1277) in Dienst des Herzogs Ludwig von Baiern stellen [317]), ein vielgelesenes

317) S. über ihn v. d. Hagen M. S. IV, 8. 145. Mone's badisches Arc I. und Quellen und Forschungen I. p. 221—39, wo das Verhältn der Handschriften bestimmt wird.

abgeschriebenes und von jedem der in diesen Zeiten sehr producirlustigen Abschreiber verändertes umfangreiches Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes spricht. Der Druck des ursprünglichen Gedichtes würde willkommen sein; man trifft es gemeinhin nur in Ueberarbeitungen. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, gefiel noch im 15. Jahrhundert; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primisser anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht seine Liebesklage in seine allegorische Jagdbeschreibung ein, sein Herz wird als Hund dargestellt, der ihn auf die Fährte weist, mit dem er sich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, schreit, verwundet, zerrissen, von Wölfen (Merkern) bedroht wird u. s. w. Das Ganze ist ohne Wirkung und selbst schwer zu lesen und zu verstehen; es ist zu unübersehbar breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang schon ermüdend, weil sie gar keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel ist nachgeahmt; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur. Plastischer, malerischer, als in dieser Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne selbst personificirt auftritt. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Geschlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identisch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit," Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die

jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden, Ehre, Scham, Zucht, Stetigkeit mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem undankbaren und verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. Wir haben von Heinzelin von Konstanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das sich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jahrhunderts noch anreiht, und unsere Minneallegorien vielleicht am besten vertritt [318]. Der Dichter wird im Traum in eine schöne Aue versetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Embleme ausdeuten. Das Gedicht geht aber hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über; es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die dialogische Form, die im Minneliede hier und da vorkam, ist erweitert, und dies ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame [319]. Der eigentliche Liebesdienst, oder das Factische desselben, schwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. Die Gattung geht alsdann bis zum 15. und 16. Jahrhundert ununterbrochen fort, nur daß sie im Gegenstande nicht ausschließlich der Minne treu bleibt. In dem Fleigertüchlein [320], das einen schwäbischen Dichter, der in Tirol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, zum Verfasser hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts gedichtet ist, findet der Poet im

318) In Müller's Sammlung unter dem Titel Got Amur und in dem Abdruck der Weingartner Hs. in der Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart 1843.; verschieden im Inhalt ist der französische Dieu d'Amours ed. Jubinal. 1834. — Von Heinzelin von Konstanz haben wir oben in einer Note schon eine geistliche Tenzone erwähnt; eine weltliche, die zu unseren Minnedialogen gehört, enthält die Wiener Hs. N. 2705.

319) Cod. Pal. 348.

320) Cod. Pal. 353. f. 121.

Walde einen klagenden Jüngling, der ihm sein Leid vertrauen will, wenn er auf sein „Fleigerlein," ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei sich trägt, schwören wolle, sein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun seine Abentheuer, beschreibt einen Sturm, den er gelitten und den seine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter seinen Unglauben ausläßt [321]) und dann folgt eine langweilige Erzählung seiner begebenheitslosen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr seine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen in diesem Gedichte auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane, und die große Belesenheit in diesem Gebiete, die der Dichter verräth, stellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in diesen Zeiten den reineren Rittergeschmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieses Werkchens auch für den des Spiegels [322]) (Spiegels Abentheuer), und zwar eben der gleichen Manier und Belesenheit, der gleichen Reminiscenzen an alte Romane wegen, besonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung [323]) manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrsamkeit und einige schöne Schilderungen einfließen. In einem köstlichen Walde unter Vogelgesang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es ist die Treue. Sie ist von ihrer Kaiserin ausgesandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt seine eigene: das Bild seines Weibes habe sich fest wie ein Siegel in sein Herz gedrückt, und er könne mit seiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie sagte ihm, ihre Kaiserin sei Frau Abentheuer, ihre Schwester, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und sie

321) Fol. 137.

> „Gesell der wort geswig, es ist ein abtgottery.
> ruff an die magt mary" u. s. w.;

wie ihn dann der Jüngling bittet, ihm seinen Glauben zu lassen:

> „Ja gern gesell hab dir dein cleynot als du hast,
> ich han auch dick geblast myn dag in kalten ofen u. s. w.

322) Cod. Pal. 313. f. 75.

323) Ebend. Gleich Anfangs bekennt der Dichter seine Nachahmung:

> Myn synn hoch uff stigen in kunstreichen sal,
> wie wol myn synn sind smal, iedoch so wil ich suochen
> ufs mancher hand buochen schon byspil und figur —

nennt ihm die anderen Schwestertugenden, die dort in Amt und Dienst stehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Brust einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwischen 12 — 4 Jahren erblickt; sobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieser Schönheiten gefangen, über der er sogleich seine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft sie entsetzt „Nummer dumen Jesu Christ'' und kreuzt sich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn zum Hofnarren machen [324]); und es findet sich in einem Buche, das an der Kaiserin Hof gehalten wird, daß er sein Herz trotz seiner Liebe zu seinem Eheweibe an eine unstete Buhlerin gehängt habe. In diesem Buche liest er dann, daß auch seine neue Erkorene ein untreues Weib sei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greisen heimgebracht. Ganz verwandt mit diesem Stücke ist die Mohrin [325]) von Hermann von Sachsenheim (um 1450). Der Dichter begegnet auf seinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komischer Prozession, verkehrt auf einem alten hinkenden Maulthier sitzend, im Geleite von Pfeifern, Trompetern und Schalksnarren vor die Königin gebracht wird. Er ist seiner Treulosigkeit wegen verklagt und sein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Danhäuser ist der Vorsitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung ist ins Parodische gezogen, der Untreue werden ironische Lobreden gehalten, der Oberrichter ist sich selbst in dem fraglichen Punkte nicht des besten Beispiels bewußt, die Frau Venus ist eine Heidin, und das Ganze berührt sich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne

---

324) Fol. 95.

Ir wist wol uns starb hür unser alter dor hie gigel,
den uns der brobst von Ligel schickt zu eynem osterspil —

325) In alten Drucken; zuerst Strasburg 1512. Nach dem Wormser von 1538 ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Des Dichters goldenen Tempel, den er im 90. Jahre dichtete (er starb 1458), haben wir schon, bei Gelegenheit von Conrads von Würzburg goldner Schmiede erwähnt, und vorhin bei Heinrich Muglin.

schon eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhuser, bald das neu-sentimentale im Hadloub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts hervortritt. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners [326]), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestil: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im hohen Pathos des Verliebten, sie im derben Bauerton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten und Obscönitäten endigt die Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graserin [327]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreise verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Mäherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheitzerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten [328]); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist“ [329]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei [330]) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen diese allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder

326) Cod. Pal. 313. f. 454.

327) Cod. Pal. N. 4. f. 208.

328) Ebendas. f. 225.

329) Altd. Wälder Bd. III.

330) Cod. Pal. 313. f. 466.

wandernden Dichter der Minne Orden und Regel [331]) gelehrt wird, da sind es die alten edlen Vorschriften des wahren Minnedienstes; wo ihr Wesen zu ergründen gesucht wird, ist es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meister Altschwert, der eine Reihe solcher Allegorien gemacht hat [332]), jene bäuerische Art der Liebeswerbung selbst aufs Bäuerischste schildert und die gemeinsten Ausdrücke, die man nicht wieder berühren kann, dabei nicht scheut, da ist doch die Gesinnung auf das Edlere und Bessere gerichtet; und hierin berühren sich dieses rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Bombast eines Meister Egen bewundern, bis zum Unsinn nachmachen [333]) und sich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu stellen streben. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg [334]), eine Grundsuppe voll von dem seltsamsten Schwulste, den übertriebensten Wolframschen Uebertreibungen [335]) und von Exclamationen, die an unsinniger und falscherhabener Manier, an Mischung des Sonderbarsten mit dem Plattesten kaum ihres Gleichen hat [336]).

---

331) Cod. Pal. 313. f. 44.

332) Cod. Pal. 358. Der Kittel; der Tugenden Schatz; der Spiegel; Venus Garten; und verschiedene Fragen: ob Minne besser sei als Gesellschaft; ob Männertreue besser sei als Weibertreue u. dergl. Vergl. Cod. Pal. 313. von f. 156. an.

333) Der Dichter der Minneburg spricht f. 13. seine Bewunderung für den weisen Meister Egen von Bamberg aus, der gerade nur so weit bekannt ist, daß man weiß, er theilte den bombastischen Geschmack. Zur Probe stehe der Anfang der Minneburg hier:

Gebeltzter will entsprüfset, min hertz das clain verdrüfset,
nach art der wurtzein flechten mit biken, als die spechten,
so clopst an myn dinst der kranck, verdien ich nu hie des danck,
des bitt ich zu irn gnaden, soll mir myn vlifs misrathen,
das sie mir gütlich messe. heay dusse matresse.
Ains hertzen kranck des mynen, ich hett sin ewig pynen,
würde ich ir gnade beroubet u. s. w.

Einige Stücke von ihm sind im Cod. Monac. 714.

334) Cod. Pal. 385.

335) Es heißt von der Geliebten: Ihr Leib ist wie Muscatblüt. Den Heiden, die sich mit bitterem Meerwasser behelfen, könnte sie helfen: sie dürfte nur mit ihrem Finger ins Meer stoßen, so würde es süß wie ein Honigbrunnen, daß Menschen und Vieh es genießen könnten.

336) Noch ein Beispiel fol. 56^b.

Ach gott wie ist verfelcket, vermuret und verkelcket
in mich der mynne kunder! Die Mynne hat nu wunder

Wir verweilen bei diesem Meister Egen so wenig, wie auf den anderen Zeitgenossen, die wir aus Clara's und anderen handschriftlichen Sammlungen des 15. Jahrhunderts kennen lernen. Ihre Zahl ist sehr bedeutend; einzelne Stücke des Suchensinn [337]), der wie Suchenwirt und Teichner ein wandernder Dichter des 14. Jahrhunderts war, des Schondoch [338]), Harder, Kaltenbach, Jörg Schilcher, sind im Druck bekannt geworden, andere Namen, wie Stephan Vohburg aus Oestreich, Johannes Duro, den Regensburger u. s. lernt man aus Handschriften kennen; fast alle bringen uns Material, die Geschichte unserer Allegorien zu verfolgen. Wir verschmähen Alles und heben nur noch zum Beispiele Einen einzigen Poeten heraus, der uns zu der Gestalt dieser Gattung in der Reformationszeit überführt, und am besten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verständlichkeit sich herabläßt und klar und hell wird, so daß man schon an die gereimte Prosa der reformatorischen Didaktiker erinnert wird. Der Verfasser nennt sich einen armen elenden Knaben [339]), und hat also wohl wirklich der Volksklasse angehört; er macht den schönsten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien bei Hans Sachs, die überall den strengsten Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verschiedenen Stücken dieses elenden Knaben (sein Zuname sei Schabab, sagt er) lassen wir der Minne Gericht (1549 gedichtet), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe

---

mir in das hertz gestiftet; ich vörcht mir sy vergiftet
mit frödenrichem wandel, das ich vor frölichem mandel
werde efsen laides zidelbast; ir mynneclicher süfser glast
mich in dem hertzen kützelt, das mir myn fröde verhützelt
ist, und auch gar verdorret; also bin ich verstorret,
sie hat mir abgeblundert min fröde das mich halt wundert,
wie ich sy so veraffet; ich han sie ane gegaffet
lang mit myner ougen zwirbel, das mynes libes synnen wirbel
ist gar uff sie getorckelt, nun hörent wie sie mich morckelt.

337) Einige Lieder von ihm in Fichard's Frankf. Archiv III, 223—48.

338) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er sich nennt, hat Laßberg 1826 auf den Namen Hugo von Langenstein's herausgegeben: wie ein heidnischer König, genannt der Littower, bekehrt ward u. s.

339) Cod. Pal. N. 344.

und dem Pfennig an[340]), weil dies Werkchen, ein Lieblingsstück des Jahrhunderts, verändert und mehrmals gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenstand, der ja unter tausend Variationen bisher uns vorgeführt ward: daß das sittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauscht ward, daß, wie Rosenplüt in seinen Priameln sagt, die Liebe, welche die Menschen gegeneinander, die sie zur Gerechtigkeit, zu Verwandten, zu Gott haben sollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Und dieser Gegenstand ist hier in einem so einfachen Bilde versinnlicht, wie es das Volksbuch mit anderen Gegenständen oft thut, wie es gerade dem Volke verständlich und angenehm war. Auch diese Form hatte der Teichner und Suchenwirt schon vorbereitet. Hier streiten sich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt seine Sache mit großer Beredsamkeit. Er ist der Abgott der Welt, Alles was geschieht, geschieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann ihm widersprechen oder sich gegen seinen Willen setzen, nie war seine Gewalt so groß wie jetzt und nie die der Liebe so klein. Zu gutem Ende stößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet sie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Ritterschaft, die sich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten, und die Gesinnung ist überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie sehr das allegorische Princip gerade in den unpoetischsten Zeiten die Poesie durchdrang, und wie man gleichsam die poetische Blöße mit diesem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, sieht man am nachdrücklichsten in dem berühmten Buche, das an der äußersten Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epischen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank[341]). Er entstand (1517) gerade in der Zeit, als die Begebenheiten in Deutschlands Geschichte so bedeutender Natur wurden, daß sie immer mehr die Dichtungen nach sich rissen, und alles Interesse von jeder

340) Ebend. fol. 34.

341) Erste Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

anderen Gattung, die nicht politischer Art war, abzuziehen schienen. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; nur der Unterschied ist uns hier von Interesse, daß während überall sonst in diesem Jahrhunderte der Prosa, Practik und Wissenschaft die Poesie nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dies Gedicht steht am Schlusse einer Reihe von altritterlichen Poesien, die, wie wir sogleich sehen werden, noch im 15. Jahrhundert in einer Zeit höfischer und ritterlicher Reaction gegen die aufstrebende Volksbildung an dem Hofe Albrecht's von Baiern und in der Pfalz gepflegt wurden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilian's nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten jetzt ganz verschwindenden Stil der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals prostituirten sich die Könige noch nicht, wenn sie dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und so konnte der kleingroße Kaiser in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weißkunig, selbst entworfen und von seinem Melchior Pfinzing hat ausführen lassen, die Abentheuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und auf Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendsten Momente seiner Geschichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward), anknüpfen. So vornehm und dürftig die Allegorie ist, die das

Werk dem Verständnisse der Menge entziehen sollte, so trocken, monoton und wiederholend der Vortrag, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch wohl auf manchen geduldigen Leser rechnen; man arbeitete es später (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tausend Verse und allerhand moralische Sentenzen zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müssen, als eine Haupteigenschaft des Theuerdank aufgezählt wurden; es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse und fremde Sprachen zu übersetzen; und später schrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten [342]). Ergötzte man sich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeste und fürstliche Hochzeiten, warum sollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaisers gern lesen, der wirklich als der beste Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der so bürgerlich war und so ritterlich sein wollte, so viel Anlage hatte zu stiller Thätigkeit und so viel Glanz um sich breiten mochte, und in einer eigenen Mischung der kleinlichen Natur seines Vaters und der stolzen seiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürst für einen friedlichen Volksstamm gewesen wäre, aber von Cäsar und Karl dem Großen zu träumen liebte, so wie sein Erbland für ein abgeschlossenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmanischen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anschwoll. Von einem solchen Manne nun ist es erklärlich, daß er die schale Reimerei, die er mit seinem Geheimschreiber mühsam und langsam zu Stande brachte, auch in einer kostbaren Ausstattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönsperger, der zugleich Schrift-

342) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Glossen versehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte ist darüber geschrieben; Neues in Jäck und Heller's Beiträgen 2. S. 87; und das Neueste in Haltaus Ausgabe des Theuerdank 1836, wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an diesem Gedichte und Treitzsauerwein's an dem Weißkunig (um 1512 von dem Kaiser halbvollendet, gedruckt Wien 1775) genau und gründlich erörtert wird.

gießer und Papiermüller war, ward für das Werk ausersehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Alle diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was wir gelegentlich von Personificationen intellectueller und moralischer Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jahrhundert noch als epische Allegorie beifügen kann, stehen gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, so weit zurück, wie überhaupt Alles, was wir in diesen Zeiten producirten, hinter so manchem der fremden Nationen zurücksteht, die das Aehnliche behandelten. Bekanntlich gilt der Roman von der Rose (gleichviel mit welchem Rechte) für den Triumph der altfranzösischen Poesie und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte, die bei uns glücklicherweise liegen blieb. So ists auch unter den Engländern, die so manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten poetischen Producten rechnen. Unter den Italienern hat Dante in seinem unsterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieser Gattung gestellt, und was das 14. Jahrhundert dort von ähnlichen Dichtungen, wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den ich hier auch darum erwähne, weil er 1468 übersetzt ist [343]) und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldszenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles, was in eine solche Allegorie gehörte, ist ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Ein-

343) Translation oder Tütschungen des hochgeehrten Nicolai von Wyle. Strasb. 1510. Nr. 12.

mischung geschichtlicher Personen aber, denen der Erzähler in seiner Vision begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperlosen deutschen Originalen findet. Die Uebersetzung ist von Niclas von Wyle und leitet uns mit diesem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geschmacks sich noch greller zeigen sollte.

9. Prosaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und schüchterner mit dem Versuche beschäftigt gesehen haben, die poetische Manier der alten höfischen Zeit und die Stellung der Poeten in der adeligen Gesellschaft zurückzurufen, so werden wir jetzt sehen, daß sich dies in anderen, älteren, fester begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein interessant bleiben konnten, von diesen Höfen aus wirksamer fortsetzte. Ein dünner Faden von namhafteren Poeten und Poesien führte uns von dem 13. zum 15. Jahrhundert herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Massen von Producten und Producenten, die sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der zusammentreffenden erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaaß steigern, so mechanisch entstehen oder verfahren und sich so regellos kreuzen, daß wir uns plötzlich in eine gährende Revolutionszeit versetzt sehen, wo auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verschwinden scheint. Ein jeder der letzten Abschnitte führte uns von den Productionen der alten Ordnung leise zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantischen Geschmacke zum volksmäßigen und allmählig auch zum antiken, denn beides reichte sich in Deutschland jedesmal aufs innigste die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der nationalen Bildung geschehen ist. Die Freude an der Gegenwart, die ein so eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte sich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabsetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach besseren Zuständen strebend sehnte man sich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück gestattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menschen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theil sich mit der Rückkehr zu

den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theil aber die Urgemeinden der Apostel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muster nahmen, so genügte im Politischen einem Hutten zur Einen Zeit die Herstellung der alten Kraft des Adels, zur anderen sieht er auf den Urstand der Germanen, wie ihn Tacitus schildert, und wieder andere streifen mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moralischen schon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphilosophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poesie war der nämliche Fall. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn sie lagen der Nation immerhin am nächsten; allein die Sprache derselben ward bald nicht mehr verstanden, man änderte den Ton der Poesie, man setzte sie in Prosa um, die Gelehrten verglichen mit lateinischen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten, man glaubte, die klassischen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhunderts übersetzen zu müssen, um erst die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: so kam man wieder auf Romane im neugriechischen Geschmacke. Wir haben gesehen, daß sich in Oestreich, während im inneren Deutschland sich Alles so ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrecht hielten, die Dichtung in dem alten Gleise fortbewegte; und dort war es daher möglich, daß sich der alte Stil der Ritterdichter bis auf den Wolkensteiner fortsetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts in Süddeutschland mehrfach der Versuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunst wieder zurückzuführen; den Büheler und Hugo v. Montfort sahen wir eben auf dem Wege, wie Oswald. Allein ihre Zeit war auch gerade die Grenze, wo noch Versuche dieser Art denkbar waren und der Schauplatz der böhmisch-östreichischen Literatur entschied für Deutschland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Hussitenkrieges, die auf das Concil von Constanz folgten, waren der Anfang zu all den politischen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutschland zu erschüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältnissen gleichmäßig den unteren Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutschen Poesie gethan hatte, war wenig: selbst das Wenige ward nun bis anf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in diesen Gegenden führte die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe

gewöhnten Oestreichs mit sich und die versuchte Revolution unt Friedrich; und die Abentheuer Michel Beheim's in diesen Gegend verſinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieses Oe reichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsstätte, beraubt wurde. Zu Glück öffneten gerade die Reichsstädte ein neues Asyl, als Wi aufhörte, die Poesie zu pflegen, und die Höfe von Würtember Baiern und der Pfalz fing ein Geist der Bildung an zu belebe der bald mancherlei Früchte zu bringen versprach. Von den Höf aus, und besonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward t höfische Poesie in prosaischer Form ebenso verbreitet, wie einst poetischer, und dies geschah, so weit wir wissen, gerade wie früh von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's v Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 d Roman von Lother und Maller aus dem Lateinischen ins Wälsc übersetzt und 1437 übersetzte beider Tochter, Elisabeth, Gräfin v Nassau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutsche [344] Ebenso übersetzte sie die Geschichte des Hug Schapler aus de französischen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche Paris abgeschrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidon übersetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunt von Oestreich (mit dem sie 1448 — 80 vermählt war) aus de Wälschen. Auf Veranlassung der Landgräfin Anna von Thüring schrieb Rothe (ca. 1442) seine Thüringische Chronik [345]). Die Mar gräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, rede nach Albrecht von Eyb italienisch, lateinisch und griechisch und w in allen Klassikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Elisabeth sch früher für die geistliche Literatur gesorgt hatte, haben wir sch oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathild Erzherzogin von Oestreich, ist des bairischen Ritters Jacob Püteric

---

344) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt was Ma gret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrich v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss lati in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 140 und ist danach fürbafs von welscher sprach zu teutsch gemacht durc die wolgeboren fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe z Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fra M. tochter, die es durch sich selb also schlecht geteutscht hat, wi es an im selber ist beschehen etc.

345) In Mencken's scriptt. rer. Germ. II.

von Reicherzhausen poetische Epistel (1462) gerichtet, so wie viele der Uebersetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literarische Freundinnen. In dem Aufsatze in Niclas Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch besonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oestreich als eine große Liebhaberin aller Künste. Wenn die Schicksale des Beheim den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Poesie beschuldigt [346]), so zeigt dagegen eben dieser Niclas von Wyle (Stadtschreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anstrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künsten herzustellen, dem höfischen Geschmack zu schmeicheln, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Straffermonen, sondern an die sinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Regionen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte dieser Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke dedicirte; wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog; wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er [347]). Die große Pracht und Sorg-

---

346) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus laevissimarum rerum major est cura quam literarum.

347) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigt sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken.

falt, womit einzelne Handschriften der Prosaromane des 15. Jah hunderts geschrieben und gemalt sind [348]), bezeugt, daß diese We vorzugsweise für fürstliche Personen bestimmt waren; zu Ehr oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Ma grafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johan von Soest und Ringoltingen; daß er nur für Herren und Ad dichte, sagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Diese Büch waren wohl nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunst; ma suchte auch mühselig nach den älteren Rittergedichten, und es kom bei Püterich ein Beispiel vor, wie einer weitläufigen Verweisun es bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern ein solches Bu (von dem Ritter mit dem Bock) zu verschaffen [349]). Die Fürst sammelten die Romane in Bibliotheken; und die Erzherzogi Mathilde, an welche Püterich seinen Brief gerichtet hat, besaß ei Sammlung von 94 Werken, von denen Püterich 23 als ihm unb kannt bezeichnet. Diese gerade sind aber, so weit man weiß, laut solche neuere Romane, die erst in diesen Zeiten selbst entstande sind: Lanzelot, die Mohrin, Melusine, Niclas' von Wyle Ueber setzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Mar grete von Limburg und Lothar und Maller u. s. w. Püterich abe bekennt selbst, daß er diese neuen Bücher, so unbegränzt seine Such nach Erwerb von Alten ist, für nichts achtet [350]): das Ansehn, i welchem sie standen, war also nicht allgemein; und die Verkür zungen, in die man sie bald zwang, zeigen, daß man sie wenig heilig achtete. Auch die Prosawerke nämlich hatten dasselbe Schick

---

O hohe scharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich habe seithe Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort sagt, all meine Käse abgerathen hat.

348) So die Heidelb. Handschr. von Lanzelot Nr. 147.

349) Adelung's Püterich 1788. S. 9.

350) Ed. Adelung S. 25.

Ich gie des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir samb mir bracht ze handen.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stellen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekaufft unnd darzu funden,
doch nur die alten puecher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

sal, wie die poetischen, man steigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von diesem herab in den Auszug, um nachher wieder die alten umfangreichen Texte aufzusuchen. Das verschiedene Maaß dient den verschiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Fürterer und, wie wir oben sahen, schon andere vor ihnen, die alten Reimgedichte, so kürzt ein Conrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Melusinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu besserem Verständnisse löst man die gereimten alten Romane in Prosa auf, oder läßt die deutschen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateinische Prosen zurück, da die lateinische Poesie fast immer um ein oder mehrere Jahrhunderte früher der späteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beschneidet man sie.

Wir folgen nun ganz im Allgemeinen dem Gang, den diese Prosen genommen haben. Vollständig zu sein, ist hier Niemanden möglich, der nicht mit seinen literarischen Arbeiten unterwegs sein kann, weil diese Werke, so mannichfaltig einige davon in Drucken existiren, sehr zerstreut sind. Es wäre verdienstlich, wenn Jemand eine deutsche Romanbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der französischen Bibliothèque universelle des romans gethan hat, in der Zeit, wo auch die Bodmer, Casparson und Müller die erste Hand an die Bekanntmachung unserer alten Poesien legten, ungefähr mit gleich geringer Umsicht wie jene. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß freilich bei uns nichts zu einem solchen immerhin sehr weitläufigen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verursachen dürfte, kein Dank sein würde und es ist charakteristisch genug, daß unsere Volksbücher eine viel größere Aufmerksamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Prosaromane eine ganz andere Bedeutung. In diesen Ländern gab es in diesen Jahrhunderten einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetischen Ritterromane her seine Farbe trug; abentheuerliche Feste und Prozessionen, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etiquette und Ceremonie, kurz Alles, was nur die alten Poesien andeuteten, drängte sich im 14. und 15. Jahrhundert in das wirkliche Leben ein, und davon

hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minni-glichen Märtyrer im 14. Jahrhundert unglaublicherweise den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, und jene herzvolle Stimme der Natur, die das erotische Volkslied auszeichnet, belebt das tonlose conventionelle Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England ihre Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abentheuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winkel im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf; und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verschönern mußte, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt; die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Courtoisie mit den Feinden rivalisirten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhunderts aus unseren ehemaligen Poesien in Deutschland erklären konnten, so fahren im Westen die Romane im 14., 15. und 16. Jahrhundert fort, Quelle für die Kulturgeschichte zu sein, und Leben und Poesie dienen sich wechselseitig zu erläutern. In Frankreich haben sich daher diese Romane wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen und ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhepunkte bildete sich aus ihnen das unsterbliche Werk des Cervantes, genialer als Ariost auf dem poetischen Roman; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forschung angesehen und ganze Bücher über den practischen Nutzen derselben geschrieben. Diese Ehre ist bei uns kaum dem Reinhart Fuchs widerfahren; unsern deutschen Romanen konnte sie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn sie

stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Interesse sein, denen das Leben der romantischen Ritterwelt bekannt war oder die von fremden Gattinnen und Fürstinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die Einführung der Prosa war, sahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologischen Abhandlung, der Legende aus geschehen; wir wollen, wie oben an Hermann von Fritzlar, so auch hier an dem sogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden, die im 15. Jahrhundert in Prosa erschienen, vorübergehen, da diese Dinge nicht auf poetischen Quellen beruhen und keinerlei poetische Form tragen; wir werden sie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Gesichtspuncte betrachten müssen. Hielten wir uns nicht streng an das Reindeutsche, so würden wir die nordische Wilkinasage hier voranstellen müssen, die einen großen Theil der deutschen Heldensage nach deutschen Erzählungen in ein encyclisches Ganze verband. Wie neben den prosaischen legendarischen Erzählungen zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anecdoten und Schwänke in den Gesten und den sieben weisen Meistern hervortraten, dies würden wir der Kaiserchronik und ihrem Inhalte vergleichen, und wie wir dann später in Verfolgung der poetischen Erzählung neben dem ausgebildeten poetischen Roman im 13. Jahrhundert diese Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren sehen, so treten dann auch gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Masse der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt [351]) wieder hervor. Die alten Geschichten der Kaiserchronik selbst in Verbindung mit neuen erscheinen als prosaische römische Geschichte [352]) und wie in der poetischen Zeit, so führen sie unter diesen Werken den Reihen mit den trojanischen Geschichten zugleich. Wir sehen also, daß diese Prosaromane wie jene

351) So in Cod. 119. Die Novellen von dem Kaufmann Aronus u. seinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann u. seinem Knechte Heinrich, u. A. aus Boccaz bekannte u. in einzelnen Drucken existirende.

352) Jacobs und Uckert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76. und verschiedene bei Panzer angeführte Drucke.

poetischen ganz materiell von der Chronik aus entstehen und daß das Liebeswesen nicht ihr ursprüngliches Element war. Der trojanische Krieg in den prosaischen Bearbeitungen hat eine sehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu seiner Quelle, muß aber fast zu gleicher Zeit gerade wie nach Herbort von Fritzlar einst auch der poetische, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die sogar im Niederdeutschen nebeneinander existiren [353]). Die von Hans Mair aus Nördlingen ist von 1392 schon [354]) und dies ist die, welche in Drucken am gewöhnlichsten gefunden wird; verschieden davon ist eine Berliner Handschrift, die wahrscheinlich mit einer Gießener [355]) zusammenstimmt, welche schon 1417 geschrieben ist, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargestellt, in den Episoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, sonst in der Hauptsache gleich ist. Wie sich wieder diese Bearbeitung zu der von einem Heinrich aus Braunschweig [356]) verhält, der das Werk auf Geheiß seines Herrn unternahm und dessen Arbeit in einer Handschrift von 1436 sich erhalten hat, ist mir unbekannt. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk giebt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen festhalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieser Gattung ungewöhnlich ist, man möchte sagen, man sieht im Großen die moralische Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von dem Thema der Gebrechlichkeit und Täuschung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten, Apostrophen und Exclamationen darauf zurück. Die Rohheit ist außerordentlich; selbst die bloße Anlage ist von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derselben Begebenheiten entstellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir zuletzt von Heinrich von Neuenstadt poetisch (im 14. Jahrh.) behandelt gesehen; einen ganz verschiedenen Eindruck von diesem Gedichte macht die prosaische Bearbeitung, die man häufiger gedruckt [357]) findet; wie sich die abweichende hand-

353) Scheller's Bücherkunde S. 78 sq.
354) Bragur IV., 2. S. 190.
355) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.
356) Grundriß S. 543.
357) Augsb. 1471. u. A.

schriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen [358]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen; und das haben wir der Auflösung der Reime und Verse offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze der poetischen Romane diese prosaischen das Colorit ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Es mögen diese griechischen Romane und die nachher mehr in diesem Geschmacke von den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künstlerischer sein, als die britischen, so sind sie doch meist einfacher; im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt finden, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich; oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit menschlich, aber eben darum doch wahr und treu; und daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk und Pyramus und Thisbe verdrängten Tristan und Isolde aus dem Sprichwort. Den Gegensatz, den der abentheuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Prosa bildet, treffen wir bald in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Stil; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jahrhunderts macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen. Der versificirte Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiseabentheuer mit den Wundern der fernen und alten geographischen Vorstellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernst an wahre Geschichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebtesten Lesebücher ausmachten. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; sie sind über ganz Europa verbreitet; ins Deutsche wurden sie im Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Velser übersetzt, später von einem Unbekannten,

---

358) Grundriß S. 207.

und um 1483 von Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste, aber verbreitetste ist, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Ich überlasse es Andern [359]), über das Verhältniß und den relativen Werth dieser Uebersetzungen zu sprechen, denn dies Werk interessirt uns durchaus nur ganz im Allgemeinen. Wie in Herzog Ernst Geschichte und alte geographische Sage ganz eigen gemischt ist, so ist es hier Reisebeschreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieser Art leiteten früher die Poesien ein, hier führen sie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben schon oben gesehen, wie einzelne Reiseabentheurer seit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der orientalischen Welt sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs allerdings noch aus dem poetischen Hange nach Abentheuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und sündigem Gefühle, bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward ins Deutsche übersetzt) [360]), im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an sich bis 1427 im Oriente befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der historischen Poesie. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich in beiden zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheims Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (1481) im Vers-

---

359) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze von der Hagen's im Altd. Mus. I. S. 246 sq. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 sqq.

360) Ed. Nürnb. 1477.

maaß des Liedes „Ich stund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird [361]). Man konnte höchstens in verschiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abentheuer des Herzogs Ernst wiederholen, oder auch die Heinrichs des Löwen; beide aber waren im 15. Jahrhundert vielleicht nur in den balladenartigen Behandlungen im Umlauf, wo es vielleicht charakteristisch ist, daß im Ernst die geographischen Wunder mehr wegfallen [362]). Wenn auch „die Gesicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeschrieben werden), der nach einem mehrtägigen Scheintode die Reise seiner Seele durch die Reiche der Seligen und Verdammten eröffnet, und wenn die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus auch wieder in mehrfachen Uebersetzungen prosaisch bekannt wurden, wie wir sie oben poetisch getroffen haben, so zeigt doch dies Alles nur, wie oben in der Poesie, so hier in der Prosa die letzte Flucht dieser Art Romantik in die Geisterwelt und diese unsinnigen irischen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satire und Parodie zu erleichtern. Derselbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan und Ovids Kunst zu lieben (ed. 1483) übersetzte, eine Chiromantie übersetzte und überhaupt ein allzeit fertiger und höchst elender Scribent war, hat auch eine Uebersetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gattin Anna von Braunschweig gemacht, die sehr große Freunde dieser erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen dedicirt ward, sehr bigotte Anhänger an dem Alten waren. Seine Bearbeitung ist weit die verbreitetste, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die handschriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist [363]). Auch Hartlieb's Werk ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem es als Fürstenspiegel betrachtet sein will. Es weist mit jener abentheuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint, wie der

---

361) Schellhorn amoen. III., 103.

362) Ich erwähnte das Gedicht, wie es sich in Roens Heldenbuch findet, schon oben. Das Gedicht von Heinrich dem Löwen ist in Reichard's Romanenbibl. t. 8 abgedruckt.

363) Grundriß S. 223.

trojanische Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir schon oben im Alexander des Eschenbach Geschicht- und Chronikartiges fanden, so dürfen wir diesen prosaischen neben nichts anderem sehen, als neben Aventin's lateinischen und deutschen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und dergleichen Fictionshistorikern in diesen Zeiten lateinisch oder deutsch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward, ja unser Alexander verweist am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus gesagt wird, sie seien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrschaft der Griechen in diesen Landen vieles finde; und die fabelhaften sächsischen, thüringischen, meklenburgischen [364]), bairischen, böhmischen u. a. Chroniken, die wir aus diesen Zeiten besitzen, würden zur Vergleichung eben so hierher gehören, wie Enenkel's Fürstenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie fast aus sämmtlichen Zweigen der größeren Prosaschriften dieser Zeiten kürzere Volksbücher geworden sind, so gingen denn auch Stücke dieser Gattung in unsere deutsche „blaue Bibliothek" [365]). Verwandt sind denn auch die Sagen von Kaiser Karl's Streit vor Regensburg, und von seinen Ahnen und Geburt, die, wie sie in der Kaiserchronik begannen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, prosaisch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Fürterer's Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern, erscheinen [366]). Auch dieser Stoff ist, wenn nicht im Deutschen, so doch im Dänischen aus deutschen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen ist es in dieser Periode des äußersten Verfalls der romantischen Kunst eine auffallende Erscheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen (wenigstens nicht ohne große Veränderungen und Zusätze) und die Nibelungen nicht in

364) Eine gereimte von Nicolaus Marschalk († 1525) in Westphalens mon. t. I. Ich übergehe dergleichen als zu vereinzelte Spätfrüchte entlegenerer Gegenden.

365) Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kaysers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist u. s. w.

366) Grundriß S. 170 sq. Noch ungedruckt ist das Gedicht von Karls Ahnen in einer Wiener Handschr. Altd. Mus. I. 576.

Prosa umgesetzt wurden. Wie diese ganze Zeit nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des poetischen Romans betrachtet werden muß, da sie nur mit dieser, aber mit dieser auch so vielfach sympathisirt, daß sie als eine bloße Erneuerung derselben angesehen werden darf, so setzte sie Alles, was die Blüthezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem schlechtesten Stoff der Alexandersage und zu der geringeren Bearbeitung des Tristan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles also, was sich nach unserer Ansicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival des Wolfram existirt schwerlich in Prosa und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in seiner poetischen Urform (1477) gedruckt zu werden, so geschah dies, so groß auch die Aufnahme aller Wolframschen Gedichte im 14. und 15. Jahrhundert war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Appendix zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) wiederfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkischen und deutschen Sage, die wir oben als eine zweite Gestaltung bezeichneten, in welcher die historische Grundlage geringer, die poetische Fiction bedeutender war. Gerade so wie die wahre und fabelhafte Reisebeschreibung im Montevilla noch einmal vereinigt erscheint, um sich dann desto bestimmter auf der einen Seite nach der nakten Wirklichkeit, auf der andern zur bloßen Fiction und Vision zu spalten, so reichen sich Geschichte und poetische Sage in den vorhin genannten Werken noch einmal die Hand, um sich nun für immer zu trennen. Auch hier nun war in der deutschen Sage, die nicht fortgeschritten, die bei dem einmaligen Versuch poetisch erfinderischer Erweiterung stecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetastet hätte: im Heldenbuche wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Caspar von der Roen (1472) kürzte dies wieder in der Art, wie wir es oben bereits angedeutet sahen. Die große wilde Rohheit und eine gewisse physische Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geschmack, der vorzugsweise auf solche barbarische Urstoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenstand, der aus diesem Kreise zum Volksbuche geworden ist. Durchaus fremd stehen Caspar und Ulrich Fürterer's Werke, die treueren Verpflanzungen

alter Gedichte neben den Prosaromanen aus den anderen Sagenkreisen. Auch andere gingen auf ihren Wegen und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas von Martin Meier[367] 1507), nur daß der Vortrag hier volksmäßiger wird. Weit mehr Eingang fanden dagegen die prosaischen Erzählungen aus eben diesem britischen Sagenkreise und einen verhältnißmäßig noch größeren, die aus dem fränkischen. Wir haben oben schon die verschiedenen Frauen genannt, die nach Deutschland Stücke aus diesem Kreise verpflanzten. Den Charakter dieser Stücke kennen wir schon aus der letzten Periode der versificirten Romane. Was den Raynald oder die Haymonskinder dem 13. und 14. Jahrhundert empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16.; wahrscheinlich wird er früher schon handschriftlich in Uebersetzungen existirt haben, ehe er gedruckt erscheint[368]). Ist dies nicht, so mag die Geschichte von Hug Schapler seine Stelle vertreten. Auch hier herrscht, noch ärger, in dieser fabelhaften Geschichte von Hugo Capet's Thronbesteigung, die schon Dante in ihrem Ursprunge kannte, jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeste Urzeit zurückversetzen. Ebendies empfahl sich eben diesen Zeiten, welche die Greuel der Hussitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge, und natürliche Söhne auf mächtige Throne steigen und umgeben sahen von jenen herkulischen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten. Mit dem Erwachen neuer physischer Kräfte in den Nationen brach auch in einzelnen Individuen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch; wie in den rohesten Zeiten des Urzustandes machte sich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob sie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verstand; und wenn doch unter den Menschen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe schon die Früchte einer regern Kraft wären, so haftete dann auf solchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler,

---

367) In Adelung's Magazin 2, 2, 51.
368) Simmern 1535.

in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird noch mehr in den geschlechtlichen, als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dies halten wir für das einzige originalere Element in diesen Prosaromanen, daß sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte und des Ranges, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen; Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Hauptthema; im Pontus argumentirt der König von England schon mit unserm allgemeinen Abstamme von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet; die Geschichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenstand des Volksantheils; und ebenso die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geschichte der Griseldis[369]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Im 15. Jahrhundert ward jene sinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen sinnlicheren vertauscht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dies aus, und manche Romane, sondern die Geschichte selbst. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die interessanten Abentheuer des Herzogs Wilhelm von Oestreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe von Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von so strengen Sittenrichtern, vorsichtig tolerirt wird? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abentheuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll,

---

369) Das Volksbuch von Markgraf Walther, dessen Stoff, wie ich schon oben anführte, bereits dem Püterich bekannt gewesen zu sein scheint, und schon 1471 in einer Uebersetzung aus Petrark gedruckt existirt, der ihn dem Boccaz entlehnte und eine ungemessene Vorliebe dafür hatte.

zum Romane, zur Sage ward, wie sie in diesen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlassen, an dem er sie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als sie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring gestohlen, den doch Kaspar glücklicherweise noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich ist die glühende südliche Natur und Liebeswärme seines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius selbst auf einfacher geschichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieser neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn so mußte man das Minnen und Meinen der Alten im Gegensatze bezeichnen) zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verschiedenen Prosen dieser Zeit sehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verse in Prosa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnt's Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beschrieben" ward, oder wie Tristan, (ed. Augsb. 1498) der nach dem Texte des Eilhart aufgelößt und erweitert ist, oder wie Wilhelm von Oestreich, der wahrscheinlich aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herstammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Gleise und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (ed. Simmern 1533), wenn dieser schon in diesem Jahrhundert übersetzt sein sollte, dessen Prosaquelle mit dem provenzalischen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat, ist das Kriegerisch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maschinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrschend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffassung in Calderons Brücke von Mantible so ermäßigt, daß die Liebesepisode darin eine vorstechende Rolle spielen könnte; und dieser Art ist die Geschichte von Herzog Herpin[370]), die, wie so viele dieser Vasallensagen, blutig und gräßlich ist und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entsetzliche ausgeht. An noch viel Roheres

---

370) Cod. Pal. N. 152. Uebereinstimmend wird wohl der Druck von dem weißen Ritter sein. S. Panzer Annalen I. S. 47.

aber erinnert der **Valentin** und **Namelos**, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von **Olivier** und **Artus** aus dem Französischen übersetzt ist [371]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was fast alle diese französischen und britischen Romane ungenießbar macht und so ungemein schwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhistoriker darin zu suchen ist, ist die ganz maaßlose Breite und Weitschweifigkeit der längst bekannten, noch einmal aufgefrischten Abentheuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der Abentheuer schon unbezwinglich und unübersehbar, was muß man zu dem prosaischen **Lanzelot** [372]) sagen, der aus dem Französischen des Gautier Map [373]) übersetzt ist, und ganz nahe an den endlosen Umfang der Amadis streift! Und selbst die ansprechenderen Erzählungen von **Pontus** und **Sidonia** [374]) und von **Lother** und **Maller** [375]) und Aehnliche leiden alle an der ermüdenden Verschlingung ähnlicher und schlechter Abentheuer. Allmählig nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abentheuer ab. Die prunkenden Begebenheiten werden in den Kreis gewöhnlicher Ereignisse herabgezogen; im Ritter Galwy, im Gabriotto und Reinhart ist eine Verbannung, ein Tournier schon eine so große Begebenheit, wie in Wilhelm von Orleans, der in Deutschland der Vorläufer dieser modernen Ritterpoesie ist. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß sich

---

371) Ein selteneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuss. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun ufs Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen ufs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland." Basel 1521.

372) Cod. Pal. 147. oder N. 91 u. 92.

373) Ueber diese verdächtige Persönlichkeit s. Jac. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4. p. 29. ff.

374) Cod. Pal. 142.; verschieden von den gewöhnlichen Drucken und vom Buch der Liebe, und also von einem anderen Uebersetzer als von Leonore.

375) Ed. Strasburg 1514, aber schon viel früher übersetzt, wie oben bemerkt wurde.

die Dinge weder aus den Massen herausarbeiteten, noch den wunderlich affectirten Ton ablegten, den steifen Bombast, in dem sich die Rede bewegt, das gespreizte und eckige Wesen, das strafs zu den Reverenzen und Reifröcken des 17. Jahrhunderts überführt und für jeden gesunden Kopf schon im Keime in den poetischen Romanen unerträglich peinvoll ist. Es war daher schon ein Schritt zum Besseren, daß man mit Tristan und Flore und Blanchestour jene einfacheren Novellenstoffe aufnahm, die wir überall in ihren bescheidenen Ansprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Gesten und die sieben weisen Meister; man übersetzte den Boccaz [376]; man erweiterte einzelne der hier liebgewonnenen Novellen; und so gewann der Kaiser Octavian seine weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward; der Fortunat ist aus einer kleinen Erzählung der Gesten erwachsen (schon zwischen 1440 — 50?); aus Boccaz haben wir getrennt und für sich einzelne Stücke erhalten; die Melusine ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Französischen übersetzt [377]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva und Magellone [378]). Dies sind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weise wegen so beliebten Stoffe, die nachher so häufig erneut und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmäßig geachtet und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je selbstständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es: Tieck erntete fast ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhunderts, noch der Goldfaden, noch Fr. Schlegel's Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrhundert, waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinste kaum bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Tristan, die vormals fast un-

376) Die erste Ausgabe Ulm 1475? Später Augsb. 1490. Straßb. 1519 ꝛc.
377) Aus dem Französischen von Wilh. Salzmann übersetzt und gedruckt 1535.
378) Ed. Heidelberg 1491.

erhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls sicher sein; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man jetzt in der Behandlung aus; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenschaftlichkeit, die nun diese Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählig alles andere, so daß es nun schon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abentheurerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn, so verwerflich man sie auch sonst finden mag. Von dieser Seite her finden wir nun in diesen Zeiten den schon erwähnten Niclas von Wyle, Stadtschreiber von Eßlingen, und sein Uebersetzungswerk äußerst bedeutend. In denselben bairisch-schwäbischen Gegenden, wo wir den eigensinnigen Geschmack an dem Alten so festhalten sahen, regt sich zugleich zuerst der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorschrieb. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern; den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter und politischer Vorurtheile zu brechen, diente Petrark's Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth der italienischen Humanisten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war: diesen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeister in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geschaffen, seiner Stellung nach, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln

379) Aus dem Französischen 1535 von Veit Warbeck übersetzt und in Augsburg gedruckt.

und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Indolenz, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken zu das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von dieses Mannes Schriften, so wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen 1460 — 80 ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer practischen Lebensweisheit gewählt und trat so factisch gegen den ganzen Geist der zwecklosen Gelehrsamkeit auf. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agrikola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Vorarbeiter für andere Richtungen Hutten's und für die Brandt und Kaisersberg. Vorsichtig und ohne Urtheil theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit; er gibt Tractate über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der auch über diesen Gegenstand in seinen Werken schrieb: denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben." Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig; was aus seinem eignen Kopfe kommt, streift noch ins Obscure[380]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunctionen und Orthographie (worauf sich auch Steinhöwel in seiner Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz einzulassen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften eine stille Opposition gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth dieser Tractate „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen" heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italie-

380) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucian's Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, daß ein ehrbarer Gastgeber auf seinen Eid versichert habe, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte 2c.

nern verdollmetschte, namentlich den Gebildeteren ansprechen, da hier endlich einmal kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Lamentation, sondern wirkliche Aussicht und möglicher Trost geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns und der eigenen Thätigkeit wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen die zu Communicationen einluden, bald auch der Einfluß des häufigern Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst bald in diesen Zeiten aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechsel, der den Tritheminus in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Mode Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jahrhundert so viele Stagnation in allen Verhältnissen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten des erleichterten und aufgeregten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt in der europäischen Civilisation waren, und mit Recht sieht man in dem materiellen Bestreben nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen in unsern Tagen die Vorboten eines rascher aufblühenden Lebens auch im geistigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie

aus ihren engen Haus- und Schulverhältnissen herausgerissen wurden, daß unser Niclas an alle Höfe der Nachbarschaft, in vertrauliche Bekanntschaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch seine Italiener mit den Alten anfing bekannt zu werden und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweise, dies gab auch dem unentschlossenen und zaghafteren Manne den Muth; Schriften zu übersetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politischen und gelehrten Lebens angingen. Von diesem Inhalt ist des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oestreich, in dem er ihm die Lesung der Alten empfiehlt, und den Niclas unter vielen anderen auch übersetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft sich auf die Sitte der Alten und die Autorität des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben und mit der Reinheit seines Stils zugleich die alte Einfalt der Anrede, selbst Fürsten gegenüber, zurückgeholt; und dies geschieht in diesen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titurlarwesen geschrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieser Art von Niclas selbst verfaßt ward. Der Schreiber nennt dem Herzog die großen Muster der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber seien seine Italiener Alle einverstanden, daß diese die Menschen zu belehren nichts taugten, so gelehrt sie auch seien. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in sein Gefolge neben seine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens vorhält und die schlechten Beispiele so mancher Fürsten, und ihn erinnert, daß ihn sein schönes Kleid nicht so zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, spricht er in einem Tone, der die Stellung des Gelehrten zu den Fürsten ganz ändern mußte, den Petrarka in seiner unabhängigen Lage gegen Karl IV. und mit seinem Enthusiasmus noch leichter angeben konnte, den unsere Hutten dann zum letzten Ziele brachten. Dabei vergißt Aeneas nicht, den Fürsten neben dem Wissen zugleich auf die „Gemeinsamkeit des Volkes," auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweisen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er soll „grüßbar und Allen gemein"

sein, mahnt er ihn, denn er wisse nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut sei, ohne daß es der Mensch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, sagt er, nimmer die Menschen, die sich der Schrift so hingeben, daß sie darüber alle andere Dinge versäumen, sondern die sind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunst und Lehre nicht vernachlässigen, wie es die Alten gethan, die, was sie gelernt, auch ausgeübt haben. Daß der Mann, der in dieser Entschiedenheit gegen die scholastische Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit solcher Bitterkeit wie er that, den Adel und sein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeschichte und Novelle die Hand legen sollte, auch in diesem Zweige sich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt sich erwarten. In zweien seiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geschichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide übersetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ernsteren, ehrbaren, züchtigen Mann, der in seiner Uebersetzung von Lucian's Esel so sehr gegen das Obscöne darin eifert, hat doch sein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Bösen willen das Gute nicht zu versäumen, und sogar daran, in leichten, scherzhaften, unbedeutenden Dingen die rhetorische Kunst zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meister dieser Kunst, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf sich. Die formelle Vollendung der Darstellung in diesen Italienern reizte unsern deutschen Mann, das Aehnliche in der vaterländischen Sprache zu versuchen; Schade daß er auf die uralte und nun unter den ähnlichen Verhältnissen wiederkehrende Grille fiel, daß auch Er die lateinische Sprachkunst für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darstellung aller Sprachen" hielt. Daher ist seine Rede voll von höchst unangenehmen Latinismen; Männer wie Er und Steinhöwel und der Uebersetzer der boethischen Tröstung der Philosophie autorisirten diese Manier der constructionstreuen Uebersetzung, die in den Romanen schon vor ihm herrschte (wo es bei den aus dem Französischen entlehnten nicht einmal so viel auf sich hatte); er mochte dazu beitragen, daß man den pathetischen Senatorenton des Lateins in den Romanen noch mit dem

breiten Schwulste der ritterlichen Vornehmheit gepaart sieht, daß man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche gegen die gemeine Rede“ [381]), welche von Hermann's Legenden und den Anecdoten der Gesten an bis auf die in Schimpf und Ernst unsere Prosa so naiv und ansprechend machte, überschätzte, so daß dann selbst einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht sclavisch an ihren fremden Quellen hingen und nicht lateinisch denkend die vaterländische Rede niederschrieben. Trotz all dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel in das Deutsche des Niclas ein, daß sein Euriolus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutschland eine große Wirkung machte, und durch das ganze 16. Jahrhundert als Muster selbst von empfindlicheren Kritikern genannt wird; so wie die Empfindsamkeit, die in diesen Zeiten in den trockeneren Roman noch nachgetragen wird und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz, wohl hauptsächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt ward. Für Deutschland hatte es das besondere Interesse, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. Zu den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige [382]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin“ und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, und den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt.

381) Der Auflöser des Wigalois sagt: Nun hab ich es ye uff mich genommen, wie wol ich mich des lateins in sunderheit nit gentzlich verstee, noch der kostlichen gesetzten teutsch und latein, noch nach dem sitten der poeten nichtzen enkan; so sag ich doch nach schlechter gemeiner rede, wann nicht ein yeder die gesetzten und subtilen rede oder wort versteet u. s. w.

382) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung, und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abentheuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr abwechselnde Heereszüge der Helden, sondern ein amatorischer Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abentheuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung: sie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mislingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst, Exclamation und selbst Rohheiten diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Hitze und Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe und Ueberlegung des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit und Ueppigkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen und versuchen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte, die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede ganz herrschend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfischen Lebens im 17. Jahrhundert noch nicht Bestand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in

Schwank und die Anecdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klassen, auf das historische Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotische Volkslied überführte oder vorbereitete. In allen diesen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem stufenmäßigen Verfalle, selbst trotz manchen angestrengten Versuchen, eben dieses Alte wieder zu einem neuen Flore zu bringen. Es ist übrig, daß wir an der eigentlich lyrischen Dichtung den letzten Schritt zum Volke herüber beobachten und Absinken und Untergang nachweisen, ehe wir den entschiedenen Volksgesang und in ihm die ersten Anstöße zu einem neuen Aufschwunge betrachten.

Unsere einfache historische Entwickelung der Dichtung wird manche Fragen über den Unterschied des Minne- und Meistergesangs beseitigt haben, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenstände lebhafter Discussionen waren. Beschränkt man selbst, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meistersänger auf die Zeiten, wo die Kunst, in förmliche nachweisbare Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen und nicht mehr nach blos herkömmlichen Gesetzen, hauptsächlich von Handwerkern geübt ward, so ist der Zusammenhang mit dem Minnegesang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem geraden und ungeraden Verhältnisse der lyrische Gesang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem eigentlichen Minnegesang stand; wir fanden so viele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dagewesenen. Dieser Gesang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem Müglin im Osten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Westen der Volksgesang vernehmbar durch und unterbricht offenbar den kunstmäßigen etwas, so vieles er auch davon an sich tragen mochte. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ward mit einigem Erfolge in der Erzählung wie im Liede das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegesang uud all dessen Eigenthümlichkeiten versucht. Wenn die Lieder der Montfort und Oswald die Zeichen des kindischen Alters der reineren Minnepoesie an sich tragen, so trägt die allegorische, gelehrte oder religiöse Lyrik, oder soll ich sagen der Meistergesang des 15. Jahrhunderts die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Gnomiker des 13. und 14. Jahrhunderts. In dem nämlichen Verhältnisse, wie die

Prosaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhunderts bezeichnen, bezeichnet der strophische Lehrgesang des 15. Jahrhunderts eine noch tiefere Stufe, als die war, auf die wir ihn im 14. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältnisse und alle inneren Gegenstände dieser Kunst und dieser Künstler aus diesen beiden Perioden sind fast ganz dieselben. Was das Local angeht [387]), so war in diesen sämmtlichen Perioden das Festhaften auf dem Süden und der Zug von West nach Ost charakteristisch. Der eigentliche Minnegesang hatte seine Blüthe im Südwesten und hatte im Lichtenstein und Aehnlichen in Oestreich eine etwas längere Dauer; der gnomische Gesang hatte seinen Hauptsitz am Rhein und starb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meistergesang bestimmter über. Auch dieser nimmt seinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oestreich und bis nach Pommern und Schlesien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen sollte. An eigentliche Schulen und an geschriebene Gesetze ist vor Ende des 15. Jahrhunderts nicht zu denken, wenigstens erlaubt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers nicht, ohne ausdrückliche Documente und selbst ohne deutliche Winke dergleichen vor der ältesten Tabulatur, von der wir wissen [388]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheim's noch Rosenplüt's läßt etwas auf die Existenz von Schulen schließen; keine städtische Urkunde in Nürnberg erwähnt sie vor dem 16. Jahrhundert. Wir finden die Sänger des 15. Jahrhunderts auf Reisen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dies zeigen Beheim's Aeußerungen, allein es war schon nicht mehr der neidische und heftige des 13. und 14. Jahrhunderts, es war vielmehr eine Nachahmung der Besten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dies friedliche Verständniß, dieser gemäßigte Wetteifer führte sowohl zu der friedfertigen Geselligkeit in den späteren eigentlichen Meisterschulen, als auch zu ihren geordneten Wettgesängen über. Die

387) Grimm über den Meistergesang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meistergesang zu Mainz, Strasburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görliz bis nach Danzig.“

388) Die Strasburger von 1493. s. Schilter Thes. t. 3. p. 88.

wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrhundert gewissermaßen die Seele des gnomischen Gesanges aus; sie wurden von fremden Meistern gehalten und nicht eine Schule oder Gesellschaft setzte die Preise aus, sondern der Ausforderer selbst [389]), ob dieser nun der ankommende Gast war oder einer der einheimischen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einschenkt" und ehrenden Willkomm bietet, galt gleich; und dieser Preis bestand schon früher in einem künstlichen Kranze [390]). Diese Wettstreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrsamkeit unter den Singenden natürlicherweise auch ab. Seit dem Aufkommen der Universitäten, seit dem festeren Zusammenschluß der Zünfte, seitdem die Hofmusikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereint wurden, bereitete sich auch für den Gesang das Aehnliche vor, der eben in diesen Zeiten, nachdem er sein letztes Glück an den Höfen versucht hatte, sich in den Handwerksstand ganz entschieden herabzog. Von diesen Zeiten an änderte sich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meister verbunden hatte, die sieben Künste, von denen diese Bürger natürlich noch viel weniger verstehen konnten, als jene älteren Gnomiker, kamen in ein erneutes Ansehen, man sah sie noch immer als die Grundlage der Gesangeskunst an, bis man dann später durch den eigentlichen Abschluß diese Kunst vielleicht als eine selbstständige mehr an ihrer Seite sehen wollte. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeister im 15. Jahrhundert eine so große Masse von Aerzten und Astrologen die Dichtung übten, ergab sich

389) Cod. Pal. 680. f. 63.

Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mâs vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

390) Ibid. fol. 42.

— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt îm recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

ein engeres Verhältniß zwischen den Magistern der freien Künste und den Meistern des Gesanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen schulmäßigeren Charakter zu geben suchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig bekanntlich auch jene rheinische, donauische, augsburgische u. a. Gesellschaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entstanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entsprangen, daß die humanistischen Studien neben den Universitäten einer anderen Pflegstätte so bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag ist noch in der älteren Stelle, die wir unten citiren [391]), der Begriff von Schule und Merkern; jene offenbar nur von dem Sangestag, von der Singschule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verstanden, diese in einem freieren Geschäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Sylben- und Zahlmessen schon im 14. Jahrhundert geredet wird) und statt in der Achtung der späteren Merker vielmehr angefochten und bedroht erscheinend. Bei Rosenplüt ist nirgends, selbst nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künstler und Kunstliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht, bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meister des 14. Jahrhunderts nachahmt, in ihrer Art von den Verhältnissen der Sänger spricht, Tenzonen [392]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere schon von Regenbogen gibt — blos fingirt sind.

Mehr aber als Alles stellt der Inhalt der Lehrgesänge dieser Zeit sie in eine Parallele mit den gnomischen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wir scheiden hier die erzählenden Dichter aus, wenn man sie auch (wie Folz und Rosenplüt) Meistersänger nennt und anderer Productionen wegen auch so zu nennen ein Recht hat, indem für Meistergesang nur gelten kann, was strophisch und für den Gesang eingerichtet und berechnet war, obgleich damit nicht behauptet ist, daß das so Eingerichtete nun wirklich nur gesungen und nie gelesen ward.

---

391) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt der meister stuol:
da tet sich fast die grechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdriefset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschliefsen.

392) Cod. Pal. 312. f. 44.

Daß man sehr große historische und andere Gedichte für den Gesang und den Spruch damals bestimmte, ward bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Erzählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verschiedensten Gegenstände der alten poetischen Erzählung, selbst Volkssagen und Balladen in meisterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomischen ernsten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und im derb vulgaren und komischen Geschmacke unterlief, so auch jetzt; doch wird es nun seltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheim's ist dergleichen wenig; seine Buhllieder, wie er sie nennt, sind spärlich, und seine Schimpf- und Scheltlieder in jenem Nithartischen Geschmacke gerathen ihm äußerst plump. Hans Folz setzt an seinen Zeitgenossen Kunz Zorn und Schneider aus, daß sie „über gemeinlaiische Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Manier in manchem strenggeformten Meisterliede war ja wohl auch so natürlich, wie die Gelehrsamkeit und meisterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum sollte sich auch selbst nach der Einrichtung eigentlicher Meisterschulen, die einen so strengen Gegensatz gegen den Volksgesang machten [393]), wie einst die höfischen Minnesänger immerhin, ein angesessener Meister nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gassenliedes versucht haben, das ihm noch aus seiner Gesellenzeit lieb war; und warum sollte ein wandernder Bursche dem der Sinn darnach stand, einmal in die heimische Sängerschule zu treten, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuschnitte der Meisterlieder in sein Handwerksburschenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenstände des Volksgesanges im Allgemeinen dem Meistergesang nicht minder fremd als einst dem Minnegesange;

393) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meistergesangbuch:
Dan wir hoffen, dafs mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuss der Jugent,
die lernet und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,
darumb sollen wir mit ganzem Fleifs
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preis.

beide in ihrer Art bestimmt zur Sittigung der Menschen verschmähten, dieser jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernsten Geschichte zusammenhing. Nach der Reformation war bei den öffentlichen Singschulen, also bei den feierlichen Begehungen der Meister, nur unter dem einleitenden Freisingen erlaubt, außer den biblischen Geschichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu singen;“ in dem Hauptsingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift alten und neuen Testaments componirt war [394]). So arg beschränkt nun war der Meistergesang im 15. Jahrhundert allerdings noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder allerdings der streng biblische Stoff von sehr großen Umfang. Allein noch war in diesen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Mystiker theils an der Gelehrsamkeit der Scholastiker so groß, daß die streng biblische Erzählung etwas im Hintergrunde erscheint gegen die „Figuren,“ die Deutungen und Auslegungen der Psalmen, Evangelien, Episteln, Prophezeihungen und Geschichten der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, gegen die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weissagungen vom jüngsten Gericht, und alle jene Hymnen und Dithyramben zum Preiß der Jungfrau Maria, die, wie wir schon oben hörten, überhaupt nie aufhörten, und in diesem 15. Jahrhundert von neuem wieder — man möchte sagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde schwer begreifen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhunderts gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit gar nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Anregung, Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot: die Romane konnten sie nicht brauchen: die kleinen, besonders die komischen Erzählungen haben sie dagegen mit Leidenschaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Gesang, von dem wir hier allein reden, die religiösen Themen. Sie warfen sich auf jeden Theil mit einer gleich

394) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

zähen Kraft; und im 15. Jahrhundert vertreten ihre Reimereien den ascetischen Sinn, welcher vor der Reformation eine Reaction gleichsam versuchte ebenso, wie nachher im 16. die Reformation selbst, bis sie wieder mehr historische Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubischen finstern und mysteriösen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzusuchen, was mit dem alten Mariencultus zusammenhing und diesen aufs neue fördern konnte. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und übersetzte sie ins Niederdeutsche [395]), der Kreuziger des Johannes von Frankenstein (von 1300) ward am Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals gedruckt und wahrscheinlich auch ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt. Wir machen dabei im Vorbeigehen aufmerksam, wie hart im Raume sich hier die Extreme berühren. Nirgends hat man Werke dieses Geschmacks in diesen Zeiten leidenschaftlicher ergriffen, als in Niederdeutschland, nie hat sich der platte Dialect so betriebsam gezeigt, als im Uebertragen solcher Werke, und doch ist dies grade der Dialect, in den man zugleich den Reinecke Fuchs übertrug, der gegen dies Unwesen zu Felde zieht, es ist der Länderstrich, von wo jener Eulenspiegel ausgeht, der statt der sublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. In den Gegenden der Schweiz trieben sich die Laufenberg und Geiler, die Brant und Murner, die Hutten und Erasmus herum, und wir erinnern uns, daß die Schweiz und die Niederlande auch heute noch in ihren Theilen in Religion Sprache und Sitten so scharf getrennt blieben. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Prosa und Versen, von denen wir hier handeln, ist ins Niederdeutsche übersetzt und vieles Unbedeutende und äußerst Barbarische obendrein, wie wir denn schon oben einiges, was in Staphorst's Hamb. Kirchengeschichte gedruckt ist, anführten. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Barlaam [396]) oder der ungenähte Rock Christi (1512) ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste

---

395) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.

396) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.

zu dem Sinnigen, die Offenbarung der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Testaments. Die bekannte Sammlung von Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Calenderordnung (wie auch der viel benutzte Jacob de Voragine) erzählt, existirte wohl schon im 14. Jahrhundert [397]), ward aber mit unter den ersten Producten der Buchdruckerkunst ausgegeben und nach der Vervielfältigung zu urtheilen sehr begierig gelesen. Die ersten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichsam schon zu Weihnachtsgaben bestimmt, machten auf eine leichte, scherzende, einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpfen, bekannt; diese Bedeutung scheint mir wenigstens der Reimcalender des Conrad von Dangolsheim (1435) zu haben [398]). Diese Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Christi, über dessen Stoff sich Luther so ereiferte [399]), eine gemeinsame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rausch, das neulich wieder aufgelegt wurde und das unten wohl noch einmal vorkommen wird, reicht im niederdeutschen Texte in das 15. Jahrhundert und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutschland die Verdorbenheit der Klöster durch eine Reformation abzustellen gesucht ward. Mit der Freude an dieser Legendenlectüre hängt dann aufs innigste jene Neigung zum Verläugnen der äußern

---

397) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

398) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgesch. 1827. S. 107 sqq.

399) In der Kirchenpostille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Christtag: „Es sind etliche fürwitzig gewesen, denen nicht begnüget an dem, was die Schrift saget, haben wollen wissen, was doch Christus in seiner Kindheit begangen habe, da ist ihrem Fürwitz recht geschehen, hat sich herfürgethan ein Mann oder Bube und ein Buch erdichtet, von der Kindheit Christi, sich nichts gefurcht noch geschämt, seine Lügen fürzulegen und gaukelt einher, wie Christus sey in die Schule gangen, und desselbigen nerrichten lestrigen alfantzens viel mehr. Schertzt also mit seiner Lügen über den Herrn, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth gewesen wäre, man hätte ihm einen Mühlstein an seinen Hals gehenget und ersäufft im tieffen Meer, daß er seinen und aller Herrn nicht höher geschätzt habe, denn an dem er seinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die solch Buch drucken, lesen und glauben u. s. w.“

Welt zusammen, zu Entsagung und Flucht vor allem Leiblichen; man druckte die Schriften des Nicolaus von Lyra, des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau, Suso, Tauler und Thomas a Kempis, man repetirte die Bilder von der Gemahlschaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Absterben von aller Freude, Begierde, Lust und jedem Genuß der Welt, für durstige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in diesem alten Tone die Marienliebe gepredigt [400]. Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, die wir oben an einer andern Stelle erwähnt fanden, und die so ganz auf diese Richtung hinausgehen; sodann das Buch der Altväter, eine deutsche Bearbeitung der bekannten vitae patrum (der Einsiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Annalen der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheim's größere Werke, von der Liebhabung Gottes [401]), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist [402]), von den sieben Todtsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; sie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Conrads von Würzburg und Anderer fest, die zuerst den Marienhymnus cultivirten. Auch hier, sieht man, löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christi, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tageszeiten) [403]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitete, erscheinen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltner erhalten sich die ähnlichen Gegenstände noch in Reimen [404]); aber desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr

400) Schiffart von dissem elenden jammerthal. Fr. 1515 u. A.

401) Cod. Pal. 351.

402) Cod. Pal. 375.

403) Altd. Mus. II. S. 265.

404) Siehe Bragur VI., 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffnisse unde Herteleyde der hoggeloveden koniginnen Marien.

häufig, während kaum Ein poetisches mehr erscheint [405]); manches überaus beliebte Buch dieser Art, wie der Belial, existirt nicht in Versen, und in den Drucken des Schachzabelspiels kehrte man zur Uebersetzung der lateinischen Prosa zurück. Eines der verbreitetsten Werke dieser Art, das sich gleichfalls aus Versen in Prosa auflöste, war der Spiegel menschlicher Behaltniß [406]) (speculum humanae salvationis), dieses typographisch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg 1437 aus dem Lateinischen (in etwa 15000 Versen) übertragen ward. Der Dichter war Priester in Freiburg; er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geistliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet, an dem sich auch Andere versuchten und ein Buch der Figuren poetisch behandelt, das sich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. Es enthält nämlich die ganze Folge der Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä. Die Versart ist ganz wie im „Spiegel des menschlichen Heils" [407]). Ganz wie dies Buch der Figuren, so ist also auch dieser Spiegel eine Fortsetzung und encyclische Zusammenfassung jener symbolischen Deutungen, und eine Erklärung jener uralten schon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Christs; und noch aus der Zeit nach seinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlösung der Heiligen aus der Hölle, die Auferstehung, die Himmelfahrt,

405) Das Leiden Jesu Christi unseres Erlösers. Augsb. 1514. Von Wolfgang von Man.

406) Ueber das Literarische siehe Engelhardt in der Einleitung zu seinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Freih. v. Aufseß 1832. Sp. 41 — 48. Zerstreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

407) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es sei dies eine Uebersetzung von Conrad's von Alzey († 1370) opus figurarum. (Trithem. opp. I. p. 330.)

die Sendung des heiligen Geistes, Maria's Wohnung und Leben nach Christi Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Versöhnung, das jüngste Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Capitel folgen dann drei jener Figuren, Ereignisse aus dem alten Testamente oder auch weltliche Geschichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenstände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Testamente bezogen werden [408]). So ist Codrus eine Figur der Selbstaufopferung Christs; der Traum des Astyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinstock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat schon seinen Vorgang in Jacob's Verhältnissen zu seinen Söhnen; der Schrein, in dem Gott die 10 Gebote verschloß, ist Maria, welche die 10 Gebote vollkommen beobachtete; Aaron's blühende Gerte bezeichnete die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für diese Vorbildungen in diesen Zeiten gewesen sein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Cap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, so lange hin unter den Reformatoren selbst Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunst ungemein häufig in beiden deutschen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Prosa umgesetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Glossen oder durch Einschaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt sich auch mit den bekannten Armenbibeln, die schon im Anfang des 15. Jahrhunderts erschienen, zuerst lateinisch, dann auch übersetzt: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um zu schrecken und zu erschüttern, als zu erbauen, und man lehrte lieber mit symbolischen Bildern, als mit historischem Beispiel. So geht es auch in dem Spiegel immer auf die Selbsterniedrigung des Menschen aus; man freut sich, die Welt herab-

408) „Wanne swaz uns guter dinge und nützer küoftig was in der nüwen e, daz hat uns got ertzeuget in der alten e ans der lute leben." Bruder Berthold.

usetzen, die viel große Werke gelobt und wenig gewährt, langes Leben verheißt, das bald der Tod verkürzt, die Gesundheit verspricht und Siechtage bringt und statt mit Reichthum und Ehre mit Gestank und Fäulniß und dem schnöden Todtentuche lohnt, vor dem keine menschliche Hülfe schützt. Immer wird von Versöhnung gepredigt, aber sie wird nicht in der Seele des Menschen gesucht, von Erlösung gedichtet, aber selten eine andere Besserung in Anspruch genommen, als Beten und Verlassen der Welt. Auf dem Erlöser steht unser ganzes Heil, ohne dessen Gewährung selbst unsere Reue nicht hilft; auch Er hat uns Mahnungen und Vorzeichen in seinem Kreuzestode hinterlassen: er hat sein Haupt geneigt, uns zu küssen und seine Arme gebreitet, uns zu umfangen; seine Seiten sind ihm geöffnet, und er hat mit seinem Blute und Wasser unsere Sünden gewaschen; die Mahle seiner Füße und Hände sind ihm Merkmale uns nicht zu vergessen; aber seine Nacktheit und Blöße soll uns auch mahnen, unsere Beichte nackt und bloß zu machen, und sein Kreuztragen soll uns zur Buße erinnern [409]). Hier sieht man, wie unmerklich diese Werke trotz allem Anschein des Festhaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder bestimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man suchte Alles auf, sie wieder zu gewinnen; man schrieb und gab ihr zu Ehren die ersten Mysterien; man übersetzte noch in der Reformationszeit selbst Bonaventura's Marienpsalter, in dem bekanntlich Alles, was in den Psalmen von Gott ausgesagt ist, auf Maria übergewandt wird; noch waren selbst ein Geiler und Brant nicht frei von der Verehrung der Jungfrau. 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nuyß belagerte, stiftete der Dominicaner Jacob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Cöln abzuhalten, den berühmten Rosenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren schlossen sich, namentlich in Cöln und Augsburg, Tausende von Mitgliedern an, die sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Aves und Paternosters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute sich die Brüderschaft der St. Ursula, deren Glieder jährlich

409) Aus einem sehr rohen und zelotischen Gedichte von den zehn Geboten Gottes.

zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunser und Ave Maria beten mußten; anderswo wurden zu Gottes und seiner Mutter Lobe Ritterorden gestiftet und noch zu Luther's Zeiten entstand jene Sekte der Kreuzträger. In den Ordnungen der Rosenkränzer heißt es geradezu, es sei nicht nothwendig, daß der Mensch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß sein Herz immer in wirklicher Andacht stehe! Einzelne Bischöffe nahmen es sich heraus, auf das bloße andächtige Lesen und Singen des bekannten Liedes Maria zart 40 Tage Ablaß zu ertheilen. Das geistliche Lied war in diesen Zeiten fast ausschließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther sagte, daß sie weit schöneren Gesang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jesus. „Diese Gesänge, sagt Nicolaus Hermann († 1561) in der Dedication seiner Historien von der Sündflut, waren zum mehrern Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verstorbenen Heiligen anrief; vom Herrn Christo wußte Niemand zu singen oder zu sagen; er ward für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben;" und der Fürst Georg von Anhalt meinte, „es wäre kein Wunder gewesen, wenn Gott die Singer dieser abgöttischen Lieder bei ihren Prozessionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeschlagen hätte [410])." Diese bequeme Frömmigkeit also rief allmählig den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel ward, daß man das Leiden und die Versöhnung Christi wie eine Historie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einschob, aber von guten und wahren Werken nichts lehrte, daß man fastete und mummelte und die Rosenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete hersagte, da man doch nicht viel plappern sollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsschriften dieser Gattung waren ferner immer noch die Subtilitäten und nutzlosen scholastischen Streitfragen verknüpft und daher suchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waitzens trug, und kämpfte gegen Sophistereien und Scotistereien

410) Hoffmann, Gesch. d. deutschen Kirchenlieds S. 132 u. 136.

der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die auch durch ihren Zelotismus und Obscurantismus überhaupt die ersten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria [411]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Russia, Theodor Gresemund und andere Männer in die Waffen rief; der Skandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Bis zu welchem Unsinne in lateinischen Schriften von dem Abt Erodenberg († 1486), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichnisse getrieben wurden, geht uns hier so nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur von Conrad von Megenberg (Magdeburg), das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und so deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts den Unterschied der neuen Götter dieses 15. Jahrhunderts mit dem alten Gotte der heil. Schrift in eigenen Werkchen auf.

Nicht allein die schlaffe Frömmigkeit, die mit diesem Mariacultus verbunden war, auch der finstere Aberglaube, der damit zusammenhing, und auf der anderen Seite die Schrecknisse, mit denen man die Menschheit zur Besserung anhalten wollte, riefen den Umsturz oder die Erschütterung dieser ganzen Denk- und Vorstellungsweise herbei, durch den Misbrauch, der damit getrieben ward. Tiefsinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laster, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Christi, den Wandel und das Märtyrerthum der Apostel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend,

411) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten sich, wie wir aus Johann Busch's Buche von der Reformation der sächsischen Klöster (1473) wissen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerspruch der Geistlichen verbreitet; sie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man sie unter den Altardecken barg, die Messe darüber lesen ließ und dann sie zu Zaubereien und Wahrsagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Testaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfsinn oder Aberwitz unterhalten; Jahrhunderte lang hatten sich die Völker mit Gedichten vom Antichrist, von den Sibyllenweissagungen, von den Zeichen des jüngsten Gerichtes und was damit zusammenhing, gequält; und in düsteren Zeiten, wie diese, wo Alles in einem wüsten wirren Bestreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Aussicht auf eine einfache Lösung der Verwirrung da war, konnten sich diese gewohnten Vorstellungen leicht zu dem Fanatismus steigern, mit dem dann selbst reformistische Prediger und sonst ganz verständige Männer aus den biblischen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde versammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen sollte. Nachdem man jetzt diese sibyllinischen und prophetischen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit und materielle Existenz des Teufels und seine Verfolgung der Menschen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einschüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den scheußlichsten Farben malte, so mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troste gereichen, daß die Reformatoren, was schon Wiclef gelehrt, wieder lehrten, daß das Reich der Finsterniß Rom und der Antichrist der Pabst sei, und daß mit der Vernichtung seiner Macht durch Luther, den die Enthusiasten bald mit dem siegreichen Christus verglichen, die schreckenden Weissagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet sein würden; nur freilich kehrte, als bald nach der Reformation alles alte Unheil noch einmal ärger über Deutschland hereinzubrechen schien, auch der alte Aberglaube wieder. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrsagerkalender und die Thorheiten der Astrologen aufnahm und verschlang, kaum unterbrochen durch den Eifer weniger heller Köpfe, oder durch die satirischen ewigen Kalender, die man dazwischen schleuderte; es war vielleicht noch besser, daß man in volksmäßigeren

Wahrsage- und Loosbüchern [412]), die seitdem unter dem Mittelstand noch bis in das vorige Jahrhundert handschriftlich in Umlauf waren, und die mit ihren schonungslosen Sprüchen das Heilige zu bespotten nicht scheuten, den Geschmack an diesem Quark untergrub oder unschädlich machte, indem man den ganzen Gebrauch in scherzhafte Unterhaltung überführte, so wie die im Schwank und im Volksliede komisch behandelte Legende das natürlichste Mittel war, das Wesen der Sache zu erhalten, aber vom Mißbräuchlichen spielend zu entkleiden. Ja verfehlten nicht die Todtentänze in ähnlicher Weise ganz ihre Wirkung, wenn auch sie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden sollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieser Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporstrebenden unteren Klassen erkennen, daß für sie in dem strengen Gesetze der Nothwendigkeit der Trost lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöster gehe und über die Demonstration der Gelehrten und die Appellationen

412) Primisser, Beschreibung der Ambraser Samml. 1819. S. 270 führt ein solches Loosbuch an. In der Heidelberger Bibliothek sind deren zwei. Das eine scheint dem Pfalzgrafen Friedrich gehört zu haben und ist sehr schön geschrieben und gemalt (Nr. 7.); die Einrichtung ist wie auch in der zweiten Handschr. Nr. 552 sehr leicht herauszufinden, und sowohl diese Einrichtung, als auch die Fragen und Antworten in beiden sind sehr den Loosbüchern ähnlich, die unter unseren Handwerksburschen vielleicht noch umlaufen, in jedem Fall aber noch vor nicht lange im Gebrauch waren. In dem letzteren ist eine messingene Scheibe angebracht, die der Fragende umdreht, ein darauf gemalter Engel deutet dann auf eines der um die Scheibe gezogenen zwölf Felder und dieses verweist auf einen Apostel. Neben jeder der 24 Fragen ist ein Buchstabenzeichen, welches man dann mit dem Apostel in dem folgenden Register aufsucht; dieses verweist auf eines der zwölf Felder in den 24 nachfolgenden Ringen, die ihre verschiedenen Benennungen aus dem Naturreich führen, und dort führt ein Citat auf den Spruch selbst. Diese Sprüche sind nun allen Aposteln und Propheten in den Mund gelegt und meist sehr pathetisch, dazwischen aber läuft das Aergste mit unter, wie: David spricht mit Peter, reib den A.. so geht er u. dgl. — Dagegen ist in dem Buche des Glückslaufs (1492), das diesem Loosbuche beigebunden ist, der gläubigste astrologische Ernst herrschend. Es wird fingirt, das Buch stamme von einem Schüler der Sibylle aus Salomon's Zeiten; der Gebrauch wird sehr seriös vorgeschrieben, Gebete, das Paternoster, Ave und der Glaube sollen vorher gesprochen werden u. s. w.

der Juristen, und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dies mühselige Leben desto bereiter zu tragen.

Ich fasse endlich den kurzen Sinn der langen Abschweifung zusammen und sage: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Gesänge von dem Zeitgeschmacke empfingen, mit ihrer schlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweise dieser Zeit eben so huldigten, wie sie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dies fallen ließen und zur einfachen Composition einfacher historischer Bibeltexte übersprangen. Die Uebertreibungen, der Zelotismus, die mystischen Grübeleien, die abgeschmackten und oft lästerlichen und gemeinen Gleichnisse [413]), die Ueberladung und die frostige Andächtelei, das Haschen nach Gelehrsamkeit, der prophetische und tiefstrebende Hang, die Wortgefechte der Scholastiker, die Scheinweisheit der Astrologen, und Alles, was wir in jenen lehrenden und geistlichen Poesien seit mehreren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit stets übler und ärger anwachsen sahen, findet sich in den Meistergesängen des 15. Jahrhunderts wieder; und nur von moralischer Seite betrachtet, ging doch das Selbstherabwürdigen, Selbstverdammen und die innere Zerknirschung, auf welche die Geistlichen gern hinarbeiten, in die Reime der wackeren Handwerker seltener über, und man konnte sich doch hier schwerer von dem absoluten Unwerthe des Menschen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten sogar unter die willenlose todte Natur herabsetzen hörte: man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ sich nicht als Sünde einreden, was sie zu üben gebot, und besann sich wieder, daß der freie Wille, wenn er auch des Menschen größter Verführer, doch auch seine höchste Zierde ist. Wenn wir die Poesien der Meistersänger als solche betrachten sollten, so ist es freilich traurig, zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Geschmacklosigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung

413) Die Trinität zu erklären scheut man sich z. B. nicht ein Beispiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Vorzügen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

herabsinken konnte: denn über den verknöcherten Formen, und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloser und seelenloser Probleme konnte man sich doch nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde sich dies erklären, wenn man nicht eben sähe, wie diese Gegenstände nun mehrere 100 Jahre lang schon in unzähligen Gedichten materiell so erschöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der scholastischen Dogmatik stehend geworden und selbst dem Handwerker bekannt waren, daß sie zum mechanischen Gebrauche dienten, wie am Ende jedes vielgesprochene noch so einfache Gebet auch, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, daß nun Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünstelte Vers- und Reimart in Künstelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erschwertesten Maaße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden, bis man als ein Hauptwerk der Dichtung solche überladene Töne ansah [414]), in denen man zu den ähnlichen bei den ältesten Minnesingern zurückkehrte, wo sie nur schwerlich so gar ernst gemeint waren. Selbst noch bei den Meistern des 14. Jahrhunderts waren die Künsteleien und die Erschwernisse, die man sich auflegte, reinerer Art; aber jetzt suchte man sich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher sind in Wagenseil's Tonverzeichniß die Töne von 7 bis 8 Reimen sehr selten, die 20reimigen viel häufiger und man steigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr [415]). So hören wir also hier die subtilsten Gegenstände in der barbarischsten Sprache, in der lebhaftesten Form behandelt, die

414) Folgendes ist z. B. Beheim's hohe goldne Weise:
Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Peheu flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—welffer
Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
Du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

415) Grimm, Meistergef. S. 74.

uns unter der gewandtesten Darstellung der feinen höfischen Dichter schon anwiderte; und selbst als hernach die Bibel, die testamentliche Geschichte und was damit zusammenhängt, bis zu dem Maaße der Nüchternheit und Einfachheit im Meistergesang erschien, daß man die dürrsten Genealogien hinreimte und sich daran ergötzte, selbst dann, wo man dem schmucklosen und einfältigen Vortrage der Bibel noch so treu blieb, steht der gezwungene Gesang, der selten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die steife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten. Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, diese Gesänge überhaupt von poetischer Seite zu betrachtet. Für die Geschichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichterischen Texte derselben den extremsten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen. Diese Gesänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geschweige für die Unsterblichkeit berechnet; sie sind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geschichte selbst soll sie da ruhen lassen. Wir verschmähten schon das zu genaue Zergliedern des Minnegesanges: hier würde ein Zerlegen viel unangewandter sein. Das Minnelied genauer zu charakterisiren würde unstreitig die Sache des Tonkünstlers sein, oder des Geschichtschreibers der Musik, wenn uns die Musik dazu erhalten wäre; und so ist's mit dem Meistergesang. Die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigentliche Singschulen errichtet hatten, nicht anders als singend hören. Bei ihren Gesängen war wie auch bei den französischen und niederländischen Rhetorikern[416]) das Höchste die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptsache. Auf den Text kam wenig an; denselben Text mit variirten Tönen wiederzubringen war erlaubt, nur in der Melodie waren sie erfinderisch, sie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, so weit sich vier Sylben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden sein. Und so ward bei der Prüfung solcher neuer Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; dreimal singt der Meister mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat,

---

416) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzosen und Niederländern siehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 sq.

einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts anderes an die Hand, als der Wunsch, dem Singlustigen die Bibel gesangsweise zu übergeben [417]). Auch der Minnegesang wird unstreitig eben so nothwendig mit Musik verbunden gewesen sein, und zeigt der Meistergesang auch hierin den letzten Ausgang unserer alten Lyrik an, so steht er zugleich als der entfernteste Anfang der Singspiele und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte kultivirten; dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meistergesänge, obgleich sie selbst Choralgesang waren, zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der moralischen Bildung der Nation weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jahrhunderte gährte es in allen unteren Ständen, ein Rennen und Treiben nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen und wir werden es bald näher hören, wie Misgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlags von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Wür-

417) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110. einer Bibel in auszüglichen Reimsprüchen.

digerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten suchten; und hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverläugnung gaben sich die guten Meister dazu her, die Lehrlinge und Schüler, die sich bei ihnen meldeten, ohne allen Entgelt in dem mühseligen Erlernen der schweren Töne zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer, welche rührende Ehrfurcht spricht nicht aus jeder Zeile, die Puschmann schreibt, gegen seinen Meister Hans Sachs und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, die er ansah, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör und seines Sinnes Grund begann ihm abzugehen. — Die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts fand sodann in der neuen evangelischen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen Gesang. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltner

die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und bei dem ersten heiligen Eifer traf es sich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform immer nebenbei dichtete, allmählig entfernte und aus dem Hauptsingen selbst ganz verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunkt ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luther's Bibel mit dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger angegebene und behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme [418]). In Puschmann's Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen sektischen, schwärmerischen Menschenlehren, die der reinen Lehre Jesu zuwider sind, bezeichnet, entschlüpfte ihm noch das Wort papistisch [419]). Die Verhältnisse des Meistergesangs zur Religion halfen unstreitig dem bekannten Meistergesange [420]) von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabst Leo VIII. gewonnenen Prozesse, vor dem man sie der Ketzerei beschuldigt habe, die Gestalt geben, in der er erhalten und offenbar erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, wo unter allen fabelhaften Urgeschichten deutscher Länder, Städte und Corporationen auch diese Sage mitgehen konnte, die schwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man schon frühe, wie wir hörten, die geehrtesten Meister versammelte, wobei man damals an die Helden im Rosengarten, jetzt wieder an die 12 Apostel, wie bei den drei Merkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte sinnig den Ursprung auf die Zeit der Entstehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren [421]), so wie auch diese alte Kunst das Alter des deutschen

---

418) Wagenseil a. a. O. S. 544.

419) Samml. für altd. Lit. u. Kunst S. 183.

420) Bei Wagenseil S. 504, wie bereits oben angeführt.

421) Da erweckt Gott —
zwölff Mann in hoher teutscher sprach,
doch keiner da thät wissen
von dem andern u. s. w.

Reichs und seine Schicksale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage diesen Charakter immer mehr annahmen. Die zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entstehung und ließ über den Veränderungen des Meistergesanges einen Schleier liegen und schon Wagenseil betrachtete die Reformation als die Herstellerin der Kunst, weil er von einem anderen als biblischen Stoffe kaum mehr etwas wußte, sie in den Zeiten also, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darin setzte, daß durch sie die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt ward. Und dieser Ansicht müssen wir übrigens beistimmen, denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in diese Kunst mit ihren neuen Texten und Gesängen; sie half den Schulen erst dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir sie in einem Verhältnisse zu unserer neuen kirchlichen musikalischen Kunst sehen dürfen, und ohne dieses würden wir diese Vereine der Meister als solche poetische Academien und Singgesellschaften ansehen müssen, wie sie in den romanischen Landen den Ausgang der alten Kunst bezeichnen, von denen sie jetzt wesentlich unterschieden sind. Die Musik ist die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauspiel beginnt unter dem Vorherrschen oder der nothwendigen Begleitung von Musik. Ehe unsere großen Dichter waren, waren die Häupter unserer Tonkunst. Die Niederlande, die unsere alte ritterliche Kunst auf so manche Weise erschütterten, haben das Verdienst, auch von dieser Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländischen Meister des 15. Jahrhunderts, die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden ihre Schüler und wenigstens sogleich ihre Bewunderer in Deutschland; Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren schon im 15. Jahrhundert in Augsburg und wurden Anfangs des 16. gedruckt [422]); und ehe noch die Rosenplüt und Hans Sachs in Nürnberg auftraten, war schon Conrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünstler, nach dem Preise zu urtheilen, den Rosenplüt (1447) dem blinden Meister zuspricht. Den Meistergesang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunstbestrebung anzusehen, mag widersprechend scheinen, es hat aber seine

422) Paul von Stetten Handwerksgesch. v. Augsb. I. S. 524.

Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen die Extreme überall in einander über. Die altdeutsche Poesie suchte all ihr Verdienst in dem Inhalte; sie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenstände fest und dies versuchte der Meistergesang noch mit jenen zähen Stoffen, die seit der Erscheinung des Christenthums die Welt beschäftigt hatten. Aber hier sahen wir, glitt man in diesen Stoffen aus dem Uebermaaße der Ueberladung und Entstellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück: und hinfort hielt auch der Meistergesang auf den überlieferten Gegenständen nicht mehr so eigensinnig, wie denn gleich nach der Festsetzung der evangelischen Lehre das historische Gelegenheitsgedicht in kunstgerechten Meistertönen erscheint, Feste und Schießen u. dgl. besungen werden, was denn mehr das Geschäft der Pritschmeister und Spruchsprecher wird, die, so sehr man ihr Amt unterscheidet, doch nicht von den Meistersängern abgetrennt werden dürfen, die sich vielmehr so zu den singenden Meistern verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu denen des 13. und 14. Jahrhunderts und unter denen im 17. Jahrhundert ein Christian Hafner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte, noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er selbst aufgefordert seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen wollte. Gelang es also dem Meistergesang nicht, selbst nicht im Inhalte, sein Verhältniß zu der alten adligen Kunst zu behaupten, von der abzustammen er sich so gern rühmte, so deutet er durch seine ängstliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entschiedener den Uebergang in eine neue Kunst an. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Inhalt und Darstellung, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing, zu den wenigen, aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache Maaße, der einfache griechische Roman, das Schauspiel, die reine äsopische Fabel und die lucianische Satire zum erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger stellen eine solche freilich mangelhafte Poetik dar,

deren Schwäche gegen die antike sogleich erkannt wurde, indem die Meistersänger besonders darum mit ihren Gesetzen so geheim thaten, weil sie von jedem in der neuen Poesie und Musik Bewanderten, der sich darnach erkundigte, voraussetzten, er thue es um sie zu verspotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünstler jene alte Kunst tief unter sich sahen. Ich will die Gesetze dieser Tabulaturen nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puschmann und Wagenseil so oft ausgezogen und mitgetheilt sind [423], und nur im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß man selbst innerhalb dieser Formalitäten den steigenden Verfall beobachten muß. Puschmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muster zu Grunde, in welcher die Hauptgesetze von den später entstandenen sogenannten Schärfstrafen geschieden sind. Jene ursprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen sich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichsten; mit der Zeit aber fand man, scheint es, selbst das zu beschwerlich, auf diese „falschen Meinungen" und die Grammatik des lutherischen Bibeltextes zu achten; man fing an, diese allgemeineren Gesetze zu vernachlässigen und behielt nur die Schärfstrafen, die ursprünglich zur Erschwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen sollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die sich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann später diese Scharfsinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um desto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der stets mehr verfallenden Kunst und entarteten Regel die Ursprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, schrieb dann der Breslauer Schuster Adam Puschmann (aus Görlitz 1532—1600) seinen gründlichen Bericht des deutschen Meistergesanges (1571), und wünschte, daß man der Kunst einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Prosodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß diese Gedichte in der alten deutschen Singkunst von adligen Leuten auch eine deutsche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derselben auch mit den Regeln der Prosodie übereintreffe.

---

423) Von Büsching in der schon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunst; von Häßlein in Bragur 3. und in den verschiedenen Literargeschichten.

Und sein Versuch, die deutsche Prosodie im Zusammenhang darzustellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufstand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyrischen Formen gab; und dies war in den Zeiten, wo man in den strictesten Gegensatz gegen die mittelaltrige Poesie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, so jetzt mit der Form alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beispiele der Franzosen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Episteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Diesen schroffen Uebergang zu dieser Poesiemacherei bezeichnet der Gesang unserer Handwerker zuerst, und zwar mit jener Erfolglosigkeit und jenem carricaturartigen Anstellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu sein pflegt: so hatten Handwerker, Weber, Schuster und Sporer die ersten ketzerischen Secten in Deutschland zu Bertholds's Zeit gegründet und in eben der schlichten, oft schiefen und verkehrten Weise das erste kleine Signal zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie diese Meistersänger zu dem, was das 18. Jahrhundert erst gestalten sollte; und dies werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der gesammten Meisterkunst, bei Hans Sachs, deutlicher sehen, als aus den regelrechten Poesien der obscuren Masse, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meistergesanges begreift.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählig aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen aber dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter diese untern Stände selbst mischen, die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesell-

schaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch festhielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterschaft, unter der ersten Erschütterung der privilegirt=geistlichen Bildung und unter den ersten großen Schritten zur Aufdeckung der Erdräume erhoben, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie unter dem Umsturz des Hierarchischen und unter der gleichmäßigen äußeren Aufklärung und Entdeckung der neuen Welt und der inneren Aufhüllung und Wiederentdeckung der alten Welt, zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück. Es ward schon oben gesagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen alle Zeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutschland auf Jahrhunderte erschöpft hatten, so war es in diesen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geschah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir sahen, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre; das Große der alten Thaten in den italienischen Kämpfen hatte für Deutschland kein factisches Interesse, so wenig wie die Thaten der ausgewanderten Stämme in der Völkerwanderung, und wo sich die Poesie doch noch etwa an einen Friedrich I. wagte, kam es auch gar zu elend heraus. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause; sonderbar genug zeigt die Wirklichkeit und das darauf gegründete historische Lied dasselbe Burgund mit demselben Osten im Kampfe, wie in den Nibelungen, und derselbe Norden von Deutschland liefert verwandte historische Lieder zu denen der Schweiz, wie wir damals meinten, daß nordische Sagen sich zu denen des Südens in dem Volksepos zusammengefunden hätten. Dieses alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar: und diese schweizerischen und dithmarsischen Kämpfe und Lieder mit den Zeiträumen und den Dichtungen, die dazwischen und die kurz davor und dahinter liegen, bezeichnen in Deutschland ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deuschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums; wir sahen, daß es bei dem langen friedlichen und erschöpften Zustande des Innern von Deutschland hier so tief im Volke Wurzel schlagen konnte, daß man so

frühe und vielfach bei uns die Vulgarsprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Uebersetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht sonstwo. Wurde also damals durch die Berührungen mit den Römern das Heidenthum ausgerottet, so ward jetzt das entstellte papistische Christenthum durch die Berührungen mit dem neuen Rom erschüttert und gestürzt, und das Eine geschah auf eine so volksthümliche Weise wie das Andere. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Wie also zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied opponirten, die Zeitlage kritisirten, und die historischen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten; und so ahnen wir denn einen noch tiefern Grund, warum man den Ursprung des Meistergesanges gerade in die Ottonische Zeit legte und eine Verbindung mit dem Religiösen darin suchte. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karl's des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, und gestützt auf die compacten Massen der kräftigsten deutschen Nationen und in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden, konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karl's V. aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die heterogenen Theile der ungeheuren Besitzungen, die ungefähr all das auf dem romanisch-deutschen Continente umfaßten, was Karl's des Großen Reich nicht umfaßt hatte, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiösen und Politischen, was das innere Deutschland angeht, umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen er=

folglos versucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dies geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei kultivirt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüthe der lateinischen Poesie, die Bekanntschaft mit Terenz, die Mysterien der Roswitha, Alles dies läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto schließen, wie um die Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poesien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weise auch damals geschah. Was die Poesie angeht, so wollten beide Elemente getrennt weder früher noch später Glück machen, doch gelang es dem Volksthümlichen, dem Altdeutschen, besser in der Blüthezeit der Ritterkunst, in der neuesten Blüthezeit unserer Poesie aber dem Antiken: in beiden Glanzperioden unserer Dichtung schaffte sich der eigentliche dichtende Stand seinen eigenen Weg, und dies geschah selbstständiger in der neueren Zeit, wo die besseren Dichter fast sämmtlich keinem fremden Stande, keiner fremden Beschäftigung mehr angehörten.

Was aber unter diesen verschiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier besonders hervorgehoben werden sollte, ist die Verbreitung der dichterischen Ausübung im Volke. Wir haben aus den spärlichen Notizen der alten Geschichte früher zu finden geglaubt, daß in Deutschland während der Zeit des älteren Volksgesanges keine Sängerklasse, wie die nordischen Scalden, existirte, auch jetzt finden wir deren keine; wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und sahen, welchen elenden Ausgang diese Wanderschaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die sich derselben widmeten. Aus der Klosterschule gingen die ersten Versuche einer Dichtung, die sich von dem Volksgesange trennen wollte; in die Singschule gingen die letzten Anstrengungen, die Dichtung dem Volksgesang entgegen zu setzen, zurück; zweimal, wo sie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu scheuen begann, zog sich die Poesie in Abgeschiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geschäft betrieb, wandte sich in seiner Weise vom Leben zurück: der Spruchsprecher hielt sich bescheiden in seinen Pri-

atgesellschaften; der gekrönte Kunstpoet dichtete lateinisch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine autorisirten Sänger; die Bänkelsängerei mußte in Deutschland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel besserer Geltung gewesen sein als heute: sie hatte mit dem Geschäfte des Dichtens schwerlich je zu thun. Dies liegt zum Theil wieder im Charakter unserer Geschichte. Sie bot sich fast nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgesanges dar, als welchen man jede Volkspoesie überhaupt bezeichnen kann: entweder die öffentlichen Begebenheiten waren so groß, und meist so innerer Natur, daß sie sich fast jeder Auffassung im Liede entzogen und meist der didactischen Poesie anheimfielen, oder sie waren so klein, daß sich gleich Jeder daran versuchte. In England war das z. B. ganz anders. Der alte Nationalhaß zwischen Walisen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältnisse und mit diesen auch die Verhältnisse der Sänger lang aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm- und Familienfehden, die ritterlichen Charaktere der Geschichte eigneten sich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer sie auch sang, ein Bänkelsänger, ein Wirthshausminstrel, ein Persevant oder ein königlicher Dienstmann, das Volk nahm seinen Antheil daran und behielt sie lieb, weil die besungenen Thaten seiner Geschichte angehörten. Allein was unser Suchenwirt sang von seinen meist thatenlosen Rittern, von seinen Helden, deren Thaten wenigstens meist nichts mit dem Vaterlande zu thun haben, das konnte Niemanden interessiren; und welches Charakters unsere übrigen historischen Lieder werden mußten, da unsere Geschichte stets prosaischer in Zuständen, stets ärmer an factisch-Erhebendem in Handlungen ward, haben wir oben gesehen. Dem siegreichen Gesange der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Aber in England, wo sichs die Barden der unterdrückten Walisen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzusingen und ihre Landsleute sowohl mit diesen aufzureizen, als wie mit dem überhebenden Preis dessen, was etwa einmal in der Gegenwart geschah, in England waren dadurch auch die Minstrels gespornt, ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte zu schärfen, und von den Angelsachsen her hatten sie wohl nie lange ausgesetzt, ihre Fertigkeit zu üben, dieser Geschichte eine poetische Seite abzugewinnen, was wir in Deutschland so gut wie niemals versuchten. So lange daher die englische Geschichte ihren älteren Charakter

behielt, dauerten die Minstrels in altem Ansehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern ersetzt wurden; sie zogen sich in Gilden zusammen, während sie es bei uns nicht einmal so weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald sich dagegen dieser Charakter der englischen Geschichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, sanken die Minstrels schnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, statt daß sie sich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminstrels, die sich unter Eduard IV. zeigten, sogleich unorganisirt, ungesetzlich, ohne Ordnung und Halt erscheinen.

Die Art von Volksgesang also, die Balladen und Romanzen, die sich an historische Personen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der englischen Volkspoesie das Mark oder den Kern bilden, kam in Deutschland so wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegesangs das politische Lied, wenn wir die französische Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten sehen, viel zu ausschließlich auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft gerichtet, und auf die moralische Reformation des Volks, als daß man dem Thatsächlichen, den Handlungen viele Achtsamkeit hätte schenken können, wären sie auch bedeutender gewesen, als sie waren. Die Gegenstände der größern Oeffentlichkeit waren von solcher Natur, daß sie sogleich in der poetischen Behandlung zur Satire wurden: sie waren zu groß für den Umfang eines Liedes, sie waren mehr Verhältnisse als Begebenheiten, und entzogen sich daher der Erzählung. Seit dem Bauernkriege, wo es so mannichfache innere Händel gab, und so manches historische Factum in Reime gebracht ward, hatte schon die Buchdruckerkunst so vielen Boden gewonnen, das Singen war schon so sehr von dem Lesen verdrängt, daß man jetzt mehr an historische Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Polemik und an Pasquille als an kurze skeptische Gesänge, mehr an bedachtsame Beleuchtung der Thatsachen, als an den ersten Sturm des leidenschaftlichen Ausbruchs des Partheigefühls. In den engeren Verhältnissen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da eine Begebenheit, die sich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entstand und verscholl, ohne in Deutschland allgemein zu werden. Für den Heißsporn Percy interes-

sirte sich in England wohl jeder; aber wenn der Hamburger sein Lied vom Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittensamen, der Dithmarse vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von Reystett, der Münchner von Agnes Bernauerin († 1435) und der Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenschmidt sang, was mochte sich einer um den andern viel kümmern? So war es auch gerade mit den Gesängen, die aus den alten Sagen und Romanen ins Volks- oder Meisterlied übergingen. Man wollte diese Dinge wohl noch lesen; im Volksbuch, auch im gereimten Schwank, hübsch knapp beisammen, ließ man sie sich gefallen; aber die alten Sachen von Arthur zu singen, konnte doch auch für die damalige Stimmung des deutschen Volks gar nicht passen; wir überließen ihn bis auf schwache Versuche an seine Heimat, wo seine Geschichten noch lange in Romanzen fortlebten, so wie wir unsere alte Volkssage selbst den dänischen Heldenliedern anheimgaben oder im Süden in meistersängerlichen Auszügen aussterben ließen. Nur was sich, wie die Sagen vom Albertus Magnus, oder die von Tanhäußer und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern, Legenden und Allegorien empfahl, oder was sich wie die Gesänge vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh schon eher, und ward, wie man theilweise nachweisen kann, im 15. und 16. Jahrhundert vielfach gesungen. Im Meistergesang dauerten die heterogensten Dinge, die Trimunitas, des edlen Ritter Morgener's Wallfahrt ins St. Thomasland u. dergl. fort, im Volke sang man nur das Einfache, das zum Gemüthe sprach. An solchen Lieblingsstücken tilgte man auch alle Züge, die sie der Gegenwart fremd machten, und was man dieser Art aus der Zeitgeschichte ins Lied brachte, daran litt man nicht einmal die Namen, und man tilgte sie an liebgewonnenen Traditionen. Es ist kein Zweifel, daß nicht die unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutschland so ungemein reich sind, auf Einem dieser beiden Gründe ruhen, auf Zeitbegebenheiten oder auf alten Sagen, gerade wie wir es in dem neuen Romane des Aeneas Sylvius und in den verpflanzten alten gefunden haben. Von den Dithmarsen behauptet es schon Neocorus, wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, wunderliche Geschichten, Abentheuer, Schwänke, Buhlschaften und Laster gewisser Personen ge-

dichtet sind [424]); von den Tirolern ist es gewiß, daß, wie sehr auch das alte lustige und poetische Leben in Lied, Schauspiel und Tanz zu veralten anfängt, doch auch jetzt noch „merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichem Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden“ [425]). So findet man in einer Handschrift mit Volksliedern des 16. Jahrhunderts neben einer solchen Liebesromanze am Rand die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht [426]), den man ohne dies eben so wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen; so sind andere Stoffe in vielfachen Behandlungen, wie auch sonst die politisch-historischen Lieder, vorhanden. Auf der andern Seite sind eine Menge solcher Stücke Ueberbleibsel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt, und dem Gesange heimgefallen, da man sie sonst nur zu lesen gewohnt war; aber die Namen und alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe, und von Hero und Leander in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge. Wie wir im Roman gesehen haben, daß man das Neue, das Namenlose, das Allegorische oder das Alte, welches sich dem neuen Geschmacke mehr näherte, bevorzugte, so ists mit dem Liede; die Heldenromane ziehen sich gegen die Liebesromane eben so zurück, wie die heroische Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und

---

424) Neocorus ed. Dahlmann I. S. 176. Er fügt dort bei: Unnd iß tho vorwundern, dat so ein Volk so in Scholen nicht ertagen, so vele schöne leffliche Melodien jedem Gesange nach Erforderinge der Wortt und Geschichte geven konnen, up dat ein Ideß sine rechte Artt und ehme gebörende Wise, etweders mit ernster Graviteteschelt edder frowdiger Lustichelt hedde.

425) Sammler für Tirol II., 1. S. 58.

426) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

Wilde gegen Ende des 15. Jahrhunderts und so muß es mit den Romanzen gewesen sein. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volke und auf seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des elenden 15. und etwa ganz im Anfang des 16. Jahrhunderts mehr ins rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im 17. Jahrhundert kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermischung der Stände so vielfach hervorschien, so auch hier die ungleichen Liebschaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse, den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend, bald schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend.

Denn wir haben auch hier eine Zeit, wo sich Kriegsstand und idyllischer Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine tiefe innere Versenkung sichtbar ist und zwar in den untern Klassen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verschmähte unsere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegesangs, und obgleich sie in einer ganz anderen Sphäre jetzt gepflegt wird, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war doch eine ganz eigene Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Betrachter zugesehen: aber wenn ich recht bemerkte, so gaben sie jenen Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen practischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur moralischen Reform des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Opposition gegen die Kirche und den Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man

den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, sorglos ließ man es hingehen, daß mit diesem Reiche sich fast alle europäischen Lande am mittelländischen Meer und andere dazu vereinten, während im heiligen römischen Reich Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwiespaltig war. Wie zuletzt der große Autokrat nach dem Vorgang anderer Monarchen und nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, auch mit Deutschlands Vereinigung und Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte, die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Philosophie, Literatur und Humanität der Sitte in ihrer anfänglichen Reinheit ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viele Gierde nach dem Golde der neuen; und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenplüt rühmt, im 15. Jahrhundert aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Communen, von denen es eine große Zahl an Größe, Pracht und Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Ein-

künfte auf Hospitäler und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um so größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs ungemäßigste anklagen, und die Sittenprediger eiferten zelotisch gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Communen, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das, was sie entbehrten und nur besorgt für das, was ihnen Noth that; Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Producten seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Diese Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutschlands in diesen Zeiten bestätigt die Geschichte der Dichtung vollkommen, obgleich

auch hier Alles zusammentraf, sie zu stören. Die ungemessenste Wißbegierde zerstreute die Poeten auf tausend Dinge: dennoch blieb der sittliche und gesellige Zustand Deutschlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die ungeheure Flut von obscuren Erbauungsbüchern und gelehrten theologischen Schriften, die nur mechanische Mittel zur Erweckung von Andacht und Religiosität darboten, dämmte das Narrenschiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geiler's und Luther's auf Einmal. Antike Poesien bildeten Poeten in antiker Weise; mit Leichtigkeit führten sie den römischen Griffel, aber für die deutsche Sache; deutsch die antiken Gedichte sclavisch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemandem damals ein. Die alte Ritterpoesie und Rittersitte ward von einem Kaiser selbst noch einmal empfohlen und cultivirt, allein man verschmähte jetzt, was nicht die einfältigste Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menschlichkeit und gleiche Geltung begünstigte, im Verkehr. Man suchte moralische und intellectuelle Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzosen und Italiener, aber Alles ward auf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man schien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte versprach. Wir haben gesehen, wie schnell die erneuerte gnomische Poesie von den Meistersängern Preis gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuosität griff man tactmäßig nach Allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte und unterstützte und ließ das Feindliche liegen, das Volk gab die beste gesundeste Natur kund in der Art, wie es zu assimiliren und zu consumiren verstand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfniß war in dem Mittelstande und den untern Klassen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poesie.

Es war nun aber in der Nation eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einst zur Sittigung des Menschen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt nur die Religiosität und das geistliche Lied und die moralische Satire dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation selbst und auch schon viel früher im 15. Jahrhundert wollte man von jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man

zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft schmutzige Buhllieder waren, zu Felde und setzte sie mit ihren Melodien in fromme Gesänge zu geistlichem Gebrauche um. Allein trotz dieser damals gefährlichen Anfechtung, die das erotische Volkslied auszustehen hatte, erhielt es sich dennoch überhaupt; und trotz der großen Gemeinheit und Obscönität, in die man es gern herabriß, hielt es sich selbst in einer gewissen Reinheit, und dies war besonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Fall. Das volksthümliche Liebeslied strebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes festzuhalten; ein so eigenthümliches, originales, und wir haben es oben gesagt, aus der Volkspoesie gewordenes Element, wie unsere alte Lyrik, sollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den Uebergang des alten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht so genau angeben, der vom Minneliede zum Volksliede in dieser Zeit ist viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkensteiner's, die Sammlung der Hätzlerin und Anderes aus dem 15. Jahrhundert zeigen bald, wie das Minnelied noch im alten Stile in diesen Zeiten dauerte, bald wie es sich in das Volkslied überschleift. Die einschleichenden Besonderheiten der Volksmanier in alle Gattungen der alterthümlichen Poesie haben wir bisher zu genau beobachtet, als daß es weiterer Nachweisungen in Betreff des erotischen Liedes dieser Zeit bedürfte, das den alten Minneton noch zu halten suchte. Daß aber das volksmäßige Liebeslied des 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts noch eine Menge Spuren des Minneliedes an sich trägt, kann Niemandem entgehen. Was zuerst das Local angeht, so hält das Volkslied in Deutschland ganz denselben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tirol und Oestreich haben das Eine und das Andere so gut wie ausschließend gepflegt. Ins Niederdeutsche sind unzählige Volkslieder übersetzt, sehr wenige originell geschaffen worden; im Harze sollen die Spinnerliedchen zu Hause sein; von obersächsischen ist mir gar nichts bekannt. Innerhalb des angegebenen Locals hält das Volkslied sogar ganz die verschiedenen Charaktere des Minneliedes. In Oestreich, Tirol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerst aus dem Allgemeineren heraustreten und besondere Farben annehmen sehen, so sind auch noch heute die verschiedenen Volkslieder dieser Gegenden leicht an Musik, Sprache und Inhalt unterscheidbar und

sind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen. Wir haben damals das Idyllische, das Bäurische, das Komische in die Minnelieder dieser Gegenden eingehen sehen, und diesen Charakter tragen auch die Volkslieder derselben. Es waren Frühlings- Hirten-Tanzlieder, die dort vorherrschten, und so erzählt noch Sartori in seiner neuesten Reise durch Oestreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Festen und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutsche Sitte) begehen; so dauerte in Vorarlberg das Gregorisingen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts; so sind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmusik, so ist das Volkslied in Tirol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheinischen und schwäbischen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Musik nach weder von der Besonderheit dieser südlicheren Lieder, noch unter sich so leicht unterscheidbar finden, sie tragen einen allgemeineren Charakter, wie das ächtere Minnelied auch. Das ächtere Minnelied fanden wir um ein Jahrhundert etwa älter, wir muthmaßten namentlich eine erste Anregung der gesammten Ritterpoesie aus den Gegenden des Niederrheins. So ists mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgesang den ersten Aufschwung in diesen Gegenden nahm, und die bergischen Lieder werden auch ebenso für das Vorzüglichste im deutschen Volkslied erkannt, wie die vom Niederdeutschen gefärbten alten Ritterepen in der Ritterpoesie. Die oberrheinischen werden sich an Werth und Alter anschließen; in der Pfalz und Schwaben ward besonders das Jägerlied später gehegt; die Volkslieder der vorhin bezeichneten südlichsten Gegenden aber sind ohne Zweifel die jüngsten von allen, weil sie sich am lebendigsten immer erneuen. — Was ferner die innere Structur angeht, so zieht sich das Grundgesetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede in die Musik zurück, wo es im Gesätz weniger erscheinen sollte. Auch im Inhalte berührt sich Alles. Wie uns die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbstzeit, die sich im Minnelied aussprach, die Quelle andeutete, aus der es floß, so leiten uns die ähnlichen Sommergesänge, die ähnlichen Tanzlieder, die vielleicht aus sehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und stets „von neuem

gesungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Wir haben die erzählenden Volksgesänge, die Romanzen, schon angeführt, die so manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünstelten Weisen der Minnesänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir spurweise den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimspielerei und Verskünstelei auch im ächtesten Volkston noch mitunter. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Reminiscenzen nicht lange in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von einer ganz verschiedenen Klasse von Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse mit einer einzigen Thätigkeit und Beschäftigung, die durch eben diese ganz einerlei Geistesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, sondern Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben sich der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tausend Gemüthern zugleich zündete, so hatte nach dem Limburger Chronisten schon im 14. Jahrhundert die Einführung der Harmonie die Volksmusik in Deutschland mit auffallender Raschheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem ersten Eifer die neue Verbesserung vielleicht etwas eingeschlafen, so erwachte sie jetzt von neuem im 15. und 16. Jahrhundert. Die Edlen des 13. Jahrhunderts waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abentheuer mehr lesend als ausführend, umschweifen zu lassen, ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abentheurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil

fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf sein Weib und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals," der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und der, fürchtet er auch sonst nichts, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich einmal so viel Licenz nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abentheuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, wie andere Lieder mußten die singen, als die Rittersleute! wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andre Lieder zu singen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte; stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit, Verhältnisse und Schicksale trieben die Humanisten und die Reformer von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den kräftigen physischen und moralischen Na-

uren dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung in der lite-
rarischen Welt entstehen konnte, mußte die grelle Farbe der Wirk-
lichkeit tragen, so wie was aus dem Traumleben der Ritter hervor-
ging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun
weiterhin sogleich sehen, daß wirklich im schärfsten Gegensatze zu
der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender
wird, statt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung
vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Carricatur an sich trägt,
und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie
an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritter-
zeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die
wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam
auf Freidank und von da weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung
fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur
das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was
außer der platten Wirklichkeit, um die sich alle größeren und auch
die meisten kleineren Gedichte dieser Zeit im geringern Maaße drehen,
ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies ist eben das Volkslied
und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den
Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen
Gellerts, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem er-
zählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein
einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode ist die
Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den
neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere
größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das
Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine
Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen, und es ist interessant
im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit
die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurück-
gingen. Der größte von Allen erkannte am meisten die große wahr-
haft poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder und die eroti-
schen vor Andern, bei manchem Unbeholfenen und Kindischen an
sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten
Zeit, die sich der meistersängerischen Form ganz entzogen, behandeln
vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Ueberein-
stimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller
Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man

sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was mit aller Anstrengung der Mönche, der Ritter, der ansäßigen Handwerker und Gelehrten die Dichtung nicht im Kloster, nicht in der Frauengesellschaft, nicht in der Stube erlangen konnte, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klassen des niederen Volkes von selbst zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die völlig anarchische Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes und die Sinnigkeit und der Adel des anderen und der Ernst des dritten nicht geben konnten, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände. Das glänzende an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe aber arme Leben der Ritter hatten diese mit Anstrengung in ein poetisches Licht zu rücken versucht; das wirkliche poetische, an Mannichfaltigkeit und Bewegung so reiche Leben dieser unteren Klassen aber konnte nicht leicht überschätzt werden, bei der oben berührten Eigenheit dieser Zeit, nach der sich die bescheidenen Menschen in der Wirklichkeit mehr herabsetzten, statt sich hinaufzuschrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Rosenplüt oder Hans Sachs geht uns dieses mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je objectiver sich der Dichter dabei hält, je mehr er einmal aus Gefallen an der Sache seinen moralischen Ernst und Eifer zurückhält und seiner Laune Lauf läßt, desto vortrefflicher ist die Wirkung: in dem lyrischen Gedichte aber liegt dieses bewegte und poetische Leben, auch wo es sich noch so sehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erscheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in seine epische Erzählung seine lyrischen Ergießungen eingemischt und in seinem lyrischen Gedichte eigentlich stets von seinem Zustande und seiner Empfindung mehr *erzählt*, als ihn aus einzelnen Momenten in dem stoßweisen Gange des ächt lyrischen Gedichtes versinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewissen epischen Elemente beherrscht, wie das Epos überhaupt der alten Dichtung Mittelpunkt ist; Leidenschaft und Gefühl ward nur zart und leise und wie aus der Ferne berührt. Aber in diesen Zeiten des Umsturzes der epischen Poesie, die von jetzt

an nur in der Ausartung des Romans fortlebte und sich nie mehr recht erholte, jetzt wo man von dem Epischen zum Lyrischen, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von dem Romantischen zum Plastischen übersprang und die großen Gegensätze des Epos, Lied, Drama und Satire zu bilden anfing, jetzt begünstigte das Leben, die Stimmung der Nation, die verwandten Gattungen der Poesie, die man pflegte, die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Originalität. In seiner Lyrik ist jedes Volk original, wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine originale; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine scharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals selbst aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, sondern höchstens im erotischen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbstständigkeit zu vergeben. Die Art aber, wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt; formell ist diese Dichtung ganz verändert. Dort war sie mit objectiver Ruhe dargelegt und mit Beschaulichkeit beobachtet, der Dichter sprach von seiner Empfindung, hier spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt: in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Extrem zu Extrem, und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst: es regt ihm die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dies ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie, und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der erste Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, ehe die Leidenschaften und der Eifer des Aenderns verwirren, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinct und Tact gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends

wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte, und mag man auch sagen, was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben den unsere kühneren Dichter und Kritiker den „kecken Wurf" des Volksliedes erstrebt und vertheidigt, was wohl freilich manchen Unberufenen misleitete und die Ueberlegenden, wie Voß, beleidigte, der mit seinen Liedern mehr an dem schlesischen Geschmack haftete. Mit jenem kecken Wurfe ist nun eben das bezeichnet, was wir oben als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik, jeder musikalischen Poesie angaben, was man als das Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd, eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung. Das beste, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied — man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht. Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Färbung, seine Kunstfülle, sein Bestreben, die Musik gleichsam schon im Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton und Accent der Empfindung legen, das fesselt schon den Leser, das reißt den Hörer der Musik so hin, die in vielen dieser Lieder in einer ganz wunderbaren und künstlerisch sehr selten erreichten Harmonie mit dem Texte steht. Dies kann ja auch nur ihre vielhundertjährige Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Musik auch durch alle Verderbnisse des Operngeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten, wie es denn characteristisch genug scheint, daß sich nach dem Uebermaaße der

Künstelei unsere neueren Opern gern wieder mit entlehnten Volksmelodien schmücken. Die Begleitung der Musik, die niemals bei diesen Liedern fehlen darf, erklärt also jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und sehen wir von der Musik ab, so erklärt es die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beschaulichkeit der Minnesänger und nachher die Speculation und der Mysticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer machte sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprichwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Anspielungen auf Volkssage und Volksglauben, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nun wieder freier in die Poesie treten; Alles das ist im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen? Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen? Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen? Der vor-

sichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte: der sichere Entwurf, der der Musik das Colorit überläßt, wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbengebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur, indem es schon im 16. Jahrhundert sogar die lateinische Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte, indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dies bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher schon sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local charakterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder[427]), wo sie aber eine erstaunliche Selbstständigkeit verräth.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein

427) In der Sammlung von Volksliedern von Baumstark, Heft 1. Es ist merkwürdig, wie die bekanntesten deutschen Volkslieder in allen germanischen Stämmen verbreitet waren. Darüber ist jetzt am fruchtbarsten: Hoffmanns und Richters schlesische Volkslieder. 1842. ff

todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haselstaude (es wollt ein Mädchen brechen gehn), hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht und die Blumensprache beruht überhaupt nicht auf Convention, sondern auf alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt auch keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so reflectirend mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über der Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts; so brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblüt u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder, als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht, es ist aber nicht die Grille der Dame, die ihm wehrt, sondern er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt, Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele, und befehlen sich einander ihren treuen Herzen; Er wünscht vielleicht gutmüthig

dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und lästigen Gedanken; und so sehr sie sich, wie das namentlich die Männer thun, die so gern ihre Liebe recht wichtig machen, den Abschied erschweren und selbst mit Erinnerung an den Tod so schauerlich machen (auf dieser Welt hab ich kein Freud; es ritten drei Reiter u. A.), und so sehr sie heimliches Leiden im jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit, die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Wir haben leider den Geschmack und den Sinn durch die zu häufige Wiederholung und den gemeinen Vortrag an vielen verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So original und einzig das Göthische Lied gegen jedes Fremde steht, so dies erotische Volkslied; rein erhielt sich unsere ächte Volksmusik von dem Einfluß der Oper, rein der Text dieser Lieder von jeder läppischen Sentimentalität und jedem poetischen Effecte. Man vergleiche die Liebeslieder der Engländer, man höre dergleichen von einem Engländer nur lesen oder singen, Alles ist Action und Schauspiel, was bei uns simple Natur ist, Alles tragisch, wo uns das Traurige genügt, Alles pathetisch, was bei uns sinnig und tief, anspruchvoll, was hier naiv und unschuldig ist. Unsere schauerlichsten Romanzen versöhnen, wenn nicht mit den Worten, so doch mit der Melodie. Die englischen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerem künstlerischen Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unseren, des Shakspeare zu Göthe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus; für die Dichtung ist dies nicht überall der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen, und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Chimärisches in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt, denn die Liebe macht keine Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewanderte nach sieben Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es sah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun und lassen ihr Mädchen fahren. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl am häufigsten die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur, jeder alte Werber und jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich einmal an das Liebeswerk wagt, so arg verspottet. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät, daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünscht der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem Trauern und die Sehnsuchtslieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art in der That vortrefflich, unvergleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal blosstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser

Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen, und Docen hat ganz recht gesagt, man solle dergleichen auch in Sammlungen nicht unterdrücken und die Volkslieder nicht wie die Jesuiten ihre Autoren in Ausgaben ab omni obscoenitate purgatis besorgen: nur dergleichen absichtlich suchen, sei unmoralisch. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Metaphern und scharfsinnigen Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliches Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er traut auf das Glück der Erde, achtet freien Muth höher als Gut und Habe, Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde, kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstliches unsicheres Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhliches Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Weine ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke der Armuth die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, nicht vom Betrügen und Borgen zu leiden hat. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von

Nürnberg [428]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenplüt [429]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh. [430]) ist der Uebergang von dem epischen zu dem lyrischen Vortrage interessant zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs und seiner epischen Manier erinnert, und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenplüt [431]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der vortrefflichsten Volkstrinklieder aufgenommen oder wenigstens angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denselben Fortgang vor sich, wie bei dem obenerwähnten Lotterliede oder wie man es nennen will. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, wie deren auch in andern Kapiteln des Gargantua schon vorkommen, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Illumination der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maaße, wie in den Zotenliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Ich leugne nicht, daß nicht manches darunter zufällig alt sein könnte (wie denn manches Volksmäßige dieser Art, was unter den Minnesängern stehen geblieben

---

428) In Grimm's Altd. Wäldern II.

429) In Leipz. Codex, den ich oben anführte, S. 149.

430) Eines aus Fischart von Grimm a. a. O. mitgetheilt; andere in Docen's Miscellaneen und sonst.

431) Im Leipz. Codex von S. 278 an. Einige sind im 16. Jahrhundert in Rebhenslin's Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. II. gedruckt.

ist, schon ganz den Charakter der Lieder dieser Zeiten trägt), doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erst in diesen günstigen Zeiten hervorgesucht, in denen übrigens diese Lieder ihrer ganzen Natur nach fast ohne Ausnahme entstanden sein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie obscön sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Leidenschaft, der Verwilderung, des Fanatismus, der Anarchie im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists gerade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß die rohe Obscönität nicht im 15. Jahrhundert da gewesen sei, allein sie war mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede, das in dieser Zeit meist zwischen dem Charakter des Ritter- und des Volksliedes schwankte und gerade in dem Uebergang und dem Versöhnen beider Elemente bedeutend ward; im Fastnachtspiele sind Rosenplüt und Hans Folz so schmutzig, wie (der erstere wenigstens) in anderen Gattungen sein, denn zur Fastnachtzeit war diese Licenz einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dies, das Fastnachtspiel zog sich mehr aus dem Leben zurück in die Kunst und ward minder gemein, während das Volkslied immer mehr in das Volk herabstieg, so daß bei Jacob Ayrer in dem züchtigeren Lustspiele die eingestreuten Lieder im Volkston oft das Schmutzigste enthalten. Man kann genau sehen, wie stufenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenplüt's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fischart's Zeiten wächst in demselben Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit wachsen; wie die Derbheit in der Poesie in eben dem Maaße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt, wie ihr Werth überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und

bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zum Panegyricus herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen wirklich rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hoch heiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satiren gegen Clerus und Stände; so wie der Volksschwank immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dies fanden wir schon mehrmals, so entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bacchanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch, und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit

ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Persiflirung des Mysteriösen und Heiligen, die sittsamen, ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als wie unsere Gesetze thun, jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maaß, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maaß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne gnädigste Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen, wie man noch heute sehen kann, wenn nur einmal zwei Personen die Rollen der Pulcinelle in einer Gesellschaft zu spielen verstehen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machte," wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben und seine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte: gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrhundert sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satirischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchsprecher, oder

die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärnthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tiroler Schnodahaggen haben allerhand verschiedene Themen; und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, ohne von Revolutionen gestört zu werden, noch das Schätzenswerthe und Interessante ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Mährchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher; wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung sein, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Tradition bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns nun mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen Tradition zu bewundern, was, wo es auch unverständig oder das Allergenügsamste und Geringfügigste ist, in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßllied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimath nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn einer gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es über-

haupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. So ist die Jäger- die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[432]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Profession ist? Wenn ich ein Jäger von Profession wäre, so würde ich nicht bedauern, daß diese Waidsprüche nicht gedruckt wären, sondern daß es aus dem Leben abgekommen ist, daß die Jäger zu einander nach ungekünstelter poetischer Art „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen," so daß daran ein geschickter und gelernter Jäger zu erkennen war, indem man in diesen Sprüchen die Fundamente des Waidwerks einlernte und gelegentlich in Jägercompagnieen oder bei Jagenszeiten der alte Jägermeister die jungen Waidgesellen darin vornahm und examinirte[433]). „Die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgesellen haben damit eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei; selbst die Räuberbanden haben sich eine eigene Sprache voll poetischer Namen nicht geschaffen, sondern ebenfalls seit undenklichen Zeiten zu erhalten gewußt. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird"[434]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren, ein schönes poetisches Colorit anzuer-

---

432) Grimm's Altd. Wälder III. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken.

433) Döbel's Jägerpractik 3. S. 478.

434) Grimm's Altd. Wälder 3. S. 102.

kennen, so wie in den Handwerksgrüßen[435]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so groß und weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, ja meinethalb auch witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint mir die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angrenzende Gattung von selbstständigeren, an keine stationären Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben charakterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und seine Instrumentalmusik verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und das 17. Jahrhundert (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinschlücke nachahmen, das äußerst lebendige Schmiedelied[436]) (Wenn jetzt die Schmiede zusammengeloffen), die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortreff-

---

435) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt.

436) Wunderhorn 2, 74.

lich, wie an Inhalt unbedeutend. Muster sind in dieser Hinsicht die Jägerlieder. „Sie sind nach den Accorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen diese natürliche Begleitung, und die lebendige Nachahmung des Waldhorns durch eine sonore Stimme genommen wird. Wie wenig erkennt man auf dem Papier die Wirkung des frohen Jägerlieds fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn, das auf dem Horn so prächtig schallt? oder sollte man es doch aus dem bloßen raschen und wiederhallenden Silbenmaaße hören? Der Creticus drückt allemal den Anstoß des Waldhorns und seinen schönen Abfall in die Terz aus und der zweite Creticus hallt dem ersten nach. So ist in dem Liede Es ritt ein Jäger wohlgemut der Amphibrachys in den Worten Im Mayen, am Reihen, in anderen die nachahmenden Schallworte des Waldhorns, in anderen die fliegenden und treibenden Silbenmaaße voll lebendiger Wirkung“ [437]. Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; sie sind auch, dünkt mir, noch mehr unter uns lebendig geblieben. Ich halte sie im Allgemeinen für nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatischen Dichtungen erscheint, und wo die verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerksbücher ihren ersten Ursprung haben. Auch unter den Handwerksliedern sind die allgemeinsten, die Wanderlieder, weit die besten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn

---

437) Gräter in Bragur 3. S. 252 sqq.

er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird'' 238). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der simplen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Daß überhaupt über den Werth des Volksliedes die Stimmen so getheilt, die Partheiungen so heftig gleich bei seiner ersten Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert waren, beruht zum Theil allerdings auf der Natur der Menschen, von denen der Theil, den man jetzt den gebildeten nennt, an allem Schlechten und Rechten keinen Gefallen, oder höchstens ein vorübergehendes Interesse haben kann, da die Mode wohl auch einmal wie im Verkehr zur humanen, so in Musik oder Lectüre zur literarischen oder ästhetischen Herablassung führt. Zum Theile aber beruht es auch auf der Art der Einführung. Wir haben es damit gemacht, wie wir mit allem Guten im vorigen Jahrhundert thaten; der Heißhunger trieb uns sogleich vom Guten zum Vielen, und nun sollten wir zum Theil und wollten zum Theil das Schlechteste mit dem Besten verdauen. Herder, an dem sein Sinn für Nationalität und Eigenthümlichkeit der Völker eine seiner größten Eigenschaften ist, hatte mit seiner vorsichtigen kleinen Auswahl ein vortreffliches Beispiel gegeben. Was mußte den Mann aber verführen, gleich bei dem ersten Auftreten mit Bitterkeit auf die Vernachlässigung dieser alten Schätze unter den Deutschen zu schmähen, unter Widersprüchen mit sich selbst sogar den Mangel an dergleichen vorauszusetzen, auf Verbildung zu sticheln, mit der es damals doch so gar arg nicht war, und mit den Engländern und ihrem Umgang uns schamroth machen

438) Ebend. S. 219 sqq.

zu wollen, da man doch wohl wußte, wie der gefeierte Percy selbst vor seinem civilisirten Zeitalter mit seiner Sammlung Angst hatte, wie er sie zurichtete, was er alles Unvolksmäßige dazu aufnahm! Nun kam jeder und ahmte diesen Ton nach; man wollte den Vorwurf abschütteln, von Gräter bis Erlach wollte jeder, ob er's ablehnte oder ansprach, ein deutscher Percy werden; die Sammler nahmen alle die bissige Stimmung an, obgleich das Volkslied gleich Anfangs eine ungemeine Wirkung hatte; und um doch namentlich den Zweifel an der Existenz solcher Schätze zu vernichten, so druckte man nun Alles, dessen man habhaft werden konnte, das Neue, Locale, Zufällige mit dem ganz Alten und allgemein Verbreiteten, das Absurdeste mit dem Schönsten, das Unverständliche mit dem Modernisirten, das Aechte mit dem Eingeschwärzten. Nicolai hatte mit seinem kleinen feinen Almanach die Absicht, die Volksliederwuth lächerlich zu machen, das merkte man damals gar nicht; und manche, die nachher im bitteren Ernste sammelten, machten sich und ihre Sammlung bei den Kundigen lächerlich gegen ihre Absicht, fanden aber bei den Toleranten zum Theil ganz sonderbar günstige Aufnahme; wer wie Docen in den Miscellanen kritisch und chronologisch verfuhr, der mußte die Gemeinheit der deutschen Kritik erfahren und sein weiterer Sammelplan blieb liegen. Wenn ja das Volkslied noch so vortrefflich war, die bloße Gattung machte doch nicht gleich jedes Einzelne vorzüglich; gerade diese Gattung läßt vielmehr von vorn herein schließen, daß das meiste Einzelne werthlos sein müsse. Wenn man daher sammeln wollte, so hätte man mit Geschmack auswählen, oder wollte man vollständiger sein, historisch und chronologisch sondern müssen, wie sich z. B. Görres in der Mehrzahl seiner Volkslieder an Eine Quelle und Eine Zeit hielt, so daß ich eben seine Sammlung noch als die empfehlenswertheste nennen möchte.[439]) Man hat den Unsinn ausgesprochen, es gäbe keine Geschichte des Volksliedes: es gibt von nichts eine

439) Eine geschmackvollste neuere Auswahl und Beurtheilung ist: Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, von Talvj. Leipzig 1840. Von Seite charakteristischer Auswahl und kritischer Behandlung empfiehlt sich vor Allem: Uhland, deutsche Volkslieder. 1844. Eine Originalquelle deutscher Volkslieder ist soeben zugänglicher geworden durch den Abdruck des Ambroser Liederbuchs vom Jahre 1582 in den Publicationen des lit. Vereins in Stuttgart.

vollkommenere, als gerade von dem deutschen Volksliede, wenn einer nur des ganzen ungeheuren, aber freilich sehr zerstreuten Materials mächtig wäre. Aus dem ganzen 16. und 17. Jahrhundert, besonders aber aus der letzten Hälfte des 16ten gibt es eine ungeheure Anzahl von Liederbüchern mit Musikbegleitung, in denen man die Fortgänge des Liedes und seine Einwirkung auf das Kunstlied der Gelehrten, so wie die Rückwirkung dieses auf jenes ganz genau verfolgen kann. Was die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, ist schon von dem der ersten ganz verschieden. Wer selbst nur das, was aus dieser späteren Hälfte im Wunderhorn oder bei Erlach u. A. wieder neu abgedruckt ist mit den Liebesliedern in der Görres'schen Sammlung vergleicht, der wird ohne große Mühe den Unterschied finden [440]), obwohl ich gern gestehe, daß etwas Belesenheit und Tact dazu gehört. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäurische steigt; das Regellose der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen uud macht es stets schlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logischer, verständlicher, unlyrischer, nüchterner und endlich prosaisch; man sieht es den allbekannten Wendungen an, daß sie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, sondern daß sie nachgeahmt sind und geborgt. Diese Lieder verhalten sich zu dem wenigen Schönen des anfangenden 16. Jahrhunderts wie das Kirchenlied ihrer Zeit zu den wenigen frischen des Luther und der zunächst von ihm Angeregten. Es sind nun professionirte Dichter und Componisten, die sich der Volksmanier bemächtigten; es wird alles demonstrirend und lehrhaft, sogar das Weinlied; Alles an-

---

440) Docen in den Misc. 1, 248. „Indessen bin ich weit entfernt, den Leser zu der Voraussetzung zu veranlassen, als ob alle jene Lieder aus dem 16. Jahrhundert oder auch nur die meisten derselben von einem bemerkbaren Werthe sein müßten, und immer der Ansicht entsprächen, die wir aus den besseren Reliquien jener Zeit uns zu abstrahiren veranlaßt werden; im Gegentheil, sobald man die gedruckten Lieder genauer untersucht, wird man eine nur zu große Folge ungenießbarer Reimereien darunter antreffen; das Singen und Dichten war damals gar zu gemein oder auch oft zu zunftmäßig; die Menschen waren ja immer an Sinn, Bildung und Fähigkeit verschieden; schon die schwäbischen Dichter setzten sich wechselseitig hie und da auf eine sehr gemeine Art herab, und daß es späterhin auf Geist und Beruf nicht sogar ankam, beweisen die Schulen der Meistersänger.“

spruchvoll und prunkend, was sonst schelmisch und leichtfertig war; für die Sprache der Empfindung sucht man vergebens jene überraschenden Bezeichnungen, an denen das ältere Lied so reich ist, vergebens die schlagenden Bilder für reine Seelenzustände. Wie der Nithartische Geschmack zu dem Minnelied, so nimmt sich der Geschmack dieser Zeit gegen den vorhergehenden aus; Rauf- und Prügelstücke, Bauern- und Schornsteinfegerzoten haben wir aus diesen Zeiten. Es geht alles immer mehr in die Stube zurück und will zuweilen aus der Stube die Natur noch treffender schildern, als es vorher in der Natur selbst geschehen war; kurz Alles, was nachher die schlesischen Dichter charakterisirt, ist hier schon vollständig und etwas derb vorbereitet. Sogar das Fremde ging hier mit zuerst wieder ein; zuerst verpflanzte man italienische Canzonen, Villanellen und Motette und übersetzte sie ins Deutsche; und dichtete deutsche Lieder nach ihrer Art. Die Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts waren um der Musik willen gemacht; daher wurden schon damals unter alte Melodien statt der Texte, die man nachher ungereimt fand, neue untergelegt. Auch wir müssen unsere Volkslieder musikalisch sammeln; die Textsammlungen sind und bleiben ewig ein halbes Werk. In der Musik war die Revolution, die die Volkslieder machten, unmittelbarer, als in der Dichtung, wo sie über zwei Jahrhunderte nachher erst erfolgte. In gemein laiischer Art componirten damals tausend theoretische Künstler[441]), und über die Isaac, Thomas Stolzer und Stephan Mahu und ihre vierstimmigen Volkslieder geräth selbst Forkel in eine Art von Begeisterung, was gewiß viel sagen will. Gerade noch am Ausgang der Volksmusik trat dann Händel auf, und obwohl ich hier als Laie urtheile, getraute ich mir's wohl zu verfechten, daß man der Composition des großen Genius ansieht, er stehe der Volksmusik noch so nahe, wie Shakespeare der englischen Volkspoesie.

---

441) Hoffmann führt deren in der Vorrede zu seinen „deutschen Gesellschaftsliedern des 16.—17. Jahrh. 1844." eine Reihe an, und er benutzt eine Anzahl der zum Theil sehr seltenen Liederbücher in der Auswahl der Lieder selbst, die überdies eine empfehlenswerthe Sammlung bildet.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Poesie der Ritter zu der carricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welche beide wir das erotische Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von methaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig und nicht sprungweise von jenem einen Extrem einer höheren Dichtung zu diesem anderen der allerniedrigsten.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Dürftigkeit und Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die heroische Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward [442]). Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jahrhundert zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Aristokratie zu beginnen; nun traten zugleich Poesien ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und

---

442) *Πρὸς δὲ τὴν θηριότητα μάλιστα ἂν ἁρμόττοι λέγειν τὴν ὑπὲρ ἡμᾶς ἀρετήν, ἡρωικήν τινα καὶ θεῖαν.* Arist.

handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen gemeinschaftlichen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb und Habgier, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen und je tapferer die Krieger sich anstellten, je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Kultur der Theologie und Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspunkte festhalten, so werden wir auch ohne Commentar verstehen, wie die folgenden Poesien im Volke entstehen und sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Erscheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der Pfaffe Amis von Stricker, jenes Gedicht, das wir schon oben im Vorbeigehen nannten und dessen nähere Erwähnung wir bis hierher versparten, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Milde vor Argheit, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging,

und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing [443]). In Oestreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterlichen mischten, wie wir in anderen Gattungen schon sahen, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischoff nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunkt der Erde sei u. s. w. er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und in Bosheit. Er hat nun seine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke die im Eulenspiegel sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Constantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren Thiersage, daß auch ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von

---

443) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der erste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sin wille vor sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Reisenden an unkultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, diente fleißig Gott und verdiente sich damit das ewige Leben.

In Oestreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) eben seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen, die man um ihn feierte; und aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofpoeten gefährlich wurden, so gut helfen die Poesien, in die man ihre Schalksstreiche bei der ersten Neuheit brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oestreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, besonders heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoesie in Oestreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Carricatur überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des öffentlichen Lebens ist auch in beiden Gegenden von je anerkannt: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Competenter, daß es den Oestreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten, und von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprichwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also lebte Neidhard Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien“ in einem Drucke von 1566 existiren, der von

Brentano's Handschrift nach der Probe im Wunderhorn zu urtheilen [444]) etwas abweicht. Seine eulenspiegelische Einfalt bringt den meißnischen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings sehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den spätern Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen, und Nithart's Fürst Friedrich mit Neidhard's Otto zusammengerückt; ganze Lieder des ältern erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzusetzen würde nur hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg sind von von der Hagen zugänglich gemacht worden [445]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müssen auch in Variationen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oestreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Gedichten nicht gelesen wird. Dem ganzen Stile nach ist das Gedicht noch im vierzehnten Jahrhundert entstanden. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Nasureddin's Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren; er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten meint, er prellt seine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er profanirt in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten

---

444) I., 103.

445) Im Narrenbuch, wo man auch den Anhang über das Literarische vergleiche.

Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksprediger, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Vexirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so vexirt er auch seine Obern, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird [446]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall [447]), den er selbst den anderen Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude schwerer Gemüther. Die älteste Ausgabe dieses Gedichtes ist von 1560, der Held soll aber 1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählig vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Er-

---

446) Narrenbuch S. 307.
Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

447) Ebend. S. 357 heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn mass
sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen,
darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit,
verhoff, mit mir's auch solchen bescheid soll haben . . . u. s. w.

zähler ist erst aus dem 16. Jahrhundert, er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbstständig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister vielfach den Ton dieser Schwänke tragen, wie sie selbst auch die Lustigmacher agiren. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armuth, wochenlang ohne einen warmen Bissen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er persiflirt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottete das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespenst zu erscheinen, und mit diesem und andern Schwänken weiß er sich neben dem Spasse auch ein Stück Geld zu machen. Unwissenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverschämtheit, mit den knappen Predigten seinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er sich endlich Brod geschafft hatte, auch sich Linnen und Betten zu schaffen; denn da sich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, so versichert er seiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen, und dies müsse verstopft werden; nun bringen sie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze sind bis auf wenige nicht so wehethuend, sondern ärmer und unschuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den diese Erzählungen verbergen können, lag gar nicht im Bewußtsein der Dichter oder Leser jener Zeiten. Sie sollen nur unterhalten; es sind verbundene Schwänke, wie

deren unzählige einzeln existirten. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die sich in diesen Zeiten erneuten und begierig gesucht wurden, rückt man dieser verborgenen Bedeutung schon etwas näher. Wir haben ja dem Gedicht von Salomon und Markolph so oft begegnet; es ward um 1450 von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein. in deutsche Prosa übersetzt (1487 und nachher mehrfach gedruckt), später abweichend von dieser Prosa, in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Komödien daraus. In dem alten deutschen Gedichte, das sich an die Reden und Widerreden angereiht hat, spielt Morolf die Rolle des Gumpelmanns und er drängt sich gleichsam wider Willen des idealen Königs in das höfische Leben ein; noch ist dort das Hauptsymptom seiner Unhöfischkeit, daß er den Frauen übel spricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weisen Sprüche Salomo's, Gregor hebt dagegen ausdrücklich schon das Vermögen des Mutterwitzes in einem simplen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor [448]) und die Moral ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armuth, die Noth gibt auch den Markolph sowohl die Fröhlichkeit und den dreisten Humor, gibt ihm die Schamlosigkeit, und gibt ihm Erfahrenheit und Schlauheit, „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn" der Befehle seines Herrn und dies ist Alles was auch die Witze des Eulenspiegel charakterisirt. Er persiflirt daher jeden metaphorischen Ausdruck, wie er jeden sublimen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph zugleich die Gegenseite dazu: nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so ungemein viel Sympathie zeigte, sondern auch die derb natürliche und

448) Docen Altd. Mus. II. 270.

Zwei Ding sind auf erd, die paide die sind achtbar,
wer des recht wel nemen war, der aines ist die weisheit,
das ander ist die listigkeit. Von den han ich fürgenommen
einer materien nachzukomen u. s. w.

rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dies Amt bezeichnet ward für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jacob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt [449]).

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dies ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhoevel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oestreich übersetzt wurden [450]). Sie sind in Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu sparen; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa des Pauli u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite. Der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die

---

449) In seinem Servius Tullius führt sich der Spaßmacher, der hier Jobel, sonst gewöhnlich Jahn heißt, so ein (opus Theatricum f. 53[c].):

Nun hab ich warlich je betracht, daß so ein herrlicher Mann ich bin,
hab stoltzen muth und krausen sinn, ein lieblich holdselige rebt,
die mir von unden wohl außgeht; mein Augen gleissen wie Rubin,
zumahl wenn ich gar blindvoll bin, mein Nasen sicht wie ein Wetzstein,
ist nicht zu groß und nicht zu klein, wenn ich sie umb ein tröpfflein bitt
ein Hand voll versagt sie mir nit, mein Maul ein guten Sparkrug geit,
denn es ist je fein zimblich weit, daß man vil köndt sparen drein,
mein Zeen die darinnen sein, die geben gar gut lauten Zweck,
die fressen allen Treck hinweck, daß man nit vil dran wetzen darff,
ja es macht sie seindt vorhin scharff; mein stimm laut so lieblich und süß,
als komm mir ein Hund unter die Füß, mein Kopf mir zwischen den Ohren steht,
mein Vater einmal ein Kälblein het, das hat gleich Ohren eben wie ich . . .

und in diesem Tone geht es fort.

450) Hie hebt sich an das Buch und Leben des Fabeldichters Esopi aus kriechischer Zungen in latein gemacht u. s. w. s. l. et a.

Erzählung sondern die Moral suchen zur Speise und Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Vielfach aber mochte den damaligen Leser auch besonders das einleitende Leben des Aesop interessiren, auf das ich hier auch allein weitere Rücksicht nehmen will. Aesop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden,“ und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhandelt wird, dem er selbst anrieth ihn zum Zuchtmeister und Fastnachtbutzen seiner Kinder zu kaufen. Wie sein neuer Herr mit ihm und seinen andern Sclaven nach Ephesus aufbricht, wählt sich Aesop einen mächtigen Brodkorb zu seiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß seine Bürde unterwegs immer leichter gegessen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philosoph Namens Xanthus, seiner natürlich schönen Reden wegen. Diesem gegenüber erscheint dann Aesop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er spottet seiner Philosophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenstände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit bestechenden Bildern und Gleichnissen löst. Dann folgt eine Reihe von Eulenspiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er seinem Herrn Ungelegenheiten mit Gästen, mit seiner Hausfrau, mit seinen Schülern, und weiß seine thörichten Handlungen zu entschuldigen mit verblüffenden sophistischen Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus Weib aus dem Hause geht, er veranlaßt aber auch daß sie wieder kommt; gegen Sophistik selbst gerichtet gebraucht er sie doch selbst wie Eulenspiegel. Wie Salomo an Markolph, sucht auch Xanthus

etwas an Aesop, allein dieser macht ihm alle Anschläge zu nichte; er spielt seiner Frau die ärgsten und zotigsten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die sich der Philosoph in trunkenem Muthe gestürzt. Xanthus weiß gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aesop; die gemeine Weisheit siegt also auch hier. Ganz wie die alten Philosophen, wie ein Periander, erscheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crösus wird erst von einer Unternehmung auf Samos wegen Aesop's Weisheit gewarnt, später durch Aesop selbst davon abgehalten. Hier siegt seine Weisheit über politische Gefährdung; in Babylon seine schlichte Lehre über moralische Bosheit, in Aegypten sein einfältiger Witz über die Räthselweisheit der hohen Meister; nur in Delphi „dem Haupt der Geistlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preiß er erschüttert, geht er am Ende unter Nachstellungen unter; nach seinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es ist hier in diesem Romane so viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der jonischen Philosophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede ist voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwischen Fabel und Volkssprichwort ein! So unabhängig von einander erscheinen im Markolph und Aesop die Vertreter von beiden personificirt und sehen sich so ähnlich! und sie stehen mit ihrer allgemein gültigen simplen Weisheit gegen Dogma, Gelehrsamkeit, Sophistik und Religionssatzung; und so sind es Sprichwörter, mit denen Sancho Pansa seinem Herrn die sublimen Gedanken stört und ihn fast zur Verzweiflung bringt. Man sieht auch wie ein fernes Verhältniß zwischen unsern komischen Volks- und Hofnarren und den alten cynischen Philosophen ist; man erinnert sich des Diogenes, des komischen Gehäuses des satirischen Sokrates und seiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fischart so gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komischen Gewande zu entschuldigen; man erinnert sich daß Zeno den Sokrates einen attischen Harlekin und daß Crabelius umgekehrt einen pommerschen Hofnarren einen natürlichen Weisen nannte, womit man immer einen alten Philosophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von diesen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte diese Anekdoten; man hatte den Diogenes Laertius (1490), und den Burläus (vielleicht in Versen und)

in Prosa übersetzt[451]) und gedruckt; des Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches Andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit hatte man übersetzt[452]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Denn das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen regte ja auch den Seb. Brant an, und dies war es eben was den Demokrit zu seinem Gelächter bewog, daß er die Menschen heute verfolgen sah was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, daß Alle unzufrieden mit dem was sie haben in das widerwärtige Leben rennen und Ruhe nicht mögen, und daß sie selbst trunken des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser **Eulenspiegel**[453]) selbst gegen diesen Aesop gar zu ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht was anderes. Ob er nun eine historische Person war oder nicht, sein Grab in Möllen wird so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiednen reinern oder schmutzigern, katholischen und protestantischen Ausgaben, ist verbreiteter wie irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben traditionell fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Sollte es unser Nationalgeschmack sein? allein das Buch ist ja wie es im Niederdeutschen erschien, so nicht nur in oberdeutsche Reime und Verse, sondern auch zweimal ins Lateinische (von Periander und

451) Die Leben der natürlichen Meister, Bamb. 1481., sollen vielleicht in Versen sein; in Prosa erschienen sie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrscheinlich von diesem selbst übersetzt.

452) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. und J. — Gräße II, 2. p. 966 bemerkt, daß in die Reihe dieser Werke auch das liber vagatorum gehört, das mir unbekannt geblieben ist.

453) Die vollständigste Ausgabe ist die alte Strasb. 1519. 4., bekannt aber waren die Schwänke des Eulenspiegel viel früher. Nach Gräße ist die älteste Ausgabe: Von Ulmszieghel Leuen, Antwerpen. (1495.) s. a. 4.

Remius), ins Französische (1559), ins Holländische, Englische, Polnische und wahrscheinlich auch ins Italienische übersetzt[454]); ist so oft nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Was hat man nicht darüber geurtheilt! Haben nicht die Fischart und ähnliche ihre Galle an den armen Murner ausgelassen, weil dieser den Eulenspiegel verbreitet oder übersetzt haben sollte! sie werfen ihn mit dem Katziporus und dem Rollwagenbüchlein und Aehnlichem zusammen[455]), und schimpfen heillos darüber, und haben es am Ende nicht viel feiner gemacht. Aber dies war im Komischen der Haß der gelehrten Schreiber gegen die volksmäßigen, wie früher im ernsten Roman. Und lachen wir nicht einmal herzlich über die oft gar zu kleinen Witze, schmähen aber nachher dennoch? Die Ursache ist keine andere, als die wir so oft fanden, wo wir auf einen unversöhnlichen Streit der Urtheile trafen: man hätte diese Dinge niemals drucken sollen. Ein schlechter Spaß in loco ist bekanntlich immer der beste; aber wenn man ihm eine Dauer giebt, so bleibt er ein schlechter. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten; alles Lächerliche aber muß momentan sein, weil es mit Ueberraschung verbunden ist; wer will sich aber in einem Buche hintereinander immer in Einerlei Weise überraschen lassen, da selbst in der Unterhaltung einerlei Schnurren schnell ermüden. Daher ist jede komische Erzählung ohne die Unterbrechung durch ernste Theile, daher jedes heroischkomische Gedicht ein Unding; und ich habe holbergische Stücke gut darstellen sehen, in deren ersten drei Acten das Publicum so lachte, daß es in den zwei letzten physisch unvermögend war, weiter zu lachen, so daß es nachher diese beiden Acte für viel schlechter erklärte, als die ersten. Im Eulenspiegel werden wir nicht durch dies Uebermaaß des Gefallens, aber durch etwas ähnliches noch leichter gesättigt. Es ist

---

454) S. Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 465 sqq.

455) In der Vorrede zum Gargantua: Verwirfft man doch wegen etlicher unbescheidner Wort nit jedes Buch, kan doch das ohrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten in Bocatii Centonovel, deß Jacob Winters Wintermeyen, der beyden Stattschreiber zu Bürkheim und Maursmünster Wickram und Jacob Freyen frey Rollengespräch und Gartenzech, auch deß M. Linders Katziborygestech und deß Straparole Historien vertragen, daß ich jetzt ander Eulenspieglischen und Wegkurtzerischen Art Buchern geschweige. Sie seind dennoch weit nit, wie deß Pogii purcitiarum opus.

ein Einerlei darin, das uns, je anspruchsloser die einzelnen Späße sind, natürlich nicht behagt. Der Eulenspiegel hat zweierlei Hauptseiten. Er ist figürlich der Letzte unserer fahrenden Leute. Er ist daher Alles aus diesem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholasticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieser letzten Seite gehört er uns Deutschen ganz an. Wenn er nun aber hier jenen Kern seiner Spässe ewig wiederholt, „stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht,“ (woran man ausdrücklich den Eulenspiegel erkennt), so muß man das Alles nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergesellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft, und Schuster wie er die Schuh schneidet groß und klein wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt u. s. w., und man wird sogleich begreifen, daß dies immer belachenswerthe Spässe bleiben können. Und so ists mit der andern Seite seiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn diese sind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis sahen wir schon die wesentlichsten Stücke vorkommen, die auf Eulenspiegel übertragen wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren das fremde Gebiet auf das ihm verbotene Territorium führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Comödie gebracht; die Beschenkung der blinden Bettler sieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für seinen Geschmack, Alles für Alle möchte weniger passen. Eulenspiegel ist der geborne Silbenstecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies namentlich in einem gewissen Alter ist; man weiß daß wir mit Erzählungen und mit Karrikaturen dieser Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beschäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem er so die Aufträge, besonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, sieht man seine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichsam das Sprichwort; dennoch ist die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Nugenstädten sagt, sein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu seiner Grobheit, giebt ihm die Dreistigkeit im

Handeln und Disputiren, die von keiner Perplexion weiß, und läßt ihn den graden Verstand zu jener karrikaturartigen Anwendung gebrauchen, und es ist sehr gut, daß er dabei manchmal selbst wieder in Metaphern und Sophistereien übergleitet und dem entsprechend auch hier und da für seinen pünktlichen Gehorsam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Es ist ein lachlustiges Jahrhundert, in dem diese Dinge entstehen und so eifrig verschlungen werden, dies wollen wir nicht vergessen, um über ihre große Aufnahme nicht in Erstaunen zu gerathen; wer heiter gestimmt ist, ist leicht zum Lachen gebracht. Wir werden gleich hernach sehen, an welche Dinge das Volk damals in seinen Fastnachtspielen gewöhnt war; Alles was in diese Gattung schlägt, war so grotesk in seiner Phantasie belebt, wie wir das heute von uns nicht sagen dürfen. Es war damals die goldne Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Bekanntlich sind auch die Geschichten dieses letztern gesammelt worden [456]). Ob zwar auch sie noch durchaus in die Reihe der Beispiele gehören, die zur Belehrung gebraucht werden, so daß sie auch mit gereimter Moral versehen sind, so übergehe ich sie doch, weil sie weniger mehr auf Handlungen als auf witzige Reden sich beziehen und den Charakter der Anecdoten annehmen, wie nachher die Taubmanniana noch bestimmter. Mit diesen beiden Männern hört auch die Periode der lustigen Räthe auf, wo ihre Narrheit eine künstlerisch ausgebildete war; man nahm nun Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte zum Gegenstand der Belustigung und davon bietet bekanntlich der brandenburgische Hof eine ganze Chronik [457]). Alle Spässe der Zeit wurden damals mit großer Begierde gesammelt und man kann deutlich sehen, wie der erzählende Schwank selbst mehr gekürzt, in Prosa gesetzt, mehr zur Anecdote, zum Witz ward. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Gesten, gegen die Schwänke die in einer Dresdner Handschrift von Nicolaus im Grunde 1490 geschrieben sind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beispiele und Historien die Brant

456) 627 Historien von Claus Narren ꝛc. 1572. Durch Zinkgref und Weidner ist manches von seinen Späßen aufgenommen worden; Meißner hat im D. Mus. 1779 einige gute Witze von ihm mitgetheilt und sie mit eignen schlechten begleitet.

457) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 218 sqq.

sammelte, gegen so vieles Andere dieser Art stehen diese Anecdotensammlungen in einem eigenen Gegensatze, der es anschaulich macht, wie Alles was damals gefallen sollte am klügsten das komische Gewand anzog. Wenn ich irgend ein Werk dieser Art erwähnen sollte, so wäre es Pauli's Schimpf und Ernst[458]). Er war ein Barfüßermönch und Lesemeister in Thann der auch Auszüge aus Geiler's Predigten[459]) zu keinem andern Zweck machte, als um die belustigende und derbe Quintessenz daraus zusammenzustellen, wofür er dann von Geiler's Schwestersohn Peter Wickgram hart mitgenommen wurde. Im Jahre 1518 schrieb er denn jene Sammlung von Schnurren, die nachher von ihm selbst, und noch bei seinen Lebzeiten[460]) und später auch von Andern stets vermehrt ward und zuletzt zu einem dicken Werke anschwoll. Wenn doch dieser Mann die Eulenspiegeleien hätte sammeln und beschreiben mögen, so wie er manche Witze des Claus Narr aufnahm. Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, höchst naive, kräftige, reiche Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, und an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs heftigste und stärkste mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloser Gelehrsamkeit strotzenden Narren, (denn „Kunst und Narrheit stat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt stat nit

458) Schimph und Ernst durch alle Welthändel. 1556. In dieser Ausgabe ist in Nr. 203 gesagt, daß Pauli das Buch 1518 schrieb.

459) Die Brösamlein Dr. Kaiserpergs uffgelesen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

460) In der Vorrede der angeführten Ausgabe heißt es: Lieber Leser, wie wir vormals verheißen das Buch zu meren, ist jetzund beschehen, das such zu hinderst im Buch, da findest du sie beyeinander. Hüt dich aber vor den gestimpelten und versimpelten Büchlinen, so auch under diesem nammen außgend und fast wol vermeystert seind, du findest aber nit allwege, was der Tittel verheißt.

wohl bei einander") dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practischste Spott, und es ist der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieser Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. a. besonders Fastenpredigten sind und daß sie selbst wieder für dergleichen bestimmt ist. Wir drehen uns häufig unter solchen Schalksnarren, die ihrem Mutterwitze ihr Emporkommen danken herum; so erwähnt er einen Cöllner Abentheurer und seine Schalksstreiche, von dem viel zu schreiben wäre[461]); so kannte er selbst einen Bauer, Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig konnte und mit Priestern disputirte, ja im Winter, wenn er seinen Acker bestellt hatte, ganz eigentlich aufs Disputiren auszog. So kam er an den Hof von Würtemberg; wie gutmüthig und cordial gehts da zu! die Weisen kennen ihn da wohl. Er darf dem Herzog seine Fragen vorlegen: Wie groß Gott sei? und da ers nicht weiß, sagt ers ihm: wie der Prophet sagt, der Himmel ist mein Sessel, das Erdreich mein Schemel. Und wie viel Tuch er zum Rock brauche? Nicht mehr als ein Mensch, den er sprach: was ihr einen armen Menschen thut, das thut ihr mir. Eine so feine Almosenbitte verdiente doch auch den Rock, den er von dem Herzog erhielt. Man sieht also, wie der Geist Eulenspiegel's über dem Geschlechte ruht und wie man die verrückte und verkehrte Welt im Leben hatte. Man weiß ja wie vor dem Ausbruche der Bauernaufstände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armuth nährten. Im Amt Schorndorf hatten sie sich einen Staat gebildet, einen Hauptmann gesetzt, unterhielten sich von den Gütern, die sich auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen, und nannten sich den armen Kein-Rath. In der Poesie, im Reich der Wirklichkeit, im Volk der Thiere, im Himmel selbst nahm Alles diese Wendung. Man kennt ja Agrippa's Lob des Esels und die Fabel, die Luther erzählt, wie der Esel im Reich der Thiere König wird; auch hier ein Emporkömmling also. Und im Himmel erscheint schon seit jenen Zeiten, wo die Günstlingin Maria den Hof tyrannisirte, der Teufel mit seinem gesunden Menschenverstand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hof-

461) Nr. 322. Einen Linke von Schweinfurt nennt Eyring als ein bekanntes Beispiel solcher „weiser närrischer" Leute.

narr, der aber stets wie der Verirte erscheint, bis zu dem Bruder Rausch[462]) hin, wo es noch einem scheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erscheint er stets mächtiger, läßt sich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er verirt und läßt sich veriren wie jeder Lustigmacher, er wandelt unter den Menschen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinschaft und unser Eulenspiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Er gewinnt immer mehr an Persönlichkeit, wie alles damals plastisch wird; er gouvernirt bald in den moralischen Predigten der Musculus u. A. als Hasen-Jagd-Fluch-Ehe-Spielteufel in den verschiedensten Provinzen die Welt, er erscheint in Faust vollends als der irdische Gott, der nun auch wieder zu seinem Rechte kommt.

Das Volksbuch von Faust[463]) steht mit diesen genannten Erscheinungen in Verbindung und im Gegensatz. Es entstand erst als die Zeit nach der Reformation von der momentanen Aufklärung wieder in Obscurantismus zurücksank und steht als ein Symbol neben dieser Erscheinung da. Seine Grundlage ist volksmäßig, seine erste Aufzeichnung ist gelehrt, beruft sich auf Autographie und allerhand verdächtige Quellen, und aus dieser ist erst das Volksbuch geworden, das seinen Ursprung auch deutlich genug verräth. Auf einen Johann Faust, der in der Wirklichkeit als Zauberer bekannt war, übertrug man um so lieber in der Sage die vielen Zauberschwänke, je dunkler er war und je willkommner vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war; Viele andere Alchymisten der Zeit, in der sich nach Erasmus die Deutschen vorzugsweise im Lobe ihrer magischen Weisheit gefielen, hätten die Verewigung eher verdient, so wie vielleicht viele andere Volksnarren als Till, falls ihm etwas Persönliches unterliegt; auf ihnen blieb die Sage zufällig haften, wie auf dem Vespucci die Benennung von Amerika. Was den Faust in die Reihe jener bespro-

462) Ich besitze durch die Güte der Herausgeber Wolff und Endlicher eines der wenigen Exemplare, die sie im Druck erneuten nach dem alten Druck Strasb. 1515. Aelter ist eine niederdeutsche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert die S. XLVIII. bezeichnet wird.

463) Das vollständigste Material über die Faustsage hat soeben J. Scheible in dem 2ten Theil seines Klosters Stuttg. 1846. zusammengetragen.

chenen Schnurren setzt, sind die komischen Zauberspässe, die das Volk vor Allem belustigten. Seit der Einführung der Geschichten von Virgilius hatte der Geschmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet sahen wir gleichsam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt sind sie getrennt. Eulenspiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verstehen bis auf ein weniges; Faust macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenspiegeleien ohne sie aus sich zu schöpfen, sondern auf Aufforderung, mit Zauberkunst, um Anderen gefällig zu sein. Wie auf Eulenspiegel die weltbekannten Schwänke, so sind auf Faust alte und neue Kunststücke gehäuft; und Görres hat es schon nachgewiesen, wie Geschichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen sind und in spätern Ausgaben des Widmannischen Faust sind eine Menge analoge Stücke angeführt. Auf der andern Seite bildet die Sage zu den komischen Figuren einen Gegensatz, und hier liegt ihre Tiefe. Nach Herzenslust und Begierde zu leben, der Natur und Leidenschaft Lauf lassen, sich der Welt zu gebrauchen, das hiesige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einsicht zu verbinden; mit andern Worten die Unschuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren und so das Werk der eigentlichen ächten menschlichen Ausbildung zu vollenden, dieser Gedanke liegt dunkel in der Sage, konnte aber damals weder im Leben, wo so viele allzufrühe Freigeister ihre sonderbaren Rollen spielten, noch in der Kunst ausgebildet werden, wo der Held nothwendig tragisch untergehen mußte. Die Rückkehr zur reinen Natur, ja zu einer noch tieferen Stufe, von den Auswüchsen der einseitig cultivirten Welt der höhern Stände verzieh man den unflätigen, rohen Bauern; das sodomitische Leben aber und die Verwerfung der Schrift und das Festhalten der Kirchenväter und den zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, alles was den Papismus bezeichnet, verdammte der reformistische Sinn der Zeit ohne Gnade in die Hölle. Aber in den folgenden Zeiten, die jenes große Ziel im Auge behielten, pflanzte sich der Grundgedanke der Sage volksmäßig fort, wie nicht leicht eine andere Idee, wie nur die ähnliche der Alexandersage im Mitelalter, die in blühenden poetischen Zeiten eben so

oft unglücklich versucht ward wie die Faustische, bis der Berufene den rechten Punkt ergriff.

In einem ähnlichen Verhältnisse meinte ich oben schon den Fortunat zu der alten Glücksritterei zu sehen; vielleicht verspottet diese oder auch den Hang der Zeit nach Reisen und fabelhaften Reisebeschreibungen der Finkenritter[464]), auf den die gelehrten Komiker eben so übel zu sprechen sind, wie auf den Eulenspiegel. Der Kern auch dieses Volksbuches ist unter uns in den Münchhausischen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da sie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Wie auf den Schwänken der Eulenspiegel, auf den Zaubererzählungen der Faust, so baute sich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poesieen des Unsinns auf, die wir seit den gnomischen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, kurz zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographische, historische Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland, das bekanntlich von Hans Sachs so gut behandelt ist; und in die verkehrte Welt, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Aber Verdienst ist gar nicht in dem Buche, wie überhaupt in keinem Volksbuche. Es muß sich Sinn unter scheinbaren Unsinn, Unsinn unter scheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm sein soll; und wenigstens muß sich der einfache Spaß nicht so häufen, wie hier wo etwa der Abentheurer einmal einem hübschen schwarzen feinen grauen jungen blöden alten schönen hurtigen Mann begegnet, der an der Krücke tanzt, einen Bart mit Schindeln gedeckt hat, eine Badstube auf der Nase, eine Wartze am Zahn, der an einem Ohre hinkte und an einem Ellenbogen stammelte u. s. w.

Und zuletzt gehört in diese Reihe noch das Lalenbuch

464) Die Historie und Legende von dem trefflichen und weiterfahrenen Ritter Herrn Polycarpen von Kirlarissa, genanndt der Finkenritter, wie er 250 Jahr zuvor ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltzame Ding gesehen und zuletzt von seiner Mutter für todt liegen gefunden, auffgehoben und erst von newem gebohren worden. o. O. u. J.

(1597)[465]. Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hissar und Cascum, ihr Abdera und Schilda und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, so hat sie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielscheibe ihrer Witze ist. In Süddeutschland spotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden sind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern einzelne Orte als solche Stichblätter des Witzes genannt wurden, die so viel ich weiß jetzt nicht mehr dafür gelten. Auch diese Scherze also leben in unsern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anecdote, wie das Pfahlbürgerthum selbst, ewig fort. Dies Fortleben ist in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in seiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns schon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie seine Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber[466]), eine gelehrte Hand, eben wie auch der Faust. Eine gewisse humoristische Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Noth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählig abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger auch gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt sind, die schon in Bebel's Facetien, in

---

465) Ich kenne nur die Ausgabe von 1614. Wunderseltzame Abentheverliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc.

466) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten u. s. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Fr. 1605. Ich halte mich dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyse der Fortsetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

Frey's Gartengesellschaft, im Rollwagen, bei Geiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle diese Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort sie zu haben, als daß man, so roh, so unbeholfen, so dürftig sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich dahinter suchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen und die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zusammenstellen mußte, diese Werke müssen wir in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft und an den Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überspringt, an eben diesen Höfen jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte,

das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und einen Contrast zu den herrschenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein konnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im Verkehre, so auch im Religiösen in eine höchst unnatürliche Höhe verstiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigte ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen standen im 13. Jahrhundert die Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die nämliche Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang. Wir haben ja oben gesehen, daß die Mystiker predigten, man müsse sich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in seinem Gespräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieser Mönche bis auf die Eselsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und sie antworten auch hierauf noch ganz in diesem Sinn, sie seien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz also gehen wirklich diese grotesken Figuren in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten; man that diese Rückschritte mit jenem karrikaturmäßigen Anstellen, mit dem man jede neue Richtung gleich im Extreme ergreift, man suchte sich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrsatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der sich als Narr erkenne schnell zum Weisen gemacht sei. Wirklich also haben diese sonderbaren natürlichen Weisen ein Verhältniß zu den alten Philosophen, was die Zeit dunkel sehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte sich dies nothwendig ganz anders gestalten; und die Intensivität des alten Lebens ist auch hier der Grund jeder Unterscheidung. Der gesellige Verkehr, der Staat, die Gelehrsamkeit, die Philosophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht so unabhängige Dinge, wie bei uns, sondern Eines griff in das Andere ein, und so wurden

die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und practischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingreifen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrhundert unterschied gelehrte Hofnarren und närrische Gelehrte, natürlich-Blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Classe den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltne Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Privilegiums für ihre Unverschämtheit erhielten. Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maaßlose Schmeicheleien die Parasiten sagten, wer würde bei uns so etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen, oder wer würde im Stande sein es aufzuzeichnen! Gegen die tausend Anecdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unserer Narren aufbieten und würden selbst damit schwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unserer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unsre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall diese Gegenseite hervor; deßhalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüthe in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa; deßhalb sind sie im Oriente zu Hause. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermährchen seien im Orient und Occident ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenschwänke sind es eben so; man sollte meinen, die thierischen Abzeichen des Narren, die Eselsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsschwanz, die Schelle[467])

---

467) Auch Flögel, dessen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in diesen Abschnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies schon von einer andern Seite her. Was die Schelle

müßte eine Beziehung darauf haben. Im Orient blieb die Fabel wie der Hofnarr gleichsam auf der Lehre hängen, wie das Volk selbst nicht aus der Sclaverei wegkam, so sehr es sie fühlte; in den orientalischen Hofnarren ist der Witz und Scharfsinn das Große, worin sie den occidentalischen, wenn ich recht sehe, weit voraus sind; in den unsrigen, bei Shakspeare in der Poesie, oder bei unserm Kunz von der Rosen im Leben ist die Handlung das Erhebende. Das Ringen der untern Classen nach Freiheit ist in der Stellung dieser Narren, wie in den Geschichten, die wir betrachtet haben, sehr eigenthümlich ausgedrückt. Es ist ein stetes Reiben, eine stete Wechselwirkung. Es scheint so natürlich zu sein, daß die Natur herrsche und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es scheint so natürlich, daß das Volk herrsche und doch hat es so große Misstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern, die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, so bald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und tolerirt hat, wie man die Schauspieler auszeichnet und doch notirt, so ist's auch hier. Man privilegirt diese Narren, und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall Animosität hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Reciprocität; Ein Narr, sagt daher das Sprichwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man laust den Narren stets mit

---

angeht, so muß es eine häufige Belustigung der Ritterzeit gewesen sein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und sich an ihren Gebährden zu erfreuen. Im Thomasin wird so die Unstete mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „schellec Hase“ im Eingang des Parzival ist nichts anders als ein solcher Hase mit einer Schelle, obwohl ich nicht läugnen will, daß zu Wolfram's Zeit jenes Beiwort schon in dem abgeleiteten Begriffe (scheu, aufgeschreckt, auch närrisch, kopfscheu), in dem es noch heute provinziell üblich ist, könnte gebraucht und verstanden worden sein.

seinen eignen Kolben, man entgegnet seinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weise beantworten, so hilft sich der Weise oft vor seinen Fallstricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und lassen sich vexiren; sie reden die Wahrheit und sophistisiren dabei; sie betrügen und lassen sich betrügen, und wo im Leben auch diese Reciprocität ist, wie unter Strozzi und Brusquet[468]), da ist das Narrenwesen am ergötzlichsten, so derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche sind, die sie sich spielen; wo diese Reciprocität wegfällt, ist das ganze Verhältniß aufgelöst; deshalb verträgt sich Eulenspiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weise sagen. Wer nicht das Studentenleben tolerirt, wird diese unflätigen, thörichten, oft platten Späße, Prellereien und Vexationen der Narren auch nicht toleriren, denn von diesem Leben gilt das Gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, selbst betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Pennalen ihren Muthwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Aerger. Die Reciprocität unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche die sie sich selbst spielen, verweist ihnen Niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Obscönitaten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten ist hier auch die beste Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation, das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft, theilt jedes Individuum in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es ist die Kehrseite der Tölpeljahre, die ihre sinnige und ihre sinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, so lang ihn Vater und Mutter

---

468) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 350 sqq.

noch in einiger Beschränkung halten und regeln und nichts Ungeschickteres und Komischeres, wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt; wie Sancha Panso zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind wie aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abentheurer sind nun Landstreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edeln zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Carricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten, der Grobian den höfischen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird respectirt von diesen eigentlichen Repräsentanten der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des stationären Sprichworts, der Philisterei, der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kaum Freund mit sich selber. Umzustürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keinen Gedanken. Sie wollen alles simplificiren, welches das große Ziel jeder Umwälzung ist. Sie schneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Mensch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfnisse gar nicht gehabt, so haben diese fast keine anderen als diese. Aber sie sorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armuth zu Reichthum, von Reichthum zur Armuth, das ist ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache sind sie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht

Erasmus in seinem Lobe der Narrheit[469]), das so viele Aufschlüsse über diese Erscheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorglosigkeit und Jugend hätte er besser gesagt. Wirklich verjüngte diese ganze eigenthümliche satirische Kraft, dieser Muthwille und diese Insolenz die deutsche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab, sie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeschiedenheit weckte; sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien der Handwerker aus dem Leben, sie setzte an die Stelle der 20 — 30jährigen Weisheitslehrer wie Thomasin und Wirnt die lebensfrohen Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die immensefte Belesenheit in den Alten nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüstige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie schade, daß das Alles ins Extrem überschlagen mußte! Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wortbedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Apathie traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine

469) Es ward auch um 1530 von Seb. Frank in's Deutsche übersetzt. „Das theuer und künstlich Büchlein Morie Encomium u. s. w. o. O. u. J.

Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist. Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialectik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wißbegierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen

Instincte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht, und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden [470]).

3. Schauspiel.

Dies also war die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Revolution in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jahrhundert zurück und bis ins 17te vorschreiten, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen eben diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder

470) Erasmi Encomium moriae, passim.

in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Roman, konnte es sich wieder einen relativen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunkt erleben, und sich wohlthätig zwischen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das sich der neuen Musik anschloß; im Meistergesang starb der alte Choralgesang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meist erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht so sehr wie das Epos in die Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert, man müßte denn diese bis zu der Geschichte der Gaukler, Tänzer und Mimen zurückführen wollen, die man allerdings im Zusammenhange verfolgen könnte bis ins tiefe Alterthum, die aber der Literatur weniger, als der Tanz- und Musikgeschichte angehören. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Wir suchen aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geschichte unseres Nationalepos, das seines Gleichen nur in Griechenland hat, oder bei der Ritterepopöe und Anderem, was wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt und alle Zeiten schweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten noch einmal werden wiederkehren lassen, so liegt dies in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in diesen Zeiten, wo sich Deutschland ganz in sich selbst verschloß und ganz mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dies geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher

Weise wie überall sonst, so daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechischen und der neuchristlichen Mysterien und Possenspiele zusammenstellen könnte. Von seinem ersten Erscheinen an wird das Drama so der Mittelpunkt der neueren Dichtungsgeschichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide sind die Pole aller Poesie überhaupt und nur von ihnen fand es Aristoteles der Mühe werth, in seiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes sahen wir sich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Aeußeren und Inneren, nach Tracht und nach Betragen, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die Malerei begann ihre erste einfache Periode, als die Musik die ihrige ausartend vollendete und die Anfänge ihrer zweiten kunstmäßigeren Periode erlebte. Mit der plastischen Kunst aber hat das Schauspiel wesentliche Verwandtschaft; Beides beruht auf der Ausbildung des Gesichtssinnes; Beides finden wir daher immer in einem geschichtlichen Verhältnisse. Der Orient, so weit er keine plastische Kunst kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte sich Beides so, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausschloß; in unserer neueren Zeit entstanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrhundert; in unserer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erst nach dieser Zeit, entwöhnt von dem

bloßen Verweilen in dem Anblicke des schönen Geschlechtes zur Zeit des Minneflors, zerstreute sich und bildete sich das Auge immer mehr. Etwa seitdem Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschmacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählig mit dem materiellen Wohlstande wie in unsern Tagen Hand in Hand in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verschmähten Possen der Gaukler kehrte wieder, die Hofsänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Faust wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrhundert fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeschrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge gesorgt sein mußte. Im 15. Jahrhundert war in Wien fast jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomasin gesagt, sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht; je mehr sich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptsache in den Büchern [471]). Aus dem innersten Bedürfnisse der Nation heraus ward daher die in diesem Jahrhundert schnell fortschreitende Formschneidekunst gefördert. Die xylographischen Werke, die Vorläufer der ersten Drucke, werfen sich, wie nachher auch diese, zuerst auf die mystischen und frommen Werke [472]), an denen das 15. Jahrhundert so großes Wohlgefallen fand, auf die Apocalypse, die Mariengeschichten, auf Legenden, auf Wahrsagebücher, Kalender und Todtentänze. In diesen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln sind die Holzschnitte die Hauptsache; das speculum humanae salvationis schrumpfte diesen Figuren zu gefallen zusammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu seinen Holz-

471) Im Narrenschiff heißt es:
Wer yeman der die geschrifft veracht,
oder villicht die nit künd lesen,
der sicht im molen wol syn wesen,
und fyndet darin wer er ist,
wem er gleich sy, was im gebrist.

472) J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Beilage II.

schnitten nichts als kurze Sprüche in lateinischen oder deutschen Versen; Steinhöwel's Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzschnitte daraus genommen, zusammengesetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen versehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erscheinen. Die Schrift bezog sich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuschheit [473]) von Rothe, dem Verfasser der thüringischen Chronik und einer Bearbeitung des poetischen Lebens der heiligen Elisabeth [474]), ist Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd, und das Bild der Keuschheit ist mit einer Reihe von bedeutungsvollen Wappenschildern umgeben, die dann moralisch erklärt werden. Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Didactische an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianontischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin, so schwer es ihm ankam, mit reinen Definitionen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängt den gemalten Figuren daher beschriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten mit der Zeit diesen lebhafteren sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Prozessionen, Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf; phantastische Allegorien waren nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man diese festlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein Pantomimisches Spiel, der stummen Pantomime Gesang zufügte und den Gesang in Rede und Dialog überleitete, desto näher kam man auch von dieser Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauspiels. Die

473) Auszüglich in Adelung's Magazin 2, 3, 108.
474) In Mencken's scrippt.

Aufführungen bei dem Eselsfeste in Rouen [475]), die Prozessionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der Mysterien bezeichnet hat, die Jahreszeitfeste, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz und die Kreuzigungsgeschichten, in allem konnten Elemente zum Schauspiel liegen, so wie wir unten sehen werden, daß der Markt und das Gericht natürliche Vorbilder dramatischer Szenerie wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfest in ein Spiel übergehen kann, scheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Wenn der Todtentanz wirklich in Paris im 15. Jahrhundert in den Kirchen aufgeführt wurde, so war es wohl bloße Pantomime, das Bild trat in Bewegung über; allein wie vielfach er sich der dramatischen Gestaltung näherte, läßt sich wohl nachweisen. Es existirt bei uns ein Gespräch zwischen dem Tod und einem Bauern [476]), dem frühzeitig ein schönes Weib ge-

475) Du Cange s. v. festum Asin.

476) Cod. Pal. 76. Es ist schon 1477 gedruckt. S. Jäck und Heller's Beiträge 2. S. 128. Das Werkchen ist eigentlich der Idee des Todtentanzes entgegengesetzt, wo der Tod stets als ein unbeschränkter Gewalthaber aufgeführt wird. Auch hier rühmt er sich seiner Gewalt, als ob sie ihm eigenthümlich wäre, da sie ihm doch nur von Gott zum Lehen gegeben sei, in dessen Hand allein Tod und Leben und die Seele des Menschen stehe. Der Tod erscheint hier als das böse Princip, gegen das der Bauer mit Glück die Würde des Menschen vertheidigt. Vortreffliche Stellen über die Vergänglichkeit und den Wechsel der Dinge fließen mitunter, die an die alten Philosophen erinnern, und der humanistische Sinn gegen die Weltverächter leuchtet an einer Stelle durch, wo das weltliche und eheliche Leben in Schutz genommen wird gegen das geistliche, da ein Mann, der ein biederes Weib hat, wonnesam, luftsam, weltsam und weltgütig sei, da er emsig nach Nahrung stelle, und gerne Ehre mit Ehre, Treue mit Treue, Gut mit Gut vergelte. Zur Probe des ganz originalen Stils stehe folgende Stelle hier: f. 56. Do ste ich armer ackermann allein, verschwunden ist mein liechter stern an dem himmel, zu rast ist gegangen meines hailes sunne, uff get si nymer mere, nicht me gat uff mein lüchtender morgensterne, gelegen ist syn schine, kain laidvertrib hon ich me, di vinster nacht ist allenthalben vor minen ougen, ich wene nicht, daz si mir rechte fröwde nymer mere muge widerbringen, wenn miner fröden achtbar banner ist mir laider undergangen; zetter, waffen uß hertzen grunde sy geschrüwen über daz jare, über den verworffenen tag und über die laidige stunde, dar inne min stetter hartter demantt ist zerbrochen, darinne min rechter fürender laidstapp unbarmhertzeclichen mir uß den henden wart gerucket, darinne ist zu mines hailes vernuwendem Jungbrunnen mir der weg verhowen.

storben ist, das an die Gemeinplätze der Todtentänze vielfach erinnert und übrigens durch einen ganz eigenthümlichen sentimentalen Ton merkwürdig ist, der an die Uebersetzung der Alda von Adam Werner von Themar erinnert [477]), so daß es vielleicht aus dessen Feder könnte geflossen sein. Den Hekastus des Hans Sachs ferner, oder den Every man, der in England unter Heinrich VIII. gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinschaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menschliche Geschlecht dargestellt wird, über dessen Sünden erbittert, Gott den Tod beruft, ihn vor seinen Richterstuhl zu citiren, könnte man als eine dramatische Gestaltung des Todtentanzes betrachten, obwohl hier natürlich schon andere Dinge mitgewirkt haben, die geregeltere Form zu schaffen. In die Kirche gingen frühzeitig Ceremonien und Vorträge in mimische Aufführungen und sinnliche Begehungen über, und es ist nichts gewisser, als daß die ersten Schauspielhäuser Kirchen und Klöster waren, die ersten Schauspieler Geistliche, und die ersten Gegenstände des Dramas der neueren Zeit fromme und christliche. In Rom wird noch heute die Passionsgeschichte auf Ostern mit vertheilten Rollen gesungen: Eine Stimme liest singend die Evangelienerzählung, eine zweite singt Alles, was Christus spricht, eine dritte was überhaupt sonst geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Massen zu sagen haben. Von solchen einfachen Anfängen der Recitation und des Wechselgesanges aus mag man in der Kirche frühzeitig angefangen haben, den Vortrag besonders der Leidensgeschichte mit Action zu begleiten, und von da aus auch andere Feste mit Aufführungen zu schmücken, deren Bestimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geistlichen überlassen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung solcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien profane Zuthaten zu dem gottesdienstlichen Stoffe hinzubrachten; im 15. Jahrhundert waren auch in England schon die Aufführungen der Mirakelspiele ganz in den Händen der Handwerker. Im 13. Jahrhunderte richten sich wiederholte und scharfe Verbote der Kirchenversammlungen, Päbste und Bischöfe gegen diese Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geistlichen daran, oder gegen den Misbrauch derselben. Man glaubt in der Reihe und Art dieser Verbote

477) Cod. Pal. 298.

zu bemerken, wie im Laufe der Zeit die Oberen dem wachsenden Geschmacke an diesen Aufführungen nachgeben mußten. Im 14. Jahrhundert, wo wir wissen, daß in Frankreich und den Niederlanden schon öffentlich gespielt wurde, wo wir die Nachricht finden, daß 1322 Predigermönche in Eisenach ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufführten, treten auch die Quellen geistlicher Schauspiele in Deutschland hervor, und sie weisen uns vorzugsweise nach den Gegenden von Schlesien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerst auch die plastische Kunst der Italiener verpflanzte. Im 15. Jahrhundert war alsdann die Darstellung der Mysterien schon ganz unangefochten. Ob sie bei uns so verbreitet waren, wie in Frankreich, darf man zweifeln. Wenn man aus der Erzählung, wie Eulenspiegel eine Osterfeier dieser Art stört, schließen soll, so wären die Mysterien vielleicht bei uns tiefer ins Volk herabgegangen, und Dörfer hätten sich schon damals daran versucht, wie in Oberbaiern noch bis heute ein abgelegener Ort (Oberammergau) diese Passionsspiele ganz in der uralten Begehungsart aufführt. Gewiß ist, daß die Aufführungen bald Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten ward. Ausgebildet aber ward diese Gattung in Frankreich und in England unstreitig mit weit größerem Eifer. In London erscheinen die Aufführungen der Mirakelspiele schon im 12. Jahrhundert stehend, das heißt jährlich an gewissen Festtagen, besonders auf Corpus Domini, wiederkehrend; im 13. Jahrhundert werden sie schon in ganz England herumgetragen. Bei den Franzosen war, was bei uns bescheidene Sehlust war, bis zur Schauwuth gegangen. Dort drängte sich alles Glänzende zusammen an den Hof, der in Deutschland keine feste Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Mysterien und Mirakel verwendet, und eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland für diese Gattung niemals dachte. Es ist mit unserem Schauspiel wie mit unseren Universitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verschiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte sich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung gesammelt haben; geschah das, dann war aber auch nothwendig die langsam gereifte Frucht um so trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall so wenig schnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüthe nicht schnell zu hoffen war. Es ist viel besser,

daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mysterien, Moralitäten und Possenspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Takt der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen und verschrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entstehung und Ausbildung des Schauspiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plastischen Kunst, die öffentlichen und kirchlichen Feste, Feierlichkeiten und Gesänge mitgewirkt haben, so kommt ein Drittes hinzu: der natürliche Uebergang aus epischen oder lyrischen Formen zum Dialog, den wir schon in jenen Allegorien vorbereitet fanden, und die directe Ueberwirkung der schon vollendeten dramatischen Form aus dem Alterthume. Wenn wir diese verschiedenen Momente gleichmäßig festhalten, so werden wir in unseren ältesten Spielen fast kein Element finden, das wir uns nicht hinlänglich herleiten könnten. Was den letztern Punkt zuerst betrifft, so kann man, freilich nicht in Deutschland und an blos deutschen Quellen oder Zeugnissen, das Schauspiel der christlichen Zeit im Allgemeinen, in vereinzelten Versuchen und embryonischen Gestaltungen bis in den Anfang unserer Zeitrechnung so zurückverfolgen, daß fast jedes Jahrhundert seinen Vertreter aufzuweisen hat [478]), und so knüpfte sich diese Form von

478) Jubinal in der Vorrede zu seinen Mystères inédits, 1837. gibt eine solche Reihe an, die wir hier mittheilen wollen, ohne sie jedoch zu verbürgen, da uns mehreres daraus unbekannt ist. Im 2. Jahrhundert ein Drama des Tragikers Ezechiel, das zugleich eine Art Chronik ist, und der leidende Christus von Joh. Chrysostomus. Im 3. der Querulus, eine Art Misanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Ausonius. Im 5. kirchliche Darstellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6—9. der Oedipus, eine allegorische Comödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämnestra; ein Dialog inter Terentium et delusorem u. a. Im 10. Rhoswitha. Im 11. das Mysterium der klugen und thörichten Jungfrauen bei Ray-

lbst an das Römische noch an. Unter diesen älteren, lateinischen Rudimenten sind die Moralitäten unserer Rhoswitha (980) das bedeutendste; sie sind von Terenz angeregt, obgleich sie dies in ihrer Form keineswegs verrathen; sie erscheinen vielmehr rein als dialogirte Erzählungen. Wir würden sie hier nicht erwähnen, da sie lateinisch sind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhunderts wenig in Betracht in einer Literarhistorie kommen können, allein diese Stücke wurden bekanntlich in den ersten Zeiten der Wiedererweckung der alten Literatur, die zugleich unser Schauspiel erst in Aufnahme brachten, durch den berühmten Celtes hervorgesucht und publicirt und eines derselben, der Abraham, auch von Adam Werner von Themar ins Deutsche übersetzt [479]), der in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts an dem pfälzischen Hof die Rolle eines Niclas van Wyle spielte, in Prosa horazische Satiren, virgilische Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutsche übertrug. Dazu kommt, daß ihre Art der Behandlung der Legende den folgenden Zeiten so natürlich war, wie ihr selbst. Den dialogisirten Theophilus [480]), der schon oben erwähnt ward, würde Jeder bei einiger blos äußeren Zurichtung so gut in der Reihe der Erstlinge des Schauspiels sehen, wie die Stücke der Rhoswitha. Es ist ganz derselbe dialogisch-epische Gang mit knapper Angabe einiger Zwischenhandlungen. Ja dieser ganze Ton und diese ganze Bearbeitungsweise herrscht noch viel später in Schernbeck's Spiel von Frau Jutten [481]) (1480). Die Teufel spielen hier ganz dieselbe schlechte Rolle wie im Theophilus; so viel Anlaß in dieser Sage von der Päbstin Johanna zum Scherze war, so ist doch Alles ganz

---

nouard poesies des Troub. II, 139.; eines von der Geburt; vier lateinische von Monmerqué herausgegeben über die Magier, den Kindermord, die Auferstehung und Erscheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Mysterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichrist bei Pez thes. II, 3. Drei vulgarfranzösische, worunter ein Fragment einer Auferstehung, von Jubinal 1834 herausgegeben. Im 13. le jeu du Pélerin und de Robin et de Merion, ed. Monmerqué 1822 beide laienhaft, das Mirakel von Theophilus von Rutebeuf u. a. Im 14. 40 Mirakel in Mſ. 7208. der kön. Bibl. in Paris u. ſ. f.

479) Cod. Pal. N. 298.

480) In Bruns altplattd. Gedichten.

481) Gedruckt in Gottsched's nöthigem Vorrath zur Gesch. der deutschen dramat. Dichtk. 2. S. 84.

ernsthaft gehalten. Die Fürbitte der Maria für Frau Jutta, die widerstrebende Einwilligung Christi sind sogar einzelne Reminiscenzen an den Theophilus, und die Structur des Ganzen ist durchaus gleich, durchaus noch ebenso aller dramatischen Oeconomie entfremdet. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogische Mysterien, die ihre Herkunft aus den contes devots sehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann [482]) mitgetheilt hat, ist recitirende Erzählung oder episches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Mysterium von der Auferstehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Recitirte, die Handlungen der Recitirenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt [483]).

Wir wollen die wenigen Mysterien und gottesdienstlichen Stücke, die uns aus den Zeiten vor der Reformation im Druck oder sonst bekannt geworden sind, kurz erwähnen, und von ihrer rohen Beschaffenheit einen ungefähren Begriff zu geben suchen. Das älteste darunter, indem wir nur von fern aus dem Lateinischen heraustreten, ist das Leiden Christi [484]) in einer Tegernseer (Münchner) Handschrift des 13. Jahrhunderts, ein knappes, für den Gesang bestimmtes Stück, in dem nur wenige Strophen, weltlicheren Inhalts, grade nur das, was die Weiber, ein Kaufmann, der Schächer, Longinus, Pilatus, nichts aber, was Christus zu sagen hat, deutsch sind. So haben wir ein viel späteres Stück aus einer Handschrift von ca. 1380 [485]) vor uns, ein ganz rohes Passionsspiel, kaum Dialog zu nennen, worin die deutsche Rede bei allen profaneren Nebenpersonen in einen scherzhaften Ton überstreift. Dies Stück ist ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogischen Un-

482) horae belg. V.

483) Im Gespräche erhält ein Soldat die Weisung Christi Seite zu durchstechen, dann geht es fort:

Il prist la lance, cil feri
al quer, dunt sanc et ewe en issi;
si li est as mainz avalé,
dunt il ad face muillée
et quant à ces oils le mist,
dunt vit à neire, e puis si dit,

worauf der Dialog wieder anhebt.

484) Hoffmann's Fundgruben II. 245.

485) Cod. St. Gall. N. 919. Mittheilung von Herrn Pfeiffer.

erschriften, und Mone hat ganz richtig aufmerksam gemacht, wie alle jene Evangelienstücke, welche die ganze Reihe der Handlungen ohne innere Einheit darstellten, den Zeichnungen des Mittelalters analog seien, auf welchen der Verlauf einer Geschichte in getheilten Gruppen vorgeführt wird. Auch jene Passion schwankt noch zwischen Gesang und Rede, zwischen Latein und Deutsch; obgleich einige Szenen blos deutsches Gespräch enthalten, so scheint es doch anderwärts, als ob das Ganze im lateinischen Texte gesungen, und zu dessen Verständniß alsdann das Deutsche blos nachgesprochen worden sei [486]. Auch ein ludus de nocte Paschae ist halblatein, der Anhang zu dem Spiel von Marien Klage [487], dem einzigen einigermaßen erträglichen Reste, den wir aus dieser ganzen Gattung überhaupt besitzen. Hoffmann versuchte dasselbe in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückzusetzen, es wird aber dem 14. Jahrhunderte angehören, wie alle die nächstanzuführenden Stücke, die wir von diesem Schlage besitzen. Das Ganze ist sehr einfach, ganz eigentlich das, was der Titel sagt, Marien's und Johannes' Klagen am Kreuz, beweglich und mit einer größeren Wärme ausgedrückt, dem Gesange bestimmt und günstig, so daß es vielleicht von Interesse wäre, wenn sich ein Enträthseler der Noten fände. Ein Spiel von St. Dorothea [488], das uns in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts erhalten ist, ist vielleicht eins und dasselbe mit einem Stücke über diesen Gegenstand, von dem wir wissen, daß es 1412 in Bauzen aufgeführt ward. Es ist schon gesprochen, aber ganz kurz, holzschnittartig, die Reden auch hier so, als sollten sie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. Gottesdienstlicher als dies ist ein Spiel von Mariä Himmelfahrt [489], in einer Handschrift von 1391, das mit dem Abschied der Apostel von Maria beginnt, und mit der Zerstörung Jerusalems endet: es ist mit Predigten der Apostel, mit

---

486) Z. B. Tunc Jhesus respiciens mulierem cantat: Nemo te condempnavit? respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

vrouwe ist ieman hie, der dich versteine?
genade, lieber herre, nein.
vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. f.

487) Hoffmann's Fundgruben II.

488) Ebenda.

489) In Mone, altd. Schauspiele, 1840.

Bekehrungen, mit lateinischen Hymnen, die die Jünger, mit deutschen, welche die Heiden singen, durchflochten. Eben so roh ist die Zurichtung eines Stückes aus derselben Quelle von der Auferstehung Christi [490]), das aber darin wieder eine neue Seite bietet, daß es durchgängig weltlicher, muthwilliger, komischer gehalten ist; Zwischenspiele sind eingeschaltet von ganz derber und burlesker Haltung, im Stile des Morolf. Eben dieser Ton bricht auch in einem andern Osterspiele [491]) von Besuchung des Grabes und von der Auferstehung durch, sogar in den Stellen, die Christus als Gärtner zu den Frauen zu sagen hat.

Im 15. Jahrhundert erhalten wir einzelne Mysterien von etwas complicirterer und mehr ausgebildeter Art von sehr erweitertem Stoffe und Personale, und zugleich einige Winke, wie es bei der Aufführung dieser Werke herging. Ein Passionsspiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Personen, und ist wahrscheinlich so ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäistifts in Frankfurt vorschreibt [492]). Wir wollen uns an ein anderes Stück halten, das in sich selbst die Art und Weise der Darstellung vorschreibt, und das uns zugleich aus dem andern Grunde merkwürdig ist, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtschaft die Mysterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menschlicher Erlösung stehen, von dem wir oben gesprochen haben. Es ist bekannt, daß in Italien die Mysterien je nach ihrem neu- oder alttestamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren sogar bezeichnet wurden. Ich habe nun ein solches Stück vor mir [493]), das 1514 von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Man würde nicht glauben, daß dies weitläufige Werk zur Aufführung bestimmt gewesen sei, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander actenweise aufgeführt wurden,

490) Ebenda.

491) Bei Hoffmann l. c. Stellen in Wackernagel's Lesebuch.

492) S. Fichard's Frankf. Archiv, III.

493) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Register oder Ordnung von den geschichten der Marter und Leyden Jhesu Cristi u. s. w. — Auch in einem älteren dogmatischen Gespräche (bei Mone l. c.), wie es der Herausgeber nennt, erscheinen schon jene Parallelen, die Prophezeihungen des alten Testaments mit den Beweisen aus den Thatsachen des neuern.

woher auch die Benennung der Acten in dem spanischen Schauspiel (jornadas) rührt, daß noch später z. B. der Saul von Mathias Holzwart (1571) 50 Acte füllte und hundert redende und fünfhundert stumme Personen beschäftigte, oder die tragico-comoedia apostolica des Johann Brummer (1593) 246 spielende Personen brauchte. Dies letztere Stück ist noch in ganz ähnlicher Weise nach Ordnung der Capitel der Apostelgeschichte dialogisirt, und der Verfasser hat nach der Zueignung zu diesem Stücke auch die Geschichte Jesu eben so dramatisirt, wie wir sie etwa hier in dem älteren Mysterium vor uns haben, nur daß dieses durch die Figuren aus dem alten Testamente unterbrochen ist. Daß auch dieses Stück wirklich aufgeführt ward, sieht man aus dem Eingang. Es wird vorgeschrieben, daß die Personen des Spiels, deren eine unzählbare Masse sind, herrlich und ehrlich auf das Gerüste geführt und jeder in seinen Sessel gesetzt werde, dann hebt männiglich an zu singen veni sancte spiritus, und dann singen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Dirigent des Spiels ermahnt dann das Volk in einem Prologe zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung in Scenen geht nun die Geschichte Christi mit Johannes dem Täufer an, in unzähligen schnell wechselnden kurzen Dialogen, welche gesprochen werden, unter gelegentlichem willkührlich gewählten Chorgesang des jüdischen Volks wird man durch das ganze Evangelium, alle Wunder, Geschichten und Predigten durchgeschleppt, und der Rabbi und der Kaiser Tiberius und Gott Vater sitzen alle nebeneinander und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an sie kommt. Diese dialogische Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Intermezzo aus dem alten Testamente, eine Persiguration, und diese steht in einem oft ganz leisen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geschichte der Susanne vor dem Vorfall zwischen Christus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jesu in Jerusalem eingeschaltet, die letzte, weil das Volk mit eben dem jauchzenden Zurufe den Herrn empfing, wie einst den Sieger David; so der Verkauf Josephs bei Gelegenheit von dem Verrath des Judas u. s. w. Zu diesen Zwischenspielen nun wurden meist solche leichtere Themata aus dem alten Testamente gewählt, die in sich eine schlichte Einheit der Handlung und einen dramatischen Charakter schon trugen, die daher viel

näher zu einer klassischen Form leiteten, wie nachher bekanntlich das Aufgreifen der Novellenstoffe für das Drama der Vollendung des neueren Schauspiels weit schneller zuführte, als vorher die Historien, oder die epischen Dramen, welche letztere aus diesen Mysterien ihre freiere und gedehntere Form entnahmen. Bekanntlich wurden die Susanne, Haman, Esther, Samson, nachher die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke aller Länder, und es blieb von diesen Mysterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel, wie im Hamlet, wie bei Jacob Ayrer, liebte, daß man dazu oft den Stoff aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler nahm, daß man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz simple Structur dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigeren tragischen Stücke (selbst in der Geschichte der erneuten Aufnahme des Schauspiels im 18. Jahrhundert in Deutschland) und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Mysterien.

Was sich in Deutschland aus dem Mysterium bildete, was sich in dieser Gattung oder, wenn man will, was sich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzosen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns erneute, ist gegen das Fremde so wenig der Rede werth, wie unsere Allegorien. Wie Ariost auf der Höhe der künstlerischen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der prosaischen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meister der eleganteren Volkscomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatisirten bäuerischen Schwanks oder Characterlustspiels und Shakespeare als Koryphäe der gesammten volksmäßigeren dramatischen Kunst der neuen Zeit erscheint, so steht als Vollender des Mirakels und Mysteriums, der Allegorie und der Moralität Calderon in seinen zwischen Tiefe und Grundlosigkeit, zwischen Erhabenheit und Plattheit, zwischen mystischem Scharfsinn und Unklarheit, zwischen Werth und Unwerth schwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die sich innerhalb dieser Uebergangszeiten von der Ritterpoesie zu unserer neuesten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben nur fast überall die ersten roheren Anfänge, wir lassen sie liegen, wir nehmen sie, das Fremde nachahmend, mistrauisch und furchtsam wieder auf, wir werfen

dies endlich wieder in einem gewissen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles dessen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beispiel hinterließ, das Vorzüglichste, aber am spätesten. So haben wir Mysterien vor fast allen anderen Nationen aufzuweisen, und sollten wir nicht als solche biblische Stücke die Klopstockischen, als die letzte Moralität Lessing's Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unserer Literatur bleiben wird, wenn er auch nicht als streng poetisches Kunstwerk gelten soll. So haben wir auch Fastnachtsspiele in schriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komischen freilich sind wir uns noch schuldig geblieben. Wie weit bei uns die grelle Mischung des Burlesken und Heiligen in den Mysterien ging, läßt sich nicht bestimmt sagen; wir bemerken aus der angeführten Reihe von Stücken, daß diejenigen, die mit komischen Szenen wechseln oder ganze burleske Zwischenspiele einschalten, die Minderzahl sind; erst im 16. Jahrhundert nach der Ausbildung des dramatischen Schwankes und der ganzen grobianischen Literatur des Volkes scheint die Einmischung des Komischen häufiger geworden zu sein. Die oben berührten zwei oder drei Stücke von launiger Färbung, und eine gwisse Gewandtheit der schnurrigen Darstellung in dem angeführten Osterspiele beweisen uns übrigens, daß uns diese gemischte Gattung auch schon im 14. Jahrhundert nicht fremd war. Die Entstehung ist auch zu natürlich. Die Geistlichen und Mönche hatten von jeher Joculatoren und Lustigmacher in Klöster und Kirche zugelassen, sie brauchten sie vielfach für ihre Prozessionen, sie ließen ihre komischen Darstellungen in der Kirche zu; Handschriften von lateinischen Mysterien in Deutschland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatischen und musikalischen Kunst ein Gewerbe machten. Es bildeten sich im Gegensatze ernste und lustige Darstellungen nebeneinander, denn jedes Fest theilt sich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Succession ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unsern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholischen Osterfeier im Großen sehen. Markt und Messe mit all ihren natürlichen und gekünstelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernsten Feier das komische Zwischenspiel schon in der Wirklichkeit. Das erwähnte Osterspiel bildet dies ab: es wechseln ernste Sing- und Spruchstellen von dem Begräbniß und der Auferstehung

Christi mit Marktszenen zwischen einem Kaufmann und seinem Diener, seinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geschmacke des Possenspiels sind die Personen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelszene zwischen Mann und Weib u. dgl. [494]). Tief aber hat in Deutschland schwerlich die Verbindung von Mysterium und Possenspiel gegriffen. Wir nahmen Alles ernst und gewissenhaft, was unsere fränkischen Nachbarn leicht und locker nahmen. Wie die französischen Legenden an Frivolität und übler Licenz vor den deutschen vorstehen, und viel ärger in das Gottlose und den obscönen Schwank überspringen, so sind auch die französischen Mysterien eben so selten vom Komischen entblößt, als die unsern scheint es selten damit verbunden sind. Die Feste selbst trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wissen wenigstens nichts von Narren- und Eselsfesten der Art, wie sie in Frankreich gefeiert wurden, und es ist kaum eine Spur unter uns von den ausschweifenden Localfeiertagen, wie sie sich dort so oft finden. Wir schoben selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Cöln und nach Wien, in eben die Grenzländer, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben mit dem wir jedes Scharfe und Eigensinnige auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Sekten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Wie voll Unschuld sind unsre Weihnachtfeste! wo es Prozessionen bei uns gab, sind sie sehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten an St. Burchard und St. Martin, auf Pfingsten und Ostern hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine

494) Dabei wird der Ritterton parodirt:
frane liebe frane mein,
dass ir immer selig müsst sein,
vergib mir, dass ich dich habe geslagen
gar hartlich an deinen kragen u. s. w.

ernste Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's tolerante Opposition gegen die Fastenmaskeraden ihren Misbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, das bischen Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen ganz zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Farce zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, nicht getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbstständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach subjectiv, als das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder fremder Thorheit und dergleichen empfinden. Nichts ist auch seiner Natur nach so gegenwärtig, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Lustspiel kann sich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beschäftigen; es ist daher das natürliche Product einer Zeit, die ganz auf sich selbst gerichtet ist, und die ihre Laster als Thorheiten zu belachen geneigter ist, denn als Todsünden zu verfluchen. Das aufkommende Possenspiel mußte daher auch nothwendig die lateinische Sprache aus dem Schauspiel verdrängen, denn der lose Scherz, der darin herrschte, war nicht für die Gelehrten von römischer Gravität berechnet, sondern für die Masse. Nichts ist ferner in seinen ersten Anfängen so plastisch wie das Komische. Körperliche Gebrechen und Auswüchse, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet sind, sind die ersten Gegenstände, die uns die Natur selbst zum Lachen darbietet, ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Gesichtern, die Carricatur, das Groteske ist der erste Versuch, das Komische in die Kunst überzuführen. Daher ist der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, welchen die plastische Stimmung der Zeit bald in der

Wirklichkeit und auf Erden wandelnd dachte, die ursprünglichste Gestalt der neueren Carricatur und die komische Figur der himmlischen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwänken und Possenspielen dieser Zeit dürfen wir darum nie vergessen, die äußerste Entstellung und Verzerrung in den dargestellten Figuren hinzuzudenken, um den Effect, den diese oft witz- und geistlosen Dinge machten, etwas errathen zu können. Es ist endlich nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur, wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß sich wieder zum Narren halten lassen; und ganz recht sagt Falstaff, er sei nicht allein selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden. Das Komische hat daher die Gesprächsform seit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die so verschiedene Satire des Lucian und des Horaz; und sogar die lateinischen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komische, das im Contraste sein ganzes Wesen hat, bildete sich schon innerhalb der ersten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Mysterien im Gegensatz gegen diese selbst. Sobald es sich dialogisch und dramatisch gestaltet selbstständig abschied, erscheint es in einem gleichmäßigen Gegensatze gegen das Epos und das Trauerspiel. Das Epos ruht auf Tradition, das Lustspiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene seine Quelle ideal, dieses durch die seinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter seinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Lustspiele ist wie in der Satire die Hauptsache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es steht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält diese in seinen Anfängen vergröbernd fest, es freut sich in diesem an und für sich rein unpoetischen Elemente, mit dem die Phantasie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch sonst ganz unpoetische Nationen sich in diesem Gebiete nicht ohne Glück versucht. Ernste Menschen haben daher das eigentliche Possenspiel von jeher gern ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moralischen Werth, und auch diesen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Sublimität in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In solch einer Zeit stehen wir jetzt, und wir erkennen, daß

sich das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenso den Mysterien gegenübersteht, wie die Fastenpredigten dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill, Parodie und Schwank die Poesie und die Sprache alles Reizes und aller idealen Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefste in alle Zustände der gemeinsten Wirklichkeit sich herabgelassen hatte, fühlte man nachher erschreckt die Vulgarität der Literatur und des Lebens, und sprang in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und gestaltete aus ihren Stoffen das Trauerspiel, dessen Eigenheit es ist, daß es uns in einer unpoetischen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn so wenig das Lustspiel einen Gegenstand der Vergangenheit, so wenig trägt das Trauerspiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier also müssen wir geschichtlich diese derben Possen neben ihren Gegensätzen sehen, um sie nur erträglich zu finden; als poetische Erzeugnisse tragen sie nicht dies Gegensätzliche in sich, wie sie sollten. Es gehörte durchaus nordische Sitte dazu, das rein Bäurische und Unschickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernstücke in Bauernsprache, sie haben die Tancia des jungen Michel Angelo Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauspieler mehr finden. In Deutschland aber haben wir Holbergische Schauspiele mit der rechten Entfernung von aller theatralischen Manier aufführen sehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachsischen Fastnachtsspiels auf der Bühne nahe gekommen sein. Das südliche Lustspiel wagte sich später nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle sprang man zu jenen empfindsamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch spät im wahren Bauernkreise hielt und diesen Gegensatz gaben wir schon ganz frühe bei dem groben idyllischen Liede der östreichischen und schweizerischen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den untersten Ständen ihrer Natur nach zusammen und hält sich mehr oder minder in dieser Sphäre, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden so künstlerisch, so flach, und hing sich so an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordischen Reinhart Fuchs kommt;

ihr innerer Werth in Athen sank mit dem feineren Geschmack, wie der der römischen, als der Plautinische Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Lustspiel für das feinere Publikum zu, wie es gehen wollte, Deutschland verschmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, so lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte versprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden so ungünstig nicht; allein im 15. Jahrhundert hatten unsere Fastnachtsspiele noch gar so viel mit den Anfängen zu kämpfen; später lösten sie sich gleichsam in Dialoge und Pasquille auf, da sie alles Bestreben nach einem Kunstwerth gegen das nach practischer momentaner Wirksamkeit aufgaben. Eine gründlichere Anlage aber ist in den rohen Stücken des Rosenplüt und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen, so wie diese ganze Zeit im Keime alles verspricht, was die neueste Zeit theilweise gehalten hat.

Die Stücke des Rosenplüt[495]) zeigen unsere Bühne allerdings noch im 15. Jahrhundert in roheren Anfängen, als die Sotheiten und Börden die niederländische im 14. Es sind Possen, oft nicht ohne ihre gute und ernste innere Bedeutsamkeit, wie wir schon oben bei Gelegenheit des Spiels vom Türken sehen konnten, die aber zur Fastnacht entstanden sind, der Quelle unseres neueren Lustspiels, wie es die Bachusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterthums waren. Vielleicht verräth auch dies einen geheimen Zusammenhang des Lustspiels mit dem Thierepos, dieser älteren Gestaltung des Komischen mit jener jüngeren. Warum soll es nicht erlaubt sein, bei Gelegenheit dieser Possen einen Einfall zu wagen, der vielleicht manchem närrisch vorkommen wird? Das Hofnarrenwesen haben schon andere als eine Vorstellung der ursprünglichen Menschengleichheit angesehen; die Licenz, die man sich zu Fastnacht erlaubte, stellte diese Freiheit gewiß noch mehr vor; man hat daher die Saturnalien der Römer so oft verglichen, die denselben Zweck hatten. Wie wenn der geheime Sinn der Fasten dahin gegangen wäre, auch die Thiere, die einzigen Sclaven der christlichen Welt (die auch das Judenthum mit ganz eigner Pietät in seinen Gesetzen bedacht hatte) und daher eben nur die Thiere, welche dem Men-

495) Cod. Dresd. 19. Cod. Monac. N. 714. Einzelnes ist in Gottsched's nöthigem Vorrath und in Tieck's deutschem Theater gedruckt.

schen Dienste thun und nicht die Fische z. B., in diese allgemeine Freiheit einzuschließen und ihr Leben in dieser Zeit zu verschonen, wo der Mensch zwischen Feier und Ausgelassenheit wechselte, zwischen Erhabenheit und Erniedrigung, wo er von seinem Rechte etwas nachzulassen sich aufgefordert fühlen mußte, da an diesen Tagen Christus selbst, als er am göttlichsten war, sich zum Menschen, zum Opferthiere, zum Gespötte der Menge dahin gab! Dem aber sei wie ihm wolle, kurz die Mummereien an diesem Feste führten natürlich mit der Zeit auf regelmäßigere spaßige Aufführungen. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her) zogen in das Haus eines Bekannten, eines freigebigen Reichen, und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmause, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Die Bühne wird gleich gemacht gewesen sein; es ging dabei wohl her, wie bei den Darstellungen des Sevillaner Goldschmieds Lope de Rueda, von denen Cervantes erzählt: die Spieler führten ihre ganze Garderobe in einem Sack mit, ein Paar Schäferkleider und Bärte, sie stellten vier Bänke ins Quadrat und legten ein Paar Bretter darauf; und das war Alles. Mit solchen Anfängen, durch Gesellen, Nachtwächter, Musikanten erneute sich unsere Bühne im 18. Jahrhundert, mit Intermezzen und sogar mit Mysterien um Fastnacht. Die Zoten und Unflätigkeiten, an denen man sich hier ergötzte, die man sich hier erlauben durfte [496]), da man „zu Fastnacht fröhlicher sein dürfe als zu Karfreitag," und für die nur am Ende jedesmal um Entschuldigung gebeten wird, falls man es zu arg gemacht, falls man zu grob gesponnen habe, reichen wohl an alles, was sonst in der deutschen Literatur Aehnliches existirt und vergleichen sich fast den ältesten italienischen Farcen, worin das über alle

---

496) Im alten Hahnentanz:

> Ob yemant darynn zu grob het gesprochen,
> das reymt sich nit in der andern vastwochen,
> und lasst das euch wol gevallen
> und habt es keim vor übel unter uns allen;
> wann wen wir yetzund nit frölich finden,
> den wolt wir zu Tampach in pan lassen verküuden.

Begriffe geht. In einem ausdrücklichen Stücke wird das Recht der Fasten und der Fastnacht gegen einander abgewogen: es soll das Kopfhängen der ersten und das Toben der andern gegenseitig nicht übergreifen, jedem solle seine Ehre bleiben. Die Ehre der Fastnacht ist die Inconvenienz, das Verspotten alles Schicklichen ist die Seele der Fastnachtspossen. Formell ist oft noch kaum das Schauspiel zu erkennen, Rosenplüt selbst nennt auch noch z. B. ein verirendes Ausschreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeste des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenseitiger Klagen der verschiedenen Stände Fastnachtsspiele. An Intriguen ist bei den meisten der Rosenplütschen Stücke nicht zu denken, sie sind bloße Dialoge, wie das von den sieben Meistern; blos eine Reihe von Anträgen an Jungfrauen, oder von Rathschlägen, wie in dem Jüngling, der sich verheirathen will, und dann wird man an die Priameln erinnert, deren Rosenplüt sehr schöne gemacht hat; es ist etwa eine Jahrmarktsszene [497]); Käufer fragen die feilhaltenden Weiber mit versteckten Unfeinheiten nach dem Preise ihrer Linsen, Feigen und anderer Früchte; bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsstücke aus den alten britischen Romanen von Artur's Krone, Luneten's Mantel u. dergl. sind bei ihm selten; Kupplergeschichten und Ehescandale und bäurische Hochzeiten gelten dann hier und bei Hans Folz, Hans Sachs und Ayrer so gut als Lieblingsstücke, wie im Schwank. Vieles trägt alle Zeichen der unmittelbarsten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerszenen der Gegenstand sind. Hier und da besteht der Witz wesentlich in Verspottung des Ritterstandes, in Parodie des zarten Minnedienstes, in Persiflage des geistigen und ascetischen Lebens. Keine Form ist aber in dem Schauspiel der ersten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Rosenplüt wendet sie häufig an: einigemal, um in die Ehegeheimnisse [498]) grundtief einzuweihen; und die dreist-unschuldige Miene, mit der diese Dinge behandelt werden, konnte sogar den ehrbaren Gottsched bewegen, ein Stück dieser Art drucken zu lassen. Aber auch außer

497) Cod. Dresd. p. 345.

498) So in dem Stück, das Gottsched 2. S. 62 abdrucken ließ; in dem Bauer mit dem Fleischgaben Cod. Lips. p. 338.

diesen Fastnachtspielen, auch im Schauspiel überhaupt, auch in anderen Werken ward diese Form des Prozesses damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geschätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meist solche Klag- und Prozeßstücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß sie zum Theile der Schauspielform außerordentlich nahe kamen. Die große Comödie des Dante kann man aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder [499]), also jene altfestlichen Aufführungen, die wir als die frühesten dramatischen Actionen ansehen können, gehören hierher. Komische Rechtsfälle waren so vielfach, erinnerten wir schon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Comödie des Aristophanes dreht sich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, der Theophilus, der Salomon und Markolf, die man zum Theile mit Recht, aber nur nicht mit den rechten Gründen, als Rudimente des Schauspiels angesehen hat, alle sind solche Prozesse; die Lieblingsstücke aus der Bibel, Susanne, Haman, Hiob, aus der römischen Geschichte, Lucretia und Virigina nicht anders; die Todtentänze, das jüngste Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erste Stück des Hans Sachs, der Venusberg ist ein solcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel, die so beliebten Urtheile des Paris, die Wettstreite der Götter gleichfalls; die englischen und französischen Moralitäten sind häufig nichts als Prozesse, gammer gortons needle eben so. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem diesem Einzelnen angesehen werden, so sehr wird da das gerichtliche Verfahren in bester Form beobachtet. Diese Erscheinung zu erklären ist aus vielen Gesichtspunkten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; das Geschrei nach Gerechtigkeit und Auflösung der Gewalthaberei und Anarchie war allgemein; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß und Ansehen am frühesten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die

---

499) Flögel's Gesch. der kom. Lit. IV. S. 9.

Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide repräsentirten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juristen und diese standen im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form. Es war gerade recht und stimmt mit den ganzen Richtungen der Zeit überein, daß man im Leben und in der Schrift die Menschen an Urtheile über Thaten und Unthaten, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster nach den Entscheidungsgründen der menschlichen Vernunft gewöhnte und von der blinden Furcht vor Gewalt in der Wirklichkeit und von Willkühr in dem letzten Spruche der Gottheit über das Heil der Seele erlöste. Bald werden wir bei Gelegenheit des Narrenschiffs sehen, wie es durchdrang, die menschlichen Fehler nicht mehr nach den dogmatischen Sätzen der Bibel allein zu verdammen, sondern nach der Natur und den Verhältnissen der Menschen selbst zu beurtheilen.

Die Initien unseres Schauspiels liegen fast allein in Nürnberg. Rosenplüt, Hans Folz, Hans Sachs, Probst, Ayrer bilden den Kern der Dramatiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Barbier Hans Folz dichtete Schwänke und Fastnachtsspiele neben oder gleich nach Rosenplüt; schon 1447 gibt es Erzählungen von ihm. Er soll bei seiner Badestube eine Druckerei angelegt und darin seine eignen Werke gedruckt haben. Es ist mir zu wenig von ihm bekannt, und was mir bekannt ist, ist zu wenig von dem allgemeinen Anstriche dieser Dichtungen, von ihrer großen Rohheit und Ungenießbarkeit, verschieden, als daß ich mich bei ihm aufhalten könnte. Was auch andere über ihn geschrieben haben, ist nicht zur Benutzung und kaum zur Nachweisung tauglich [500]. Von Hans Sachs

500) In Meusels histor. lit. bibl. Mag. IV. S. 118 sqq.

handeln wir später. Seine Spiele sind im Anfang noch von der
oseren Natur der Rosenplütischen; dann adoptirte er die klassische
Form und ist in so fern epochemachend. Dazu haben ihm die
erenzischen Stücke und später noch näher die scenica progymnasmata
des Reuchlin, die er 1531 übersetzte [501]), den Anlaß gegeben. Erst
eit der Uebersetzung des Terenz treffen wir in Deutschland ordent-
ich in Acte und Szenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Lustspiels ward in Deutschland
nit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo sonst. Die Stücke
der Rhoswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten
natürlich die Humanisten zur Lectüre des Terenz nicht nur, sondern
auch zur Nachahmung auffordern. Celtes selbst war darin nicht
glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber [502]), das schon
früher, 1497, in Heidelberg in dem Hause des berühmten Johann
Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, und 1498 im
Drucke erschien, ist ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten
und Neuen, denn es behandelt in der klassischen Form und Regel-
mäßigkeit einen durchaus deutschen Stoff. Auch später haben Locher,
Hegendorf u. A. versucht, in lateinischen Stücken das Deutsche und
Antike sich die Hand reichen zu lassen, allein mit weit geringerem
Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf
Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen,
um die Schüler im Conversationslatein zu üben, und in demselben
Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in diesem
Zwecke gedruckt und von der Jugend dargestellt [503]). Auf allen
Schulen interessirten sich seitdem die Humanisten, selbst Melanch-
thon, für diese Sitte, und man ließ sogar deutsche Stücke im 16.
Jahrhundert schon zu. Da die Schulen in Norddeutschland sich
schneller und weiter verbreiteten und solider wurzelten als im Süden,
wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ward dies eine
Hauptursache, warum das Schauspiel gleich im 16. Jahrhundert,
obgleich seine Entstehung und erste literarische Begründung in Nürn-
berg so ausschließlich lag, im Norden von Deutschland weit allge-

501) Ein Comedi mit 10 Pers. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein ge-
macht, der Henno.

502) Abgedruckt bei Gottsched im zweiten Band.

503) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam
continentes.

meiner wurde. Wir haben schon oben gehört, daß die letzten mystischen Religionswerke in Niederdeutschland noch einmal so bevorzugend gepflegt wurden; auch die Mysterien gehörten darunter, und so treffen wir in Eisenach und Bautzen auf die ersten Darstellungen in Deutschland. Aber auch die Gegensätze gegen diese Heiligkeiten, die Eulenspiegel und Reineke Fuchs, gingen von Niederdeutschland aus, und die Possenspiele schlossen sich natürlich an. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von szenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man schon im 15. Jahrhundert die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten [504]); man richtete den lateinischen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu; in Magdeburg war nächst Nürnberg wohl ein Hauptsitz für die ersten regelmäßigen Darstellungen; in Zwickau stellte Paul Rebhuhn, einer der ersten kunstmäßigeren Bearbeiter deutscher Spiele, seine Stücke, die er zum Nutzen der Jugend geschrieben, mit Bürgern vor [505]); in Hildesheim, in Lüneburg finden wir im 16. Jahrhundert fürstliche Personen mit dramatischer Dichtung beschäftigt; in hochdeutsche Stücke fand in einzelnen Personen der platte Dialect Eingang, wie denn die Volksmundarten in dem italienischen Lustspiel bekanntlich eine Hauptbelustigung ausmachen; in Leipzig entdeckte Gottsched zu seiner Freude um 1520 die ersten Spuren dramatischer Dichtung; und kurz wir werden es später genauer sehen können, wie sich das Schauspiel nach Norden hauptsächlich hinzog. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Producte nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählig werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach

---

504) Gottsched's nöthiger Vorrath I. S. 33.
505) Ebend. S. 66.

jener Concentration im 13. Jahrhundert das Nordwestende und Oestreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erste Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen [506]). Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise des Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen Anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf [507]), obgleich einige dem Nydhardt die Uebersetzung der heidnischen Stücke übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Comödie machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen vertirte und den noch späteren Reimübersetzern Episcopus (1568) und Bapst (1596) vorging, eine scharfe Opposition gegen die überchristlichen und hypermoralischen Eiferer gegen diese Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab sein Ansehn hinzu und übersetzte 1511 die Menächmen und die Bacchides des Plautus [508]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernst überging. 1539 konnte schon ein neuer Uebersetzer des Terenz, Valentin Boltz [509]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, schimpflichen, fleischlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verstehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die schöne Kunst durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott selbst. Dieser traf aber auch schon in die Zeiten, wo Lucian schon lange (seit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten so selbstständig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieser schon Gott weiß woher, sogar den Plutus von Aristophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm, Muschler und

506) S. bei Gottsched I. S. 37.

507) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latien zu Tütsch transferiret ꝛc. Strasb. 1499.

508) Zwo Comödien des synreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutscht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht sah.

509) P. Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

Greff (1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Autoren verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrhundert die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unsere Bühne zu bereichern, sondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so vielleicht noch früher in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der originalen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannte ich schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota und seiner Fortsetzer [510]), die 1501 in Sevilla gedruckt ward und bei dem damaligen Zusammenhang Deutschlands und Spaniens und bei der Berühmtheit, die das Werk erlangte, leicht zu uns überwandern konnte.

4. Satiren, Narrenschiff und Reinecke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Didaktik umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung auf die moralische Natur der Nation, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander

510) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augsp. 1520. Dieze (Uebersetzung des Velasquez S. 389) hat nicht gewußt, daß dies Stück ins Deutsche übersetzt ist.

ind brachte eine ungeheure Masse von moralischen Anecdoten und Erzählungen aus dem ganzen Gebiete der alten Geschichte und Cultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns und der Gesinnung in Versen und in Prosa erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesundem Sinn, von ächter Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen totalen Revolutionen der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die intellectuellen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelt, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß eine wirkliche Virtuosität in Lebensklugheit, eine wirkliche moralische Intelligenz durch die Nation ging, so daß man wohl sieht, nur in Deutschland war so viel Sitte bei so viel physischer Gesundheit und Kraft, daß eine Regeneration, wie die in der Reformationszeit möglich ward. Daß in der That diese Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in so vielen großen und kleinen didactischen Poesien oder Lehrsätzen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jahrhunderts hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur die desto gründlichere Reaction hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vintler zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es ist schon 1411 geschrieben und ich hätte es bereits unter mehreren Titeln erwähnen

können. Im Anfange erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es ist auf dem Grunde der flores virtutum erwachsen, der Verfasser „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, da er selbst, wie er sagt, „hüpscher vindeler" ist, alle möglichen Lehren und Beispiele zusammen [511]), aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Heiligen und Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dies alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buches übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit und feierlichen Andacht an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm in seinem Werke helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Lastern, Tugenden und Leidenschaften durch, gibt Definitionen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Autoritäten, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Zoologie, und dann einige Beispiele und Anecdoten, die der Mehrzahl nach aus der römischen Geschichte und dem Leben der Altväter entnommen, also sehr verschiedenartig unter sich sind. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die mystischen Figurenbücher, mit denen das Buch auch gleichzeitig entstanden ist; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Exempel auf die Lage der Zeit macht zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die obenbesprochenen Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählig legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern

---

511) Ausg. von 1485. a. 3.

Ich han durchsucht flores virtutum
das do ein welsches Buch ist,
das han ich gemacht zu diser frist,
das es teutsche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur,
die zu tugent gebent steur,
die han ich pracht all zu eynander u. s. w.

mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts bessern kann [512]). Weiterhin aber geht er allmählig in einen ganz anderen Ton über, läßt die Beispiele der Vergangenheit fast ganz fallen und die Sprüche seltner werden, wendet sich ganz auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr wie vorher an den Geschmack der Mystiker, an den der Satiriker, an Brant und in einigen Stellen, wo er seine Lehren auf Sprichwörter und die dazu gehörigen Holzschnitte bezieht, an Murner [513]); und da das Buch 1485 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward (obgleich es nie zu großer Wirksamkeit gekommen zu sein scheint), so versparte ich seine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenstand seiner moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffahrt der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift er vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der damaligen untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte, so daß man sie halten sollte wie die Hunde, damit sie zur Besinnung kämen. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und

---

512) Ebend. f. 6.

So ist aber yetz mancher herr,
der do nit will haben wird noch er,
daz belaib also bei seinem alten sit,
wan ich mag es doch gewenden nit,
und ich mich denn vast darumb swend,
und verleuß die weil all mein zend,
wer legt mir denn ab den schaden mein,
davon so will ich mit gemach sein.

513) Ebd. y, 5. 6. Wucherer blasen sich den Staub ins Auge; und dann:
„wer sich gern mischet unter die kley,
den fressen die seu mit dem prey."

Ihn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden und Bosheit treiben kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren und Eselsohren die Ehre; wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. So sind wir denn wie die Affen, und wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen tragen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und alles noch ärger und mehr, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischof den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, und wo der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, und wo Nonnen und Beginen nach Hofe fahren, die Männer spinnen, die Kinder Bären spießen, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so seis ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme,

den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks= oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, dem Teufel, mit Sonne, Mond und Sternen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm= und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todtenbeschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er mit mannichfaltigem Detail an, daß diese Stelle als eine klassische für dies Thema gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten. Sollte ein altes Weib, das sich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten, sagt er. Mancher heilige Mann, weiß er, hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!

Dieses Werk nun kömmt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff (1494) des Dr. Sebast. Brant (aus Strasburg 1458—1521) betrachten [514]), um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Wir lassen hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didactischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Originale sind. Ich hebe nur dies Eine heraus, das der Form und der Materie nach in dieser Zeit selbst wurzelt, in der es entsteht. Was man in jener Zeit von moralisirenden Werken erreichen konnte, ward im Druck verjüngt. Der Renner zwar ward im 15. Jahrhundert nur vielfach abgeschrieben, oder, nach dem Hange der Zeit, verkürzt und in einzelnen Sprüchen ausgezogen [515]); alles aber, was sich als kürzeres Beispiel empfahl,

---

514) Narrenschiff, ed. Ad. Walther Strobel, mit Brant's Leben. 1839. Auch in J. Scheible's Kloster. t. I.

515) So in Cod. Pal. N. 471.

fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Producte der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso; und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jahrhundert mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt [516]). Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jahrhundert suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank wurden hervorgesucht; ja Seb. Brant selbst machte sich um deren Bekanntwerdung verdient; wenigstens schreibt man ihm eine Reihe solcher Ausgaben oder Uebersetzungen zu [517]), obwohl man dabei vorsichtig sein muß, indem sein Name sehr bald im In- und Auslande einen so guten Klang erhielt, daß man ihm fälschlich und in Buchdruckerspeculationen Werke zuschrieb, bei uns das geistlose Buch von den losen Füchsen dieser Welt [518]), und in Paris die regnards transversants etc. von Bouchet [519]). So viel ist übrigens gewiß, daß Brant sich vielfach mit diesen kurzen Sprüchen beschäftigt hat, daß wir von ihm neben Rosenplüt's die schönsten Priameln aus dieser Zeit haben [520]), daß sein größeres Werk überall dies Studium verräth, da es neben den ähnlichen Werken des Murner und neben den ausdrücklichen Sammlungen der Agricola, Frank und Bebel eine Hauptquelle für das deutsche Sprichwort ist. Auch selbstständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre [521])) aus der damaligen Zeit. Die Gesten, das Schachzabel-

516) Spiegel der wysheit, durch kurtzwylige fabeln, viel schöner sittlicher und christlicher lere angebende, im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel).

517) De moribus et facetiis mense; transl. in teuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. Die erste Ausgabe seines Freidank ist von 1508 Strasb. Vgl. Strobel S. 74.

518) Ich habe eine Ausgabe gesehen Frankfurt, im jar 46, welche den niederländischen Text und Druck vor 31 Jahren entstanden sein läßt.

519) Flögel's Geschichte der kom. Lit. 3. S. 136. Strobel S. 52.

520) In Strobel's neuen Beiträgen.

521) Im deutschen Museum. 1779. I. S. 267.

buch, die weisen Meister, der Valerius Maximus des Muglin, Vintler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, der in vielfacher literarischer Thätigkeit und vielseitigem Interesse sich unter dem Stande der Aerzte neben den Juristen Brant stellen darf, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten und Belehrungen in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet anecdotischer Geschichte nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit bei seinen Lesern voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedne Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte noch Heiligengeschichten und lateinische Gedichte zum Lobe der Maria machen, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher gar kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn [522]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch ein Publicum finden konnte, ein Buch, das aus einem französischen Originale des 14. Jahrhunderts von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jahrhundert und im Adelstande verräth, das noch einmal die alte Sittenmoral, die Convenienz, die Sitte beim Aufstehen, bei der Morgenandacht und dergleichen predigt, das neben den frivolen Schwänken, welche diese Zeit liebt, noch einmal die wunderlichen und thörichsten Legenden, den einfältigsten Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit bietet, welche die alte Achtung der

---

522) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

Weiber fast mit dem Gegentheile vertauscht hat, sich wenigstens darin gefällt, das Weib als den Hauptrepräsentanten der Hoffart, des Grundfehlers dieser rohen Jahrhunderte, darzustellen und zu schmähen. — Wenn in den bezeichneten Werken schon ein Aufschluß über Brant's Manier und über manches Auffällige seiner Ansichten liegt, so führen andre Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen politischen oder moralischen Stände zu schildern, war seit dem Renner und dem Schachbuch ein Lieblingsthema geworden; die Wolfsklagen sind in jenen Zeiten ein ganz stehender Artikel. Allerdings hat Brant diese Betrachtungen erst neu autorisirt, und bald nach ihm zeigen die verschiedensten Werke, Joseph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsal und Angst, die über alle Stände und Geschlechter in der Kürze ergehen werde (1508), oder das niederdeutsche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), oder das Buch vom Hofleben (1497), oder Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande, oder Pamphil Gengenbach's Gespräch über die Thorheiten der verschiedenen Alterstufen (1519), oder die letzte Hälfte von Eybe's Sittenspiegel (1511), wie beliebt und eindringend diese Betrachtungsweise damals war; und dies hat auch seinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenschiff fast ihrem ganzen Umfange nach eben so gründlich kennen lehrt, wie wir früher von Thomasin und vom Renner urtheilen, da wir sie ihren Zeiten gegenüber betrachteten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironisch pries, das verdammt Sebastian Brant in seinem Schiff von Narragonien in gradem Eifer. Er sieht sich rings in einer Welt von Menschen, die, nachdem sie die conventionellen Vorschriften der höfischen Moral umgestoßen und den Damm der Hemmnisse der menschlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloser Licenz dem Triebe der ungezähmtesten Natur den vollsten Lauf ließen. Es ist eines der charakteristischsten Capitel des Narrenschiffs das von den groben Narren. Es geht direct gegen die Classe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, sagt Brant ist aufgestanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiern will, und ehren an allen Orten mit schändlichen wüsten Worten, Weisen und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch ist wenig

Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, und bittet ihn daß er noch eins erzähle und preist seinen Schwank und seine Kurzweiligkeit, und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen und zu schreien, und die kleine Zeit mit Lust zu vertreiben. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe von Kalenberg oder der Mönch Ylsan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein [523]). Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. Auch Geiler meint, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen; denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen, die Vernunft sei unsere wahre Natur. Ich sage, es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Rich-

523)
Wer yetz kan treiben sollich werk, als treib der pfaff vom kalenbergk,
oder münch Eylsam mit seym bart, der meynt er tüg eyn gute fart.
Mancher der treibt solch weiß und wort, wann die Orestes sech und hort,
der doch was aller synnen on, er sprech, es hetts keyn synniger geton.
Sufer-ins-dorff ist worden blyndt, das schafft das bawren drunken syndt;
Herr Ellerkuntz den vordantz hat, mit wüst genug und seltten satt.
Eyn yeder narr will sewwerk treiben, daß man ym laß die büchsen bleiben,
die man umbfürt mit eselsschmer, die eselsbüchß würt seltten ler,
wie wol eyn yeder dreyn wil greiffen, und do mit schmyern sein sackpfeiffen;
die grobheit ist yetzt kumen auß, und wont gar noch in yedem Hauß,
das man nit vil vernunft me treibt; was man yetz redet oder schreibt,
das ist als auß der büchßen genomen, voraus wenn prasser zammen kumen,
so hebt die sew die metten an, die breymzeit ist im eselthon,
die tertz ist von Sant Grobian, Hutmacherknecht singen die sext,
von groben Fyltzen ist der text, die wüst rott sitzet in der non,
Schlemmer und Demmer darzu gon, darnach sie saw zur vesper klingt,
unflat und Schamperyon dann singt, dann würt sie machen complet,
wenn man all voll gesungen hett.

tung zu stemmen und es ist um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums; auch in lateinischen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hartgläubigen und Abergläubigen. Er vertheidigt im Narrenschiff noch den Ablaß, er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht; er eifert mit Geiler gegen die, welche derer spotten, die Recht thun und in Weisheit still leben wollen, die sie mit dem Spottnamen der Duckmäuser und Karthäuser belegen, die sie verhöhnen als ob sie Tag und Nacht auf den Knieen lägen und mit Beten und Fasten an Gott verzweifelten. Es ist wahr, er nimmt es mit den weltlichen Freuden gar zu strenge. Der Tanz, sagt er, ist die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit von sich weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, sogar gegen das Scheibenschießen und gegen die Jagd, und gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar in Männergesellschaft die Weiber hingeben. Allein die rigorosere Moral liegt nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht des ganzen Gedichtes verwischt. Wir erinnern daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freiern Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern auffsetzen; wie er die Eltern warnt, sich nicht ihren Kindern durch zu frühes Ueberlassen ihres Vermögens in die Hände zu geben; wie er Anschläge und Ansichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich sei. Allein es ist das Eigenthümliche des Narrenschiffs, daß diese alten Gegensätze darin mehr verschwinden und überall die Versöhnung zwischen der christlichen und humanen Moral den Hintergrund bildet. Brant ist weit davon

entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heiligthümern und Reliquien, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen herumliegen und bethlehemitisches Heu und Bileam's Eselsgebein, und Federn von St. Michael's Flügeln und einen Zügel von St. Georg's Roß oder die Buntschuhe St. Claren's feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und mit Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, sondern recht thun und beharren; und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen: dasselbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der practischen Tugend der antiken Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach der menschlichen Weise der Alten. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkührlichen Strafbestimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ungeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt, sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maaslosigkeit der Grundfehler dieser Zeiten ist und von Brant dafür erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er sieht keine Absicht und keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine absolute Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut,

sondern er sieht darin nur eine Thorheit, mit der sich der Mensch unter Menschen erniedrigte. Brant zeigt das Laster nicht, wie jene mystischen Tugendspiegel alle thun, als etwas darum Verabscheuungswerthes, weil es von Gott bestraft wird, sondern als etwas der menschlichen Vernunft widersprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menschenwürde bessern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewissensangst; und dies eben ist die Quelle der Wirkung des Lustspiels und der Satire, daß wir alle menschlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, sobald wir sie als etwas uns selbst herabwürdigendes betrachten, das unserer Bestimmung und Natur zuwider ist, und das uns in widersinnige Bestrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böse auf diesem Wege betrachten, sind wir auf dem Wege der Selbsterkenntniß, wir erkennen uns bald als Narren und sind dann bald geheilt [524]), denn die Scham ist ein weit tüchtigerer Förderer der Besserung als die Furcht. Die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotischen Christenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Testaments den verschüchterten Sünder versetzten, sprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesen zu jenen über und hinderten an allem Gleichmaaß des sittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall ist. Diese Zeiten festigten in unserer Nation jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene sclavische Furcht vor einer despotischen Strafgeißel, und sahen die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde, als einem Strafcodex von Pfaffen gegenüber, so wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten, und nur Todsünde und Frevel von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten. So weist Brant in zahllosen Beispielen auf die moralische Weisheit der Griechen zurück, leitet in seinen Winken, wie schon der Renner, auf die Beispiele edler Freundschaft unter den Alten hin, die jetzt von

524) Wer recht in narrenspiegel sicht, wer sich recht spiegelt der lert wol, das er nit weiß sich achten sol, nit uff sich halten das nit ist, dann nyeman ist, dem nütz gebrist, oder der worlich sprechen tar, daß er sy weyß und nit ein narr; dann wer sich für ein narren acht, der ist bald zu eym weisen gemacht.

Selbstsucht und Eigennutz verdrängt sind; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals, die sich die Peleus und Philipp angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates und des Fabricius glückliche Armuth. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß[525]) aus, den Mittelpunkt der antiken Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben eben so wohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt[526]), und im schroffsten Gegensatze gegen die einstige ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Guten und Besten aufnahmen, nimmt er Alles hart, streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an allem Einzelnen bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Misbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister: Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Er zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, des Charakteresagens, der Nekromantie und Astrologie, die den Lauf

525) Es hat kein Weiser nye begert,
das er möcht rich sein hie uff erd,
sunder, das er lert kennen sich.

526) Im Capitel von Wahrheit reden:
Warheit ert man durch alle Land; der Narren freud ist Spott und Schand.
Ich bin offt gerennet an, weil ich diß Schiff gezymeret han,
ich sol es doch ein wenig verben und nit mit eychen rinden gerben,
sunder mit lynden safft auch schmyren, und etlich ding etwas glosyren,
aber ich ließ sie all erfryren, das ich anders dann wahrheit seyt.

der Planeten befragt, ob dieser Tag zum Schacher gut sei; und gegen die Betrugskünste der Alchymisterei, wie über allen Aberglauben und Quacksalberei. Er verwirft sogar die Mathematik und alle physischen Wissenschaften, unwillig über die Herabsetzung der moralischen, die den Menschen zunächst berühren; Archimedes sei hoch erfahren in diesen Künsten gewesen und doch konnte er nicht sein Ende „ausecken"; diese Wissenschaften seien wahr und gewiß, aber ein Thor sei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wissen wolle, ehe er sich selbst kenne, und das Erdreich ausmesse ehe er das himmlische suche. Er mag von Erdkunde nichts wissen, im Unmuth, daß man sich einer blinden Reisewuth damals hingab; ehemals reisten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachsehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Er achtet nicht auf viele Kunst, mit der man nur nach Hoffart und Gewinn stelle, wer weise ist, der kann Kunst genug, und unklug scheinen ihm die, die nach Paris und Bologna reisen, als ob nicht auch in Deutschland genug Vernunft und Weisheit wäre [527]), denn die Zeiten seien nicht mehr, wo man über See in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel scheinen ihm der Bücher jetzt im deutschen Lande; von zu vielem Studiren wird man, sagt er, ein Phantast. Die Drucker drucken Practiken und Weissagungen, und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden singt und saget. Sie befördern falschen Glauben und Ketzerei, thun sich selber Schaden und Schande und mancher druckt sich aus dem Lande hinaus [528]). Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant so ungeheuer, daß er darum besonders auf den Endchrist zu vermuthen sich veranlaßt findet; was würde der verständige Mann erst heute sagen? Je mehr sich die Bücher ins Unendliche mehren, sagt er vortrefflich, desto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren so viel Schulen nnd Gelehrte und so wenige Achtung der Kunst; die Gelehrten müssen sich ihres Standes schämen [529]) und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebsamkeit gegen die

527) Im Capitel vom Endchrist.
528) Im Capitel von Ueberhebung der Hoffarth.
529) Man fyndt yetz vil iunger pfaffen, die als vil können als die Affen, und nement doch selsorg uff sich, da man kaum eym vertraut ein vich,

geistige, das Rennen nach falschen Gütern, nach dem Triebe der Hoffart, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel, und der Reichthum köstlich, doch das Alles hinfällig, und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; den Pfennig vor Weisheit zu achten, ist unsinnig, und doch rennt Alles nach Geld, und wägt jeden nach seiner Tasche; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Regenten weise waren und gelehrte greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen und er achtet nicht auf Harfe und Laute; selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen, trotz Flehen und Bitten nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise, und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt „eigenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder — und das ist aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib ins Trockne und Nasse, der andere seine Seele ins Dintenfaß. Hoffart und Uebermuth treibt auch jeden höher als er steht, mancher will nun von Adel sein, dessen Vater noch

---

wissen als vil vom kirchregyeren, als müllers esel kan quintyeren.
Im Capitel vom Geistlich werden.

„Bumble bum“ mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doctor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada, und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte, wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken sich in Schulden so theuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug vor den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidne Kleider und goldne Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit sind verlassen. Wer nach Geld strebt, achtet nicht Sünde und Mord, nicht Schande und Verrath. Die Gerechtigkeit wird feil, durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armuth lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann nichts verlieren, und weit hin schwimmet wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armuth, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist das Fundament aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm.

Alles Große floß aus Armuth, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerrissen, als es reich ward. Auch Crösus wäre durch Armuth nicht untergegangen, führt er an, und auch an andern Orten lehrt er die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr sprach: Euch sei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Besitze, selig sind die Armen mit freiem Muthe. Richte sich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beste, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in diesen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und sich an Stellen der Alten oder Thomasin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde sprichst: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier sitze in Trübsal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es ist alles nichts als ein Schatten gewesen und im Nu ist es dahin. Wohl dem, der dies verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir sehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde gesetzt ist, wir wissen nicht wann und wo und wie! wir sterben alle und fließen hin wie Wasser zur Erde, und darum sind wir Thoren, daß wir uns nicht rüsten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf ist schon getrunken, der Handel ist nicht rückgängig zu machen. Die erste Stunde brachte auch die letzte, und der den ersten geschaffen hat, wußte daß auch der letzte sterben werde. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir nicht denken, es werde uns der Tod nicht lassen, und nicht unseres schönen Haares schonen und nicht unserer grünen Kränze und Kronen. Denn der Tod spart keinen, nicht jung und alt, nicht Adel und Stamm, er erschüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten, er achtet nicht Pomp und Gewalt; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir allzusehr trauern um den Geschiedenen und ihm die Ruhe misgönnen, nach welcher wir alle streben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig sein muß, ja geschieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübsal und Pein, befreite manchen Gefangenen, und während das Glück ungleich Gut und Besitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbestochener Richter; er ist allein der Niemanden schont und Niemanden je gehorsam ward.

Thoren auch, die wir kostbare Gräber, und Mausoleen und Pyramiden thürmen; alle Erde ist gesegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl starb. Der Himmel deckt manchen Todten, der sich unter keinem Grabstein streckt; wie könnte der ein schöneres Grabmahl haben, dem das Gestirn von oben leuchtet! Gott findet die Gebeine zu seiner Zeit, daß er sie dem Körper wieder gebe. Wer wohl gestorben ist, deß Grab ist das Höchste.

So mäßig und besonnen sich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anstand verletzenden Sitten der Zeit setzte, ohne selbst allzusehr in den rohen Ton zu verfallen, worin es seine Nachfolger im 16. Jahrhundert alle versahen; so ruhig er dem weltlichen Treiben und Jagen das Glück der Bedürfnißlosigkeit entgegenhält, eben so gemäßigt, obgleich feurig nimmt er sich der öffentlichen Dinge an, und steht auch da gleichsam als der letzte, der dem Revolutionseifer nicht verfiel und nicht das Kind mit dem Bade verschüttete. Wenn ich die Säumniß und Schande in allen Landen und unter allen Ständen sehe, sagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Christenglaube so schmählich abnimmt. Er mindert sich von Tag zu Tag, die Ketzer haben ihn halb zerrissen und zerstört, dann Mahomet, der unserm Glauben Asien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht und schon, nicht zufrieden mit dem Besitze des Meeres, auch die Donau besetzt hat. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen schlafend sterben, der Wolf ist im Stalle und der Hirte schläft. Die vier schwesterlichen Patriarchenstädte von Rom sind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies ist unserer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochsen der Fabel. Jeder greift nur nach seiner Mauer, ob die kalt sei, und kümmert sich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's sind offen, auf allen Seiten droht der rastlose Feind, nach Christenblut dürstend. O Rom, da du Könige hattest, warst du lange Jahre eigen; als dich das Volk regirte, warst du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warst den Kaisern unterthan und nahmst stets ab, wie der Mond schwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich seist und auch wieder wüchsest. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römischen Reiche etwas abbricht; die Städte achten

des Kaisers nicht mehr, jeder Fürst bricht der Gans eine Feder aus. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserthum erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wollen. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der euch wohl führt mit Ritterschild, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Axt steht am Baum. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt ob etwas Zeitgemäßes und Angemessneres damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, beweisen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurden nachher von Andern nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. in dem Bettelorden, oder die Form bei neuen Gelegenheiten adoptirt, wie in dem Narrenschiff von Buntschuh (1514) und in dem Narrenfresser in Preußen (1552). Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen. Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten Originale, das im Auslande anerkannt ward, das nicht nur zwei-

mal, von Locher [530]) und Jodocus Badius ins Lateinische, das auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche, Englische und Holländische übersetzt ist, seiner Verbreitung nach also gleichfalls den District der Reformation hält wie der Reinhart Fuchs, indem der Süden zwar die Fastenprediger und den burlesken Geschmack der damaligen Zeit theilte, aber nicht den Ernst der germanischen Stämme und ihr neues Leben. Das Narrenschiff ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälscht, interpolirt, bearbeitet und sogar commentirt. Einer der stärksten Geister der Zeit, der berühmte Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen 1450—1510), wählte sich die Themata der Kapitel des Narrenschiffs zu eben so vielen Predigttexten. Dies war an sich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler selbst über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doctors schon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenstand, die Unverholenheit der Sittencensur, das Aufsehen, welches das Original selbst machte, machten auch diese Predigten Geiler's auffallender als andere. Zahllose vortreffliche Prediger wetteiferten damals in practischer Tendenz, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig sprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum selbst die Grammatik verstehen [531]), geschweige, daß das Volk sie verstehen sollte. Wir wissen, daß die Predigten Geiler's vor Luther fast die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umstießen; welch eine Empfehlung mußten diese Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenschiff sein. Von der kühnen Frei-

530) Einen der lustigsten bibliographischen Irrthümer machte der Spanier Jos. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reise des heil. Brandan spricht, die Locher aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er statt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

531) In der Vorrede der Strasb. Ausg. von 1520. Ich wil geschweigen, wan sie von in selber reden solten, so ist es das ungeordnetest, bitterest, ungeschmackst, grobest, barbarest, ungesaltzest ding, wan du hörtest es, das du schweren möchtest, daz es weder latin noch tütsch wer und iedermann muß verstan, das sie die regulen der grammatica nit wissen, die cleine kind kennen u. s. w.

müthigkeit dieser Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge diese maaslose Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, so daß das Narrenschiff, obwohl es gegen die Zügellosigkeit im Leben anging, die Zügellosigkeit in der Literatur doch gleichsam eröffnet.

Daß dieser ungemeinen Wirksamkeit die Formlosigkeit des Buches nicht entgegenstand, beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin [532]) über Alles was ihm vorkam. Der satirische Ton war der ganzen Generation angeboren; man kann über den Reichthum des Witzes und der satirischen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für ein ewiges Vacuum erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth scheint, wenn, sag ich, je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Poeten hier zuerst Volkswitz lernen, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satirischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hütten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Misverhältniß der äußern Form und

---

532) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erscheinung: so wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutsche Verse gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann fühlt man bis zum Schmerz, wie aller Gemeinsinn und alles, was rein menschliche Regung ist, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem sich Brant dem Bedürfnisse der Zeit hingab, es ganz in sich aufnahm, und nun ohne allen eigentlichen poetischen Beruf dies Gedicht, mehr als Lectüre, scheint es, und mit mühsamen Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederschrieb, ward er von so ungewöhnlicher Bedeutung für das Leben und selbst für die Geschichte der Poesie. So wenig geht jedes ernste Bestreben verloren, so unbewußt es sein mag. Denn das hätte Brant gewiß nicht gehofft, daß er eine Epoche in der Literatur machen würde. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre hier in Strasburg einen dauernden Antheil an deutscher Dichtung, nachdem schon vor ihm Wimpfeling durch die literarischen Gesellschaften, die er, nach dem Muster der rheinischen Gesellschaft des Celtes, in Schlettstadt und in Strasburg gegründet hatte, einen wissenschaftlichen Aufschwung hervorgerufen hatte, der sich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr ist: die didactische Poesie trat durch Brant in die Satire über und diese dauert nun national fort bis ins 17. Jahrhundert. Dieser Uebergang ist durch nichts anders gemacht, diese neue Form durch nichts anders gewonnen, als wodurch auch das Schauspiel geworden ist, durch die streng subjective Wirkung und den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moralische Gedicht wird sogleich zur Satire, sobald es Sitte lehrt, nach dem Bedürfnisse der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derselben hernimmt; denn sogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widersinnig und geräth trotz dem ernstesten Tone, den es festhalten mag, in satirischen Eifer. Wer im Thomasin die Stellen vergleicht, wo er das System verläßt und geschichtliche Gegenstände und Zustände seiner Zeit bespricht, wer im Renner die Predigten und allgemeinen Lamentationen mit den Abschnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der

wird in einem und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen können. Brant giebt sich nie der allgemeinen Lehre hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armuth, über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zu ächter Satire, von der es Schade ist, daß sie nicht in andere Zeiten fiel, wo sie sich besser ausbilden konnte. Denn der ächte Satiriker setzt dem Zustande der Verworfenheit und Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dagewesenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt diesen die Folie bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande, den er darstellt, so wie die Idylle satirisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen, hat man vortrefflich bemerkt, sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498, der einzige Rival des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volkmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werkes angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen älteren Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Wir lassen das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfasser bei Seite und verweisen darüber auf die schließlichen Untersuchungen Jacob Grimm's [533]); wir wenden uns vielmehr sogleich, wie gesagt,

---

533) Reinhart Fuchs. Kap. 8. der Einl.

zu dem Verhältnisse des Reineke zu den Reinaert seiner Quelle, in welchem Punkte die Literaten nicht einig sind.

Gewiß ist, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und daß, versteht sich von selbst, der Reiz eines Originals ihr allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte, etwas aufhebe und versöhne. Man würde sagen, daß im Reinaert die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; daß der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigste ist; daß er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse, die vor ihm in einem chaotischen Gewirre da lag, einen Geist einhauchte, der seitdem typisch feststand und von den früheſten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienst dieser Art muß wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Grimm scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, es sei züchtiger als das Original; so läßt er gewisse Vorfälle in der Szene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Es scheint demnach beinahe, daß man genau wissen müßte, ob der Uebersetzer des Reineke eben den Text vor sich gehabt habe, den wir besitzen, ehe man über seine Art des Umarbeitens und besonders der Veränderungen im Stoffe mit Bestimmtheit urtheilen dürfe. Daß es dem Verfasser des Reineke nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters ist, an sein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal den Reinaert und Willam's

Fortsetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geschehen zu sein scheint, das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und, da er eine so ungeheure Wirksamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies scheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er an anderen Orten vorzüglicher sei, daß er eigne treffende Wendungen, belustigende Anspielungen und hübsche Züge habe, dies scheint mir kleinlich und hilft überdieß nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weiß) gethan hat, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, interessiren, so sehr auch das bisher den Gelehrten die einzig interessante Seite schien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie blos dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dies Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen, den Schrei der Masse über das, was sie grade jetzt in dieser Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für ein Orakel und für Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was sich in einem großen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zei-

ten als bewährt und ohne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem forsche man doch ernstlich nach, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu suchen als abzusprechen, denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen, daß dieser stets in seiner Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Spediton, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt. Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung — so oft er auch behandelt, so manchmal er auch mishandelt ward — getrotzt hat, der Form nach dem strengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man anatomire sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen verständigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niedersachse Nicolaus Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem strengen, ernsten, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen, und da er nichts Wesentliches opfert, so wird ihm auch

der Kenner seine Liebe nicht versagen können. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Verhältniß der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft, wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze, die es macht, und dennoch appelliren wir an jeden Leser von Geschmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetischen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Verschieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald hier bald da, was, indem er das Ganze unverändert läßt, die Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter, wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in seinen innersten Gesetzen sich erklärt haben würde, was auch einem offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge selbst dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunst versteht, ein stetes Räthsel bleiben muß. Hätten doch alle unsere volksmäßigen Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leise zu mildern, dem Ganzen seine solide Form zu lassen und doch so sinnig verfeinern, die naive Simplicität so zu wahren und doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältniß. Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck bessern, aber hätte ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel so rein fassen, so trefflich er ihn subjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält sich zu dem Reinaert, wie etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes und Rittergedichts zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erscheint. Was dort Takt ist, wird bei ihm Einsicht, und diese geht allerdings schon in dem zweiten Theil, die Arbeit Willam's, in dem niederländischen Gedichte ein. Dies gab schon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem ursprünglichen ersten Theile. Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständniß des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht

man hier leichter ein. Und hier geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willam; schon bei diesem ist die zweite Beichte des Fuchses, möcht man sagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall ist hier dem Helden ein größeres Bewußtsein geliehen, eine größere intellectuelle Kraft beigelegt, als der erste Theil nöthig hatte. Der Reinaert schildert die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet ist: der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläßt sich jeder seiner Willkühr, so gut er vermag [534]). Es siegt nun die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie ununterbrochene Kämpfe zu bestehen hat; der zweite Theil aber zeigt besonders in jener Beichte, wie dieser Sieg errungen wird. Der Reinaert schildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willam aber weiß schon deutlicher, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

Dies stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, aber sobald wir eine bestimmte satirische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur,

---

534) Das Thiergedicht schildert den Naturstand der Menschen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menschen in diesem Naturstande mehr friedlicher oder kriegerischer Natur gewesen seien. Alles vereinigt sich jetzt mehr, der feindseligen Hobbesschen Ansicht zu opponiren und man zeigt aus dem apathischen Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urstand der Menschheit müsse bezeichnet haben, der erst später vom Kriegsstande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geschichte, die wir nicht über diesen Kriegsstand hinauf verfolgen können; so die Germanen. In der orientalischen Thierfabel nun sehen wir noch auf jenen älteren Friedensstand zurück; vielfach treffen sich feindliche Thiere friedlich, die unpassendsten machen treue Bündnisse miteinander, vieles verräth noch den Zustand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; dazwischen spielt der Kriegsstand wohl hinein, aber in den deutschen Thiermährchen herrscht dieser mehr allein. Jene Gattung eignete sich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Mensch; diese zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erst Geschichte, Begebenheit und Factisches. Diesen Gegensatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen unser Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in diesen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturstande auch erneuert und der letztere von dem ersteren, wie es der Sache gemäß ist, verdrängt.

wie jene Grundsätze gefaßt sind, und wie sich hier im wesentlichen Punkte der Reineke zu Willam verhält. Jene Beichte ist bei beiden ganz verschieden. Willam zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatischen Theorien, aber der Reineke bezieht sie erst direct gegen die Uebelstände der Zeit, gegen die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beispiel geben sollten, vorzugsweise gegen die Verdorbenheit des Clerus. Und da er diese Richtung des Gedichtes, die ursprünglich darin gelegen war, grade zur rechten Stunde in das schärfste Licht stellte, wo die Welt reif war, die practische Anwendung von dem zu machen, was hier schon ziemlich practisch gelehrt, mehr aus moralischen und politischen Rücksichten gestellt, als blos auf poetische Wirkung berechnet ist, so begreift man wohl, daß dieser richtige Takt dieser zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigsten ihren Sieg über dieses und ihre große Verbreitung und Wirkung verschaffte. Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Maximen auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Maximen mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld gemordet und zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrschen dort, das misliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet

das groß? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man macht sich daraus blutwenig Gewissen! Ganz vortrefflich! Er beichtet fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt, (dieser Zug fehlt bei Willam) wo er für die eigenen Buße thun soll! Ein treffenderer Zug war nicht zu erdenken. Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abstrahirte Moral läßt sich auch nicht anders personificiren. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst nicht der Reinaert konnte so umittelbar auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Obern seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel gesteckt werden sollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem Schlechten und verschlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und selbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise, viele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine. — Dies ist nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem geistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser

Kampf enden sollte, vollendete sich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch sie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Welt des Reineke, gerade dieser Reformationszeit werden mußte, sieht man von selbst. Der große Streit des Absolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkühr, die tückische Staatskunst, die damals systematisch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poesie. Alles fing in Deutschland an, die Begriffe von Fürsten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von solchen Regierungen auffrischte, in denen keine Theilnahme am Volke und seiner Wohlfahrt, sondern nur Gewalt, Habsucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo sich Reuchlin schon gegen schlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beschwerden gegen die papistischen Misbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humanisten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürsten abgewandt, die reichsstädtische aristokratische Freiheit begeistert zu preisen anfingen.

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation spiegeln sich in der Geschichte unserer Poesie zwar in einer gewissen Dürftigkeit, aber doch auch Vollständigkeit ab. Wir reihen unsere Betrachtung derselben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklassen der Gesellschaft mitten hineinstellen, welche bei diesen Bewegungen thätig und interessirt waren. Mit Murner treten wir unter die Geistlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humanistisch gebildeten und patriotischen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Gesellschaft des Bürger- und Gewerbstandes, und Luther selbst endlich unter die Geistlichkeit, die der neuen Confession angehörte. Unter diesen knüpft sich Thomas Murner [535]) (aus Strasburg 1475—1536?) schon

535) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775.

als Landsmann an Seb. Brant enge an, und ist übrigens auch seiner ganzen Manier in Dichtung und Satire nach sein sclavischer Nachahmer. Nur darin macht er einen wesentlichen Fortschritt, daß ihn unter den Ersten der neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur abschüttelte, welche man sich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als sich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Besonderen, wohin sie Hutten führte, das Signal gab. Er legt die ruhige Mäßigung Sebastian's ab, er behält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zusammenfällt. Sebastian Brant war ein wohlgesinnter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Leidenschaft in seinem practischen und literarischen Wirken hinreißen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch, unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend ohne Ausdauer, unstet bald in Italien, bald in Deutschland, in Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß er nicht allein das Narrenschiff in seinen Gedichten copirte, sondern auch selbst die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widersacher der obscuren Theologen und der Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt; jetzt, wie es scheint, ein gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftigsten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII. von England, oder der katholischen Partheien in der Schweiz und im Elsaß; 1526 aus Strasburg geflüchtet ward er in Lucern aufgenommen und ließ von hier aus seine Schmähschriften (Ketzeralmanach 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch der Gesinnung nach

nothwendig unter diese; er ward daher seit seinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelsucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Apostat verfolgt und zeigt uns also in der Dichtungsgeschichte einen der Abtrünnigen und Schwankenden, die in der Geschichte der Humanistik und Reformation so häufig sind. Wenige derselben sind so arg mitgenommen worden; Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murnarr zu thun; Wimpfeling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Gesellen und Simon Hessus scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in seiner „Ursache, warum die lutherischen Bücher verbrannt wurden" von ihm sagt, er sei ein armer Barfüßermönch Franciscanerordens gewesen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach seinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei sich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Institut verdeutscht und halte sich selber für einen hochberühmten Juristen, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Basel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er einen herrlichen Pomp und Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Strasburg mit sich gebracht, habe wollen mit großer Pracht hereinreiten, damit ihn sein Franciscus nicht mehr kenne, allein sein Anschlag sei fehlgegangen und er habe ohne Geschrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müssen Doctor werden. Dies enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Pasquillen und Schandschriften in Murner's Tagen aufs gehässigste ausmalten. Allein nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen Gänseprediger, wie sie ihn nannten, nicht vergeben; Fischart nimmt ihn gleichsam als einen Repräsentanten des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nennt seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze. Seine Poesien haben in der That wenig Originales, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische und Holländische zu übersetzen; und man möchte sagen, wo er den Brant nicht ausschreibt und breit tritt, variirt er sich selbst. Ohne ein mehrfaches Interesse sind sie gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste

herabriß und wie nun selbst die gelehrten und adeligen Poeten sich vergeblich hiergegen mehr stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich sollte geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernsten und Weisen in Latein, allein die Drucker lassen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer; auch komme ja darauf nichts an, wenn man ihn nur verstehe, so sei es ebenviel, ob er in Reimen rede oder nicht. Er gibt sich also der deutschen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein popular, sondern plebejisch, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der St. Grobianisten, im langweiligen Variiren des Einen Witzes, daß er die figürlichen Sprichwörter, die zu seinen Capiteln die Themata hergeben, in unfigürlichen Holzschnitten eulenspiegelisch darstellen läßt, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man [536], in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele lateinische und ernste

536) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521.

Bücher geschrieben? Mit seiner Verleugnung der Gelehrsamkeit zu Gunsten des Volksgeschmackes ist's eine eigne Sache; man brachte damals gelehrte historische und mythische Andeutungen ohne Anstand sogar in's Volkslied, und daß Murner's Poesien davon so leer sind, daß er wenig Bibel darin allegirt und nicht viel griechisch und chaldäisch dazu gebraucht, macht man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er sich um einen kleinen Kreis von solchen Beispielen, die ihm, wie er selbst gesteht, sehr sauer zu erwerben waren, und die doch von dem Brant und Hans Sachs zu hunderten aus dem Aermel geschüttelt werden. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen [537]), allein er verfiel viel zu tief darin, so wie er selbst in seiner Polemik gegen seine Standesgenossen, die Geistlichen und Mönche, nicht seiner eigenen Vorschrift nachkommt, daß der Vogel sein eigenes Nest nicht beschmutzen soll, und wie er in übertriebener und gezwungener Nachahmung der Stelle im Narrenschiff, wo Brant sich selbst an Bord anführt, allzuhäufig sich selbst beschimpft, anschuldigt und sich lustig über sich selbst macht, ein Zug, der etwas ganz Gemeines und Jüdisches an sich trägt.

Die Art und Weise übrigens, wie Murner in der Narren=

---

537) Das Capitel vom Dreckfinden in der Schelmenzunft gibt sein Verfahren an.

Ich weiß noch ein derselben kunden
der diß mein dicht durchlesen hat,
da der sawkröner hat sein statt,
und meynt ich wär ein geistlich man,
dem semlich red stünd übel an,
und wolt darbey nit merken das,
das sollich red der grobianer was,
als sie die thund an allem ort,
und nit das ich thu semlich wort,
denn nur allein in meldens weyß,
wie man die saw krönt so mit fleyß;
das andre hat er als durchlesen,
und spricht, es sey wol dicht gewesen,
auch laßt die selben blümlein ston
und bessert sich gar nit darvon,
und hat nur funden einen dreck,
hinderm zaun, weyt von dem weck.

beschwörung[538]), die Kaiser Max das andere Narrenschiff nannte, und in der Schelmenzunft[539]) (beide 1512) die Gelehrten und Geistlichen, die Juristen und Fürsten angreift, leitet das, was zunächst in der Literatur und im Leben gegen diese Stände alles Stürmische losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbste die Schriftmeister, die sich Doctoren schelten lassen und nicht wissen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeschwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unsere Bibel lesen, sagt er, so sind wir so froh, als ob wir Bohnenstroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns schamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen selbst weit irre; wir glauben, wie geschrieben steht, und handeln so sehr anders, als ob es falsche Lehre wäre; wir sind die ersten die verspotten, was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken sind nur auf Besitz und Geld gerichtet und auf kriegerische Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blasen, heulen, das Wild fällen, beitzen, den Armen durch ihre Felder rennen, und ist das geistlich, wenn die Priester Jäger werden und die Hunde die Messe singen? Die Bischöffe sind Wölfe aus Hirten geworden und führen eines Kaisers Sinn mit dem Gut der Kirche; sie sind zu Hirten geschaffen und jetzt will man nur Adlige zu Bischöffen haben: das durchzusetzen hat der Teufel viele Schuhe zerrissen. Der Fürsten Kinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in den Windeln liegen; und die Erwachsenen Infulträger wollen dann nicht singen und stecken doch die Gulden ein. Alles ist nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unsere Sünde, Alles feil. Sonst mußte ein Christenlehrer in Rechtschaffenheit und Lehre predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Esel mit Säcken. Das alles macht der Pfennig; soll ich beichten, so muß ich nach der Tasche greifen, soll ich zum Sacrament gehen, ebenso, soll ich zur Weihe, so muß ich mir's verschreiben lassen und das Siegel tapfer netzen. Die Menschen vertrauen so leicht, wenn sich einer heilig gebärdet, doch ist er ein Mensch wie ein anderer und

538) Ausgg. von Strasb. 1512. Hupfuff und ebend. m.
539) Diese kenne ich in der Ausg. Strasb. bei Joh. Knobloch 1516. und in J. Scheible's Kloster. t. I. 1845.

kann nur den besonderen Fund, daß er seine Wolfshaut deckt. Wolle man jetzt einem Almosen geben, so wähle man, statt auf die Noth zu sehen, unter den verschiedenen Bettelorden einen aus; um diese Wahl gebe er nicht einen Rübenschnitz, so wenig, wie wenn man ihm unter hunderttausend Wölfen die Wahl frei gebe. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und steigen des Nachts über die Mauer (auf diese Stelle spielt Fischart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloster gestoßen, hätten sich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloster. Wenn sie einen Teller fallen lassen, das Handwaschen vor Tisch vergessen, so beten die Klostergeistlichen zu Gott daß er die böse That nicht räche, dieser Beginentand ist ihnen eine große Sache; wenn sie aber buhlen und alle Klöster durchlaufen und neidige Drachen sind und Zwiespalt stiften und jedem ein Lotterspöttlein anhängen und alle Welt zusammenkuppeln, dessen dürfen sie sich nicht schämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Bischoff für den gemeinen Nutzen sprechen, sie müssen sein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird; muß er schwören, nicht in des Bischoffs Sache zu reden, dem Capitel durch seine Finger zu sehen, Alles im alten Sinne gehen zu lassen, und wenn die Köchin die Messe singt und das puer natus ruft, mit seinem Gesang dazu zu stimmen und nicht mit dem Basse zu dissoniren. Dagegen giebt ihm der Bischoff das Gleiche, sie grüßen sich Gevatter über den Zaun und solcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtsinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Misbrauch gemacht, so daß der Glauben auf Stelzen geht und ehestens den Hals abbrechen wird. Man hat so oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns so oft betrogen und ums Geld gelogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutschen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff solle nicht untergehen und doch schwankt es schon; Königreiche und Kaiserthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürsten, die dem Kaiser nicht gehorsam sind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beisteuern. Am Regimente sitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß sie Menschen sind, die dann wohl auch einmal mit Fäusten drein schlagen, denn die Welt will jetzt nicht gezwungen sein. In ihrem Rathe und am Brette sind, die

Alles seinen Gang gehen lassen, stillschweigen und ihren Sold nehmen, nichts aufrichten und alles liegen lassen, und ihren Oberen die Ohren melken und schön thun und kuppeln, die Suppenfresser, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er sie alle in Rothwälsch nennt, die sich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kissen setzen und säuberlich halten lassen, statt daß sie auf dem Rade sitzen sollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unwesen: keine Kunst sei es, sagen sie, daß König Ferdinand Inseln mit Specereien in Indien entdecke, sie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vordem nichts von Specereien gewußt habe. Und dann die Advocaten, mit großen Büchern und kleinem Verstande, die den graden Text mit Glossen krumm machen, der unnützen Sache den Fuß halten, und wenn sie Accursius abspricht, mit zehn anderen verfechten, die den armen Bauern weiß machen, seine Sache sei warm, da sie es nur für sie selbst ist, wenn jener auch dabei erfrieren mag, und mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufgehört hat.

Man wird bald sehen, hier sind im Umrisse alle die Gegenstände angegeben, um die sich bald das ganze reformistische Streben in Deutschland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächst auftrat. Die Schelmenzunft ist in dieser Hinsicht weniger wichtig. Auch hier will er zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam sagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat also wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, sondern über der bösen Welt stehen muß, die man belehren will, wie auch seine sämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundsätzlichen der Brantischen Moral an sich tragen. In dieser Schelmenzunft aber, obgleich er sich auch hier auf alle Classen von Menschen einläßt, die er meist kurz redend einführt und sie dann in eigener Person anfährt und zurechtsetzt, obgleich er auch hier Sprichwörter oft sehr seltsamer und unstreitig neuer Art, häufig die nämlichen wie in der Narrenbeschwörung zum Thema seiner oft vielsinnigen Auslegungen gemacht, in dieser Schelmenzunft ist es doch mehr auf die Laster des Verkehrs abgesehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die lustigen Gesellen, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eisenfresserischen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die

Kerbholzredner, die ablig versprechen und es für bäurisch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles verläumden und alles Uebel aufsuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänse einander nachtrinken ohne Durst, die nach löblicher Sitte der Deutschen nichts anfangen ohne die Flasche, und mit der Flasche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus ist, und sie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In dieser Klasse gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichstädten reden," heißen sie hier), die ihren Rücken mit fremder Sache beladen, mehr tragen wollen als sie können, für andere Klage führen, Tag und Nacht sorgen, wem die Venediger Geld abborgen und wie sie es wollen wiedergeben, wie der Pabst Haus führt und wie der Franzose des römischen Königs Bund nicht hält. Wo wir trinken und essen, sagt Murner, vergessen wir den König nicht, und die Franzosen, und wie der Türke kommt über Meer, und jeder Dreck liegt uns am Herzen und macht uns Kummer. Die Reichstädte müssen auch dran; sie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen lassen. Lieber Schelm, schüfst du das Deine und ließest die Reichstädte Reichstädte sein und tränkst einen guten Wein dafür, so ging er dir desto glätter ein. — Man merkt sogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politischen Unterhaltung verräth, der auch in der Geschichte sonst angetroffen wird und die ersten Bauerntumulte in diesem Jahrhundert bald nach diesen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's persönliche Unleidlichkeit, die seinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erscheinen Gegner verschaffte, wie er selbst einmal andeutet, so kann es auch ihre wirkliche Schwäche gewesen sein. Ueber die Erbärmlichkeit seiner Badefahrt (1514) gibt's nur Eine Stimme und sie muß gleich beim Hervortreten verhöhnt worden sein, weil er darin Gott zu einem Bader gemacht, wie Murner selbst berichtet, und obgleich er darin die Geistlichkeit nicht geschont, was also damals zu einem guten Leseartikel gehört zu haben scheint. Die Gauchmat[540] (1515 geschrieben) ist von nicht viel größerem Werthe. In beiden wiederholt er seine früheren Witze, so bald hatte er sich ausgeschrieben. Nachdem er schon vielfach in der Narrenbeschwörung die affectirten

540) Sie ist erst 1519 ausgegeben.

Fantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, versammelt er diese Klasse von Menschen, diese weibischen Gäuche, auf einer eignen Matte. Im Anfang scheint es, als wolle er hier eine neue Einkleidung gewinnen: es sieht aus, als solle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. s. w. werden; hier ist's ihre Matte; ihres Reiches Gesetze und Artikel werden vorgelegt, und ein Eid der Gäuche vorgelegt, nach dem sie die alte Reinheit der Weiber anerkennen, den alten Liebesdienst beschwören, die alte Treue in dem Geschlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müßte. Bald aber verläßt der Dichter diese Einkleidung, führt seine Sprichwörter in alter gewöhnlicher Weise auf, mit eingemischten historischen Liebesbeispielen von Eva bis auf den Caspar Schlick, und diese wiederholen sich in einer Reihe von Portraits dieser historischen Personen, und wie in jedem einzelnen Capitel fast jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, so variirt sich in einem Anhängsel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Man kann nichts Langweiligeres denken, und doch konnte auch dies Gedicht zu einem Fastnachtspiele von einem Pamphil Gengenbach, der auch andere Stücke geschrieben hat, umgewandelt und in Basel gespielt werden! Nur Eins wollen wir uns daraus festhalten. Obgleich Murner noch ein großer Verehrer der Jungfrau Maria ist und seine Verehrung der guten Weiber überall bezeugt, so ist doch hier der Punkt erreicht, von wo an diese aus der Poesie so gut wie verschwindet, und mit ihr all die schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechts. An ihre Stelle tritt jetzt Mutter Eva, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischt sich Scherz und Ernst in der Frauenverehrung und Besingung; im ersten Augenblick des Wechsels mußten die Weiber aber in jenen Zeiten viel Arges hören. Es kam hinzu, daß die Schamlosigkeit ihres Verkehrs mit den verbuhlten Geistlichen auch in der Wirklichkeit sehr arg gewesen sein muß, und auf diesen üblen Verkehr scheint Murner's Mühle von Schwündelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit sich bezogen zu haben, die ich nicht kenne. Wenigstens gebraucht er diesen Namen schon in der Narrenbeschwörung wie sprichwörtlich für eine solche Zuhälterin der Pfaffen und je ärger er, und je mehr er mit einer gewissen Vorliebe diese häßlichen Verhältnisse auch in seinen anderen Gedichten behandelt und gegeißelt

hatte, desto übler deutete man es ihm nachher [541]), als er sich in jenem bekannten Liede mit dem Refrain Sparnößly über Luther's Ehe wie in anderen Liedern und Schriften über anderes Reformatorische aufhielt oder lustig machte. Die Schriftstellerei über Buhlschaft und Ehe war damals an der Tagesordnung, nur daß sie die Poesie wenig berührt. Hartlieb's deutscher Ovid ward in diesen Zeiten ungemein oft gedruckt. Nicht allein Murner geißelt die Gewalt der Liebesgöttin, sondern auch Bebel in seinem Triumphus Veneris (1515); nicht er allein das Concubinat, sondern auch Olearius in einem maccaronischen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und andere berühmte Männer in lateinischen Versen; nicht allein Er die böse Natur der Weiber, sondern auch eine Uebersetzung der Ecloge des Baptista Spagnolo über diesen Gegenstand (1512); nicht allein Er griff Luther's Ehe an, sondern aufs ungezogenste jene Monachopornomachia des Simon Lemnius; nicht allein Er pries, wenn jenes Gedicht des Johannes Murner vom ehelichen Stande wirklich unserem Thomas zugeschrieben werden darf, die Ehe, sondern auch Urbanus Regius und Albrecht von Eyb in dem bereits erwähnten Buche und so viele Andere; wie in der Wirklichkeit die Aufhebung des Cölibats von so viel wohlthätigem Einflusse auf die ganze Gestaltung der Gesellschaft war, wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschweifungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben diesen zum Theil aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch

---

541) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht,
wie man's denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit sein'm Sparnöselein ein frölich fein guts mütelein.
Murmau Murnar der hetscht auch mit, denn er läßt schlechts sein mausen nit.
Ursach, er hat, hätt's bald vergessen, ein Stück vom rohen Narren gefressen,
das er noch nicht verbauen kann; baut wol noch 30 Jahre daran.

diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die gemeine Prosa und Disputation oder Schmähung herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Regionen herab, daß ihr allmählig der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im 15. und 16. Jahrhundert gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Banausische in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik, in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler interessirten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel) um seiner selbst willen poetisch behandelt; vom nöthigen Hausgeschirr sang Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg von der Tischzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künste, die Fechter über ihre Handgriffe; von Falkener und Leckúchner gibt es Gedichte dieser Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeschichte; von Martin Agricola einen poetischen Unterricht im Instrumentspiel (musica instrumentalis 1528); Hans Folz müßte hier seine eigentliche Stelle haben; ee reimte vom Ursprung des römischen Reichs, und von warmen Bädern, von der böhmischen Irrung und von einem Geschenk mit Specereien. Hält man dies nun Alles zusammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit seines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verses in dieser Zeit, mit der Ue-

bung der Meistersänger und Spruchsprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrschenden Volksgesange, so sieht man immer deutlicher, wie von dem Höchsten bis zum Niedrigsten jeder Gegenstand von einem Poeten aus höchstem oder niedrigstem Stande poetisch mishandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, so konnte man sicher sein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig absorbiren und an sich reißen würden. So kam es, daß unter den ersten Stürmen der Reformation sogar die große Kluft zwischen der gelehrten lateinischen Poesie der Humanisten und der deutschen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendste Talent unter diesen seine kaiserliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, seinen Poetennamen, der ihn seiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero stellte, durch den Gebrauch der Volkssprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Vulgarpoesie ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne scharf politische Richtung gab.

6. Ulrich von Hutten.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten (bei Fulda 1488 — 1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation in der vorigen Generation genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter der jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Document für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, theils zu gründlich, theils zu enthusiastisch, theils in zu ruhiger und theils in zu bewegter Zeit, als daß sie den rechten Antheil an ihm hätte nehmen können. Nicht jeder Moment ist zur Aufnahme jedes politischen oder literarischen Objectes aus der Vergangenheit passend; doch hat schon Göthe scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken und es steht zu

erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt, denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch dünkt es mir wichtig genug, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies versinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Individuums liefert, und weil es für unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen eine inhaltschwere und höchst wohlthätige, obwohl ich nicht leugne, in gewisser Hinsicht auch eine sehr gefährliche Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit seiner ersten Entwickelung mitten in Verhältnisse, die für eine strebsame Natur eben so fördernd als vernichtend ausschlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günstlinge sich durchzuschlagen, die mechanische Kenntniß zu sammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichtesten, dem hellen Geiste und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erschüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofstelle und Pfründe war nicht mehr das einzige, was die junge Generation seit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unsterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiste nachstrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechischen Philosophen, die Cicero zuerst vermittelte, schob die christliche Scholastik hinweg, die Poesien Virgil's und Ovid's hatten in den Klassen der Gebildeten die vaterländische ganz vergessen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erschlichene Pfarre, und aus dem Kloster und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obscuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu suchen. Es trieb die Menschen eine unbestimmte Unruhe zu einem Etwas, das sie nicht

immer bestimmt vor sich sahen, und so hatte Hutten sein Kloster und Tritheim sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhunderts einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister, die stark genug waren, über den physischen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armuth und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen [542]). Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, Besitz und Wohlleben, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahr-

542) Von Wahrheit will ich nimmer lan
das soll mir bitten ab kein Mann;
auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
man mich damit zu schrecken meint;
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
und sollt es brechen auch vorm End,
wills Gott so mags nit werden g'wendt,
drum will ich brauchen Füß und Händ.

hunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, rief in seinen Elegien die ganze poetische und humanistische Macht in Deutschland gegen diese Lossier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung und alles Grausame und Harte auf die harten und grausamen Mishandler herab. Durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht später Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Thema sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name im guten Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die obscuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hispanus ver-

achteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; sie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil gelesen hatte, sie wollten keine Poeten, sondern Magister und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere neue Autoren gelesen, und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man sie fragte, was sie studirt hätten, antworteten mit: Nichts, Poesie hätten sie studirt. So wenig auch heute einer, der menschliche Weisheit für die Seele zu lernen sich beikommen ließe, vor den Plänen seiner Eltern oder den Fragen seiner Examinatoren bestehen würde, so wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juristen, jenen hochnasigen Theologen, jener inhumanen Ritterschaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er sich fühlte, Nichts zu wissen und Niemand zu sein, wenn sie ihre Kenntnisse auskramten, und die, was in ihm war von Wissen und Weisheit, tief unter aller Verachtung sahen. Damals entwarf er zuerst seine elegante Satire vom Niemand; damals warf er zuerst seine eindringenden Blicke auf die inneren Zustände in Deutschland, in dessen politischen Verhältnissen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der französische Ruhm und ein trügerisches Krämer- und Fischervolk den deutschen Namen in Schatten stellen konnte, vor dem einst der Erdkreis erbebte und dessen Schrecken durch alle Welt ging; damals sog er den ersten Haß ein gegen die Thomisten und Bartolisten, gegen die römischen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutschland, er glühte vor Scham, daß das weibische Volk der Wälschen die deutsche Kraft sollte schwächen und misbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moralische Druck, den die römische Kirche und das römische Recht auf Deutschland ausübte, mit moralischen Kräften müsse abgeworfen werden. Er will die Rechtsbücher und Glossen mit dem heimischen Gebrauche der nördlichen Sachsen vertilgen, die ungezögertes Recht sprechen nach alter Sitte, wo wir sonst 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So sehr ihn schon damals die alte deutsche Kraft in Tacitus Zeiten anzieht, so sucht er doch nur in Bildung und Frieden das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen sein, alles habe seine Zeit, und nach dem kriegerischen Alterthum der Deutschen gebühre jetzt die Pflege der Künste.

Er eifert heftig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren von schlechter Sitte, die oft mehr Bestien sind als die welche sie reiten; er freut sich daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht. Keuschheit, Fleiß, Kultur des Landes und der Geister zeichnen Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu greifen, der Italiener sein Joch nicht abwarf, der Türke den deutschen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heutige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Freimuth nichts ist neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitsache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte. Wie ist hier alles noch Umsicht und Vorsicht, wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich hinter Unschuld und Anonymität! denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus, würden mir ihrer geschraubten Weise nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung gravirt den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine Catilinarien und Deplorationen gegen den Herzog schleuderte, die, zu Pferd

auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerst seinem rhetorischen und poetischen Stile einen Schwung gaben, und aus denen in der That unschuldig ungerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward [543]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschen Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, als er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, scheint's, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe des Albrecht von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Protector jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchlinisten, der Huttenschen Familie, bald des auftretenden Luther siegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies schärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies spannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe sich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeisterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt war und im Reiche den größten Einfluß besaß. Der nationale Dichter muthete ihm in seinem Panegyricus ein Ergreifen der deutschen Verhältnisse an, das auch heute die enthusiastischen Freunde deutscher Einheit von diesen selben Flüssen Rhein, Elbe und Oder her erwarten. „Nie habe der Rhein, sagt er ihm, sein Schicksal

543) Hutten's Werke ed. Münch. II. S. 191.

in besseren Händen gesehen, und bedürfe es der Mahnung, so rufe sie dieser mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verschmähten, freuen sich deine Unterthanen zu sein und laden dich selbst zum Herrscher. Warum nun diese Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger gesucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter und das Schicksal günstig bieten, daß nicht in Trägheit und schlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erstarre. Nicht weichliche Völker sind dir anvertraut, sondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Westphalens, Thüringens und Hessens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrschen weißt, werden sich dir die Sachsen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlst, was auf dem Spiele steht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von selbst zufällt, nicht gewachsen zeigst. Der beste Theil der Erde ist dein, du hast Waffen, Männer und Schätze, und die Zügel eines großen Reiches, du kannst Vater und Bürger sein, und das Eine bedenke, daß diesen Völkern nicht sowohl Herrschaft als ein Beispiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt sich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du versprechen wolltest, was du Alles im Geiste bewegst und wie groß dein Vorhaben ist, so würde der Tag nicht hinreichen; aber du willst Alles lieber *thun*, willst nicht die Hoffnungen auf dich mehren, *versprechen* willst du nichts. Nur dies Eine willst du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker spärlicher seien. So groß bist du und willst nicht so groß gepriesen werden! Was willst du zu Hause sitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Musen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geschicke rufen." Bald steigen diese kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Constantin's heraus, mit jener Vorrede an den Pabst. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigsten und heftigsten Köpfen der Zeit! Er sollte Florenz restituiren und der Herrschaft darauf entsagen! er soll den Frieden in die Kirche zurückführen, den seine Vorfahren vertrieben! er soll den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren,

wie einst Griechenland seine Tyrannenmörder geehrt! er soll, da er als Kaiser herrschen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbste, seine Vorgänger, die Diebe und Räuber, der Deutschen Einfalt so lange misbraucht, so soll er sich nun der Deutschen ganze Grobheit gefallen lassen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der selbst von dem Kaiser ein guter Theil Freiheit autorisirt ward; an dem Hofe Albert's schrieb er seinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muster und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte, dessen Brief noch im 15. Jahrh. deutsch übersetzt war. Von dieser Zeit fing er an, sich in diesen Freimüthigkeiten zu gefallen, und sie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze selbst zu stumpfen. Mitten im ersten Durchbrechen der Schranken aber ist er auf dem Gipfel seines Wirkens. Man darf seine Bestrebungen mit denen das Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm ist dieser Vergleich für den Mann und sein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm seine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebnissen in der Zeit und aus einer ferngesunden Natur. Jener nahm den römischen Urstand Italiens zum Muster und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutsche Urzeit inmitten der neuen Verhältnisse beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkosten der Bildung, die Waffen statt des Friedens, den Krieg statt der Industrie, Hutten wollte Beides vereint. Den erstorbenen römischen Geist wollte jener ins Leben rufen, den schlummernden deutschen dieser erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach diesem bestimmten System, mit diesem bestimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm selbst und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weisen Tyrannen, dieser vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer diese und diese Form, der Geist wird sich finden, er will dies und jenes Mittel, der Zweck wird sich geben, aber Hutten will blos den Geist und sorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten ist und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß sein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, ist der Schmerz Machiavelli's, daß das seine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Gesinnung recht und

rege ist, so wird, was werden soll und kann, von selbst kommen. Ist nur ein guter Geist in Bewegung, Menschlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann ist das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, sondern den kriegerischen Sinn der alten Heroen, die die römische Herrschaft gebrochen; er schreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden sich finden, wenn nur Disciplin und Gehorsam da ist; er zeigt nicht diesen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, sondern er stellt geschichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtsein moralischer und physischer Ueberlegenheit, unbesorgt um die Erfolge; er sucht nicht die Sophisten und Pharisäer zu widerlegen, sondern er pflegt nach Kräften gesunde Kenntniß und Bildung, ohne Angst um den Ausgang; der Gedanke dünkt ihm schmählich, gegen den Despoten in Würtemberg erst die Waffen aufbieten zu müssen, er knirscht, daß es in Deutschland möglich ist, einen solchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt; er will nicht eine deutsche Einheit in dieser oder jener Gestalt, sondern Einigkeit der Gesinnung, dann wird jene von selbst zufallen; er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiser in Aussicht; er hätte mit gegebenen Landständen darum noch keinen ständischen Geist erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden reformirte und disputirte, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politischen Factionen, so wenig wie Luther religiöse Secten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie heilsam wäre es gewesen! Denn Luther's Dogma war gewiß nicht das beste, was er der Welt gab, und Hutten's bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Tacte des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten; nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand

stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, die Civilisation zu fördern, den freien Geist der Alten in die junge Generation zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen, das Falsche und Unsinnige umzustürzen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Obscurantismus gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch, so bereit sind jedem guten Regenten die Hand zu reichen, wie Hutten in seiner schönsten Zeit war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in lethargischer Ruhe seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem practischen Talente nichts vertrauen, und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen. Nur mag dies freilich wieder besser sein, als wenn die Bewegungspartheі, wie heute unser junges Deutschland, mit frivoler Moral und absurder Bildung anfängt und mit Verwirklichung von unsinnigen Chimären aufhören will.

So stand es also mit Hutten in der schönsten Periode seines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu schlimmern Entschlüssen lockte, als wozu ihn vorher sein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wissenschaften und Künste, nun wollte er auch ein practischer Staatsmann sein; mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im schönsten Gange, jetzt sollten auch die Beamten, die Hofleute und Juristen dran; kaum eben hatte Hutten noch eingesehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben, wie entfernt sie vom gesunden Menschenverstand und practischer Wirksamkeit sind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem; nur eben hatte er den Deutschen zu ihrem Mark das Hirn

gewünscht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünschen möchte) und bald ist es ihm mehr um die Kraft als dem Witz zu thun. Der makellose unbescholtene Wilibald Pirkheimer, der Mann, den selbst der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er sich an Albrecht's Hofe befand, allein den Musen fortzuleben; er hätte ihm folgen sollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet sein innerstes Wesen und lehrt, wie in dem vortrefflichsten Menschen Consequenz und Unsicherheit, Selbstkenntniß und Selbsttäuschung, ächter und falscher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerstrebe, sagt er, seiner Natur wie seinem Alter, sich in scholastische Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen, er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Dies ist ganz die Sprache, die auch wir so oft hören, als ob Lernen und stilles Wirken nicht auch etwas gethan wäre; nur daß wir sie freilich von keinem Hutten hören, der damals bereits so großes gethan hatte, wie er kaum größeres noch zu thun erwarten durfte. Die Studien, schreibt er weiter, könnten ihn nicht von den Menschen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß sei; und habe er in der Wissenschaft ein kleines Verdienst, so verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wissenschaften aufgeben, weil er sich an Albert's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obscuren, denn dieses Unkraut müsse vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wissenschaft wuchern könne, diese Nebel zerstreut, damit das Licht der wahren Weisheit leuchte, der Verkehr mit den Alten offen stehe und die alte Barbarei vertrieben werde. Er preist Pirkheimern glücklich um seiner edlen, bildungsvollen, kunstreichen Vaterstadt willen: in seinen Ritterstand ziehe diese Liebe zur Kultur langsam ein. Darum müsse man sich jetzt an die Höfe, an die Mäcene, wie Albert, drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder seine Natur oder sein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er solle diese Glut erst sich kühlen, diesen unruhigen und strebenden Geist ein wenig ermüden lassen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von seinen Studien, es sei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menschen sei er oft allein. Wohin solle er sich

auch wenden vom Hofe weg? Auf seine Ritterburgen? Da sei nichts als Streit, Hader, Krieg und Ueberfall, eine festungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Pulver und Thiergeruch umher, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu Sorge für den Landbau, dazwischen Miswachs und Nothdurft, und ewige Sorge und Angst. Zu solch einer Ergötzlichkeit und Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er sorglos sein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorsichtig die Lockspeise. So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockspeise vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend sein, sich in Leben und Wissenschaften zugleich versuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geschichte so ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten schreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der seine populare Wirksamkeit bereits erprobt hat, wohl verführerisch sein, sich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herschaft zu stellen, um von oben her leichter zu überschauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutsche Geschichte so unaufhörlich bewiese, daß wir nichts haben und werden sollten durch Höfe und Regierungskünste und Academien, sondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie sonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichstädten den Rücken kehrt, als wären sie eine Welt für sich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verschlossen wäre, und daß er plötzlich die Ritterschaft bekehren will, die er immer für unheilbar angesehen hatte. Er erkannte so im vollen Maaße an, daß die ganze moralische Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen, die Ritter überholten, er gab ihnen ihren Vorzug, den sie um so mehr verdienten, da sie Ruhmwürdiges unter größeren Schwierigkeiten vollbracht; er sieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen selbst durch seine Trägheit verschuldet, da er seine Bildung in Tiefe und Schmutz habe herabsinken lassen, da er freiwillig aus den Vortheilen und Besitzen gewichen sei, die jene mit Recht ergriffen hatten, da alles Verlassene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigstens theilweise aufgeben, um diesen sterilen zu bauen? jenen vollen Strom verlassen, um diese stehenden Wasser in Lauf zu bringen, was die gleiche Thorheit ist, wie wenn heute die Bewegungsmänner große

Ziele verfolgen, ehe sich unter Höfen, Heeren, Gewerben, Adel, Gelehrten, Mittelstand, Bauern oder in irgend einem Theile der Nation eine geistige Kraft im wirklichen Leben zeigt. Und indem Ulrich seine Thätigkeit nun in diese gefährlichen Regionen verpflanzen, practisch in die politische Welt eingreifen will, so will er das, da ihm noch Feuer und Leidenschaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit diesem Temperamente die Schlangenkünste der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte und Schlankheit eines Albert und endlich die großen politischen Verhältnisse der Nation zu influenciren, mit dem er nicht einmal in der Wissenschaft auszukommen getraute? So sehr verkannte er jetzt, was sein Beruf sei! Denn überall sind in Staatsgeschäften die kalten und besonnenen Talente so wesentlich, wie in wissenschaftlichen Revolutionen, wenn es sich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlassen, die üppigen Geister und feurigen Ingenien, die Hutten und Lessing, an ihrer wahren Stelle sind. Schwerlich also konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf seiner neuen Laufbahn sich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz fesselte ihn plötzlich, er bedurfte auf einmal einen glänzenden Wirkungskreis, er wollte eine würdige Stelle seinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil sie seine schreibermäßige verachteten. Er will sich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es scheint schon mislich, daß er so vielfach wiederholt sagt, er wolle nicht hoch steigen, daß er nicht tief fallen könne, nicht viel aufs Spiel setzen, um nicht viel zu verlieren; er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig versuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er schwanke, versichert er, nicht unsicher zwischen verschiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Asyl wisse, so wolle ers annehmen. Er habe sich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmuth, den Hutten damals

angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, und mags doch Recht oder Unrecht sein, ich würde ihm um dieser beiden Streiche willen viel mehr verzeihen, als man ihm verzeihen muß, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Humanität und Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albert sogleich vergessen, so wenig war er für jenes geschaffen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und publicirte ältere Schriften, die mit den Tagsgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte sie genug geadelt, die Hutten's Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit Sickingen sollte nun sein Gleichmuth die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albert wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er, daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war,

und daß er die Kriegsregel vergessen hatte, keinen Feind zu verachten. Er sah sich getäuscht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen sollen; er wandte sich an die Fürsten zweiten Ranges, er suchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langsameren Franz bearbeitete, schleuderte nun Hutten seine Mahnungen und Gespräche, wandte sich an alle Stände und an die Landsknechte[544]) und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutsche Geld den Römern zu entziehen, den Bischof von Rom herabzureißen von seiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geistlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache schon so im Gange war? Warum wollte er nicht dem Volke die Sorge dafür überlassen und Alles selbst thun, indem er von Ungeduld verzehrt wünschte, daß ihm die Macht der Fürsten oder den Fürsten sein Wille gegeben wäre! Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeschirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegossen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menschheit verantwortlich wäre! Er sann über Verschwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, sondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er stets für Alle zu arbeiten sich bewußt war, hoffte er, daß auch Alle für ihn arbeiten würden, und edel und uneigennützig, wie Er war, erwartete er, sollte der große Haufen gegen ihn sein; weil er des Volkes Ehre erweitert, sollte es sein Heil nicht vergessen, und nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was

544) Und ob mir nach thut denken
der Kurtisanen List,
ein Herz läßt sich nicht kränken
das guter Meinung ist;
ich weiß noch viel, wölln auch zum Spiel
und solltens darum sterben,
auf Landsknecht gut und Reitersmut,
laßt Hutten nicht verderben.

er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Vulgar-Literatur von Epoche zu werden, hierher fallen jene Dialoge und Gedichte, besonders die Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jahrh. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug, er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, das Land dem Papismus geschlossen, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt; manchmal nicht zu gehorchen sei der höchste Gehorsam; dem irrenden Befehlshaber müsse man nicht in den Irrthum folgen, dem Fieberkranken nicht die begehrte Kühlung geben. Als er Kultur und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor; sonst hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit, ihre Mäßigkeit und Armuth; er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das frugale Landleben; Jagdlust und Anarchie hatte er sonst als den Ruin des Landes angesehen, jetzt erhebt er die gymnastische Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Monopolisten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingen's Waffen zu bieten. Aber diese Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Geschichte und Erfahrung, ohne Gewissen und Sitte, die die Gesetze lenken und ordnen sollen, diese in eben der

geeigneten Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, ihre Glossen eben so zu vernichten, wie die scholastischen Spitzfindigkeiten der mönchischen Scioli, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach 3 Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglücklichen Gier und Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach 3 Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurz weg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Er meinte, die Fürsten sollten nur die Lappalien der Rechtsgelehrten einsehen lernen, so wäre es um alle Bartolisten geschehen, aber er vergaß, daß über drei Jahrhunderte dazu gehört hatten, bis man die Lappalien der Theologen einsehen gelernt hatte! Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, bleich und erschöpft von Nachschlagen mit Citaten die einfachsten Dinge verwirrte und mit Ueberhäufung von Beweisstellen die absurdesten Sachen durchfocht, und so viele Mühe anwandte, das Recht zu verdrehen, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen, und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine [545]),

545) Hutten's Werke V. p. 59.

die Anschauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatorischen Bestrebungen in der Poesie sich aussprachen; zugleich enthält es wie in einer Quintessenz fast die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's, und es entfaltet seine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menschen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falschheit hinzutreiben, damit diese Nation einsehe, wie weit seine Gnade da sei, wo man von seiner Gottheit schreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Priester heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm solle er verleihen aus seinem Munde zu sprechen, ob man ihm schon darum nach dem Leben stelle. Die Priester sollen weltliche Ehre nie vor Gottes Testament setzen, wie Christus selbst Beispiele genug gegeben, dessen Reich der Himmel war und der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabst Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben strebt und den Schlüssel hintansetzt. Er schätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weise und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? den Priestern steht ihr Muth allein auf Prassen, auf kostbare Gewänder, auf Bad gehen und Frauenscherze und Müßiggang. Ist das ein geistlich Leben, so müßt ich sprechen, das Gottes Wort nicht gerecht sei. Und wer nun solches gern zum Besten änderte, den heischen sie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde sei, und seh ich sie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildstock die Straße zeigt, die er nicht selber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die sie im deutschen Lande treiben. Noch ist die Welt so blind, daß man nicht die Wahrheit verstehen will. Er schreit jetzt deutsch an das Vaterland, sich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu lassen, nicht allein den Wälschen den Narren zu machen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabst, seine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzusenden, die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Fasten singen. Den Deutschen muß man diesen Rauch von den Augen blasen, denn wären sie klug, so hätte das Evangelium vor diesen Fabeln seinen Ruhm. Er schildert das Unwesen, das er in Rom mit seinen Augen gesehen und das Buben-

volk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden ist, daß solch unnützes Volk unsern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Fastenzeit, nicht die Fleischbank geschlossen gesehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu essen kauft. Was so lange unser eigen gewesen ist, das kaufen wir jetzt in Rom und diese Zahlung hat kein Maaß und was ehedem 100. Gulden war, das müssen jetzt 1000 sein. Da schatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit seiner Habe einen Bischof kauft, der dann mit Waffen und Harnisch reitet, statt zu beten und zu predigen, während er dies sein Amt einem armen Knechte überläßt und sich der Geistlichkeit schämt. So haben wir uns Herrn gekauft, statt daß das Volk sich seinen Bischof wählen sollte, der der Tugend voll und mit Kunst, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, diese Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutschen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu sein, diesen Schaden und Schande auszutreiben; du sollst Urheber und Vollender sein, so will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag und begehre darum keinen Lohn, keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes ist nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutschen Herzen werden sich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammen zuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutschen, jetzt ist die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott Kunst bescheert, daß wir die Bücher verstehen, wohlauf, es ist Zeit, wir müssen dran. Ehedem haben sie Wahrheit und Glauben entstellt nach ihrer Willkühr und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus verbrannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth, ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen wider sagen die

uns mit ihren Bann schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht das ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selbst ist von Sünden schwer, und mich vom Himmelsthron stoßen, der selber so weit davon ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben ihm einen grauen Mönch mit Holzschuhen zugeschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, ist Niemand den diese Tirannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Ich habe nicht Unrecht gethan und nur dem Pabste die Wahrheit gesagt und darum hätt ich mich verantwortet; weil er aber kein Recht gegen mich hat, denkt er trüglich mich heimlich zu dämpfen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf, sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns Betrug überschwätzt und ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That und weisen Rath gefunden, die wenn sie um den Christenglauben streiten sollten laufend die Schuhe wegwerfen würden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. — Dies sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl und das Evangelium wird nicht geachtet; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich

alle Fürsten und den Adel und die Städte und wer sein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und Reiter und wer all freien Mut hat, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag in Guten sein, so kost es denn Blut, da es sich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieser Sache, obwohl sie uns viel von geweihter Priesterschaft sagen werden, denn diese treiben nicht Priesters Amt. Die Frommen wollen wir ehren und sie allezeit lieben, die Bösen aber und ihr schlechtes Beispiel tilgen. Wer diesen Handel mit mir treibt mit reinem Gewissen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Ist Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutschen, wir haben Harnisch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, so laßt uns die gebrauchen. Mit uns ist Gottes Hülfe und Rache, wir strafen die, die wider ihn sind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in seiner Stadt die Sachen beschweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunst, wer wollte in solcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Der Dialog, die Anschauenden [546]) ist, wie so viele andere lateinische von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten sich über das Erdvolk. Die Italier seien so herab, daß sich kaum noch einer zu waffnen verstünde, und man sagen möchte, es sei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutschen zechten und ließen sich dabei im Kriege leicht verlocken, sie seien je die besten Krieger gewesen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier seien vor allem fleißige Diebe, sonst im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Prassen und Rathschlagen? das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren eine Procession und Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem

546) Werke V. p. 330.

Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dies sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte gepriesen wird, deren Zucht und Scham, deren Glauben und Vertrauen in ursprünglicher Reinheit gepriesen werden. Sie seien frei, rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Absolutz bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte giebt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preiß.

Daß das Lucianische Gespräch und der plautinische Dialog in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans Sachs und Folz und Anderen stets als Dramen betrachtet, oder Fastnachtsspiele genannt werden. Aber auch die ironisch naive, oder populär belehrende, oder allegorisch darstellende Manier machte sie dem Geschmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Besprechung und Verspottung von Zeitverhältnissen der Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anspruchlosigkeit und Leichtigkeit so em-

pfindliche Form gedacht werden kann, so daß man sich billig wundern würde, wie in solchen Tagen wie die unseren, die an so manchen versteckten Gebrechen und Widernatürlichkeiten leiden, der gesunde Menschenverstand und die schlichte Natur nicht irgend einmal in diesem Gewande sich zu zeigen wagten, wenn man nicht diese Natur und diesen Verstand fast eher für verdrängt, als blos für zurückgedrängt ansehen müßte. Damals ergriff man diese Form mit einer Lebhaftigkeit und Begierde, daß sie bald so allgemein ward, daß lateinische und deutsche Poeten, die berühmtesten und obscursten Männer, Pseudonyme und Anonyme, Gelehrte und Bauern sie gebrauchten, und daß sie ganz so wie das historische Lied im 16. Jahrhundert in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch so geschickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas poetischeren Sinn hatte, der konnte ihr die poetische Seite abgewinnen und eine Art von Action damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anschauendem gethan; oder der Nüchterne konnte sich blos aufs Erörtern und einfache Besprechen des Gegenstandes beschränken, so wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben diese Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Dialoge fort, so lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern; von der ersten Art sind viele Satiren über die Reformationsgeschichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem schmalkaldischen Kriege, die stechend und beißend, oft nicht ohne satirisches Verdienst, aber meist blos trocken erörternd, ohne Charakteristik, ohne dichterische Anlage und Einkleidung sind. Auch gingen in diesen Zeiten schon historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen in Poesien ein, die keiner poetischen Auffassung mehr fähig waren; Gedichte oder Gespräche vertraten dann nur die Stelle von pikantern Zeitungsartikeln und Carricaturen, und machten allen Unfug in Reich und Kirche, aus allen Städten und Winkeln mit jenem ersten Wetteifer bekannt, der keine Hemmung achtet und kein Maaß kennt. Es war eine Zeit der Ausschweifung, der Uebertreibung des Naturtriebes und der Ausgelassenheit in allen Fächern; alle Fächer können ihre Eulenspiegel in diesen Zeiten aufweisen, die Theologie ihren Sebastian Frank, die practische Reli-

gionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Faust, die gesammte Wissenschaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunst ihren Theophrastus Paracelsus; die Poesie aber vollendete jetzt ihre Ausschweifung in die sie sich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme; und schon, werden wir sehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poesie in heilige Zufluchtstätten vor der Gemeinheit retten, in die sie zu versinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle sicher und leidenschaftlos saßen, das ganze Gebiet der Poesie von dem Kothe zu befreien versuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unsinnige Wesen der ganzen Zeiten durch allerlei poetische und unpoetische Schriften in unsinniger Manier anfochten, wie Fischart; und endlich ließ man die vaterländische Poesie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeschickteste aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angestimmt, von andern auch alsbald einzeln nachgeahmt war, wurde seit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Factische ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünsche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgesinnten machten sich in tausend Flugschriften Luft und die Polemik in Versen und Prosa gedieh schnell zu einer Licenz und Heftigkeit ohne Gleichen [547]). Zahllose Pamphlete machten sich über die Klerisei her, über ihren Hochmuth und Geiz; mit einem glühenden Hasse verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienstes, das Gaukelspiel der Cermonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anstellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchrist mit dem Worte Gottes geschlagen und mit Thomisten und Sophisten siegreich gestritten, fand seine Anerkennung im Gesang; Hunderte von Vertheidigern stellten sich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben sich Hunderte von Stimmen aus dem Volk, dem Hutten sangen die Landsknechte zu, des Sickingen ganzes Leben und seine Fehden wurden gereimt und

547) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. von Joh. Voigt, in Raumer's hist. Taschenbuch, 9r Jahrg.

die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels; und dem edlen Churfürsten von Sachsen wußte man für seine gefahrvolle Unterstützung ruhmvollen Dank. In poetischen Erzählungen, die mehr den Ton der alten Allegorien tragen, läßt man die alten Helden Ariovist, Hermann und Barbarossa aus den Gräbern steigen und sich der guten Sache annehmen und gegen die Römer zu Waffen rufen. In einem Liede (newlich geschmidet durch Myster Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Pabst den Kaiser an, den Mann zu vertreiben, der alle seine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will; Er sei jetzt aller Welt ein Spott, und sein Ablaß werde beschmutzt und beschimpft, und um seinen Pfründenmarkt sei er gekommen, semel pro semper und Regreß und Adjutory und Reservat liege allzumal im Koth, sein Grempelmarkt habe gar kein Ende, und Gott wolle den römischen Kaiser schänden, der ihm hätte helfen sollen, da er nun seinethalb nach Betlem gehen müßte. Auf dem Reichstag in Worms unter rothen Baretten und Sammetschauben bewährte der Mann seine gerechte Lehre und die mit ihm disputirten, sagten nur von blauem Zwirn, der in der Tartarei verwirrt war. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben sodann den beliebten Gesprächen neue Nahrung. In satirischem Gegensatze disputirte hier nicht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn; sondern der gute gerade Verstand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen und Scholastikern, sondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karsthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohschneider mit dem Holzhauer, der Schuster mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer, und überall schickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfsinn heim. Nicht allein die Gesprächsform, sondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik besonders stark war, führte man dieser Art Gespräche oder Fastnachtspiele von Nicolaus Manuel auf. Dieser Berner Maler[548]) (1484 — 1530) war vielleicht unter allen den reformistischen Poeten des Tags der ebenbürtigste mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geschichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des

548) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneisen. Stuttgart 1837.

h. Franciscus paralysiren wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle selbst in prosaischer Rede erzählt; dann machten 1522 seine zwei Fastnachtspiele vom Todtenfresser und von dem Statthalter Christi, in Bern aufgeführt, den tiefsten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falschen Wunder gewählt hatte, „christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft" zu unterscheiden. Das erstere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmesse an und verbreitet sich erst in duldsamer Ironie über die Unsitten der Geistlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Christenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeste Sauhirt in dieser Welt zu sein. In dem anderen geht der wirksame Scharfsinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, mit dem sie die Handlungen und Aussprüche Christs mit dem seines Statthalters verglichen, in belebte Darstellungen und dramatische Aufführung über; der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit Bannern und Fähnlein, und seine Garde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen und Schlangen, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre. Vom Jahr 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's wesentliche Förderung, durchdrang, ist dann sein muthwilliges Spiel von der sterbenden Beichte. Hier ist Manuel's satirischer Geist, der noch jetzt unter seinen Nachkommen in Bern spukt, am sinnreichsten. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Epistel der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. (Einzelheiten dieser Art sind jetzt häufig erscheinende Vorläufer der Fischartischen Manier.) Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker, Mönche u. A. die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle uud Haus zerstört. Der Meßner

soll ihr unseren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde sein Fußschemmel, wie sollte er ihn aufheben? der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt still davon und lassen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saal zu Paris (1524) und des Masenius Nachricht von dem pantomimischen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer sinnreichen Allegorie erst Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzscheiter ausstreute wie zum Aufheben für jedermann bestimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen suchte, hierauf Luther den Haufen in Brand setzte, der Kaiser mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löschen suchte und zuletzt der Pabst im Rettungseifer statt Wasser Oel hineingoß. So ist auf Schloß Rämbach 1531 das sogenannte Bockspiel aufgeführt worden, das man dem Cochläus oder Murner zuschreibt, worin Luther und einige Hauptgegner der Reformation und dann mehrere Repräsentanten der Stände auftreten, jeder seinen Spruch spricht und wieder abgeht. Hierzu müßte man alsdann die schon etwas spätern lateinischen Stücke des Naogeorgus rechnen, die ins Deutsche übersetzt wurden. Bekanntlich ward die deutsche Sprache und Reimform für die (anfänglich lateinischen und prosaischen) Streitschriften der Notabilitäten der Reformation und ihrer Gegner bald gebraucht, denn der Antheil des Volks zwang dazu und verhieß einen leichteren Sieg. Zwischen Stiefel und Murner entbrannte nämlich ein Liederkrieg wegen Luther und seiner Lehre und da einmal Murner im Zuge war, so häufte er dann seine Satiren und Schmähschriften gegen die Reformation in allen Formen und Gestalten und hatte die Vergeltung schwer zu tragen. Denn der Karsthans, Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn geschrieben wurden, sind von den geglücktern satirischen Gesprächen. Erasmus Alberus, den ich noch unten erwähnen muß, ist einer der gefährlichsten Gegner des Papismus durch seine Fabeln, durch seinen Barfüßermönchs Eulenspiegel, durch seine Reime und Prosa gegen Witzel geworden, ein trefflicher Vorläufer Fischart's in viel mißlichern und dringendern Zeiten. Emser's Kampf mit Luther spielte sich aus lateinischer Prosa in deutsche Verse über und knüpfte sich an den Bauernkrieg, der in vielfachen mehr historischen

als poetischen Stücken behandelt ward, und den Emser dem Luther Schuld gab. Staphylus und so viele andere wurden in Lieder gebracht, die sich Mühe gaben, dem Pabste den Hut zu flicken, den ihm Luther verhauen; gegen die „Jesuwider" beginnt bei ihrem ersten Auftauchen in Deutschland die öffentliche Befehdung. Der Bauernkrieg hat fast alle öffentlichen Stimmen gegen sich, und dies beweist, wie sehr sich Hutten in der Zeit irrte, da ihm unstreitig, nach der Art, wie er schon die Bauernaufstände des vorigen Jahrzehents zu seinen Ansichten benutzt hatte, diese Begebenheit sehr bedeutend und einladend zum Ergreifen würde geschienen haben. Von dieser Begebenheit an tritt dann nicht leicht eine andere von einiger Wichtigkeit in die Geschichte ein, die nicht in geschichtlicher Erzählung oder im Lied oder Gespräch wäre behandelt worden. So geschah's mit der Vertreibung des „großen Scharrhansen" Heinrich von Braunschweig, die kein kleiner Triumph für die Protestanten war. Luther und der Churfürst von Sachsen gaben hier den Ton selbst in jener ungeheuer groben Art an und es war kein Wunder, daß man keine noch so starke Fiction scheute, die den „Hanswurst" zu dem Teufel und der Hölle verwies. Die Schlacht von Pavia und mit ihr Karl V. waren eine Zeit Gegenstände von Nationalliedern geworden, bald aber wie des Kaisers Plane hervortraten, die Nation unter seinen spanischen Gehorsam zu bringen, richteten sich die Landsknechte gegen den „Butzemann" und seine Fremdlinge. In dem schmalkaldischen Kriege war der Eifer der lauten Meinung so groß, daß Reichsgesetze von Karl gegen die Sänger und Spruchsprecher erlassen werden mußten, welche die geistlichen Stände bei den weltlichen, die weltlichen bei den geistlichen verächtlich angriffen und Zwiespalt dadurch stifteten. Es regnete in diesen Zeiten Pasquille und Satiren, meistentheils den heftigen Sinn gegen das heuchlische und glatte Kätzlein Interim, gegen den Kaiser und gegen Rom, seine Hure, und deren Töchter Paris und Köln aussprechend, durchaus reformistisch, oft bloße Zusammenstellung biblischer Stellen, oft feurige und kühne Vermahnungen, oft kecke Lieder, die zu der religiösen Begeisterung noch die für die Befreiung von fremdem Zwange hinzufügen, oft witzige Sprüche auf historische Personen, die im Munde der Leute gingen. Die Helden dieser Zeiten, Moritz von Sachsen, Landgraf Philipp, Johann von Sachsen, Albrecht von Brandenburg u. A. traten in

Gesängen oder Reimgeschichten auf. Diese Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in rücksichtsloser Freiheit dauerte bis zu den berüchtigten Grumbachischen Händeln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II. Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel gesetzt ward. Im dreißigjährigen Kriege tauchte die historische Poesie noch einmal kriegerisch und satirisch auf, allein schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts war sie mehr friedlich geworden und zog sich jammervoll versunken auf festliche Begebenheiten, wo das einzige glückhafte Schiff von Fischart eine nennbare Ausnahme macht; bald ward sie wieder höfisch, und in dieser Eigenschaft werden wir ihr wohl im 17. Jahrhundert noch begegnen. Auf diese Dinge analysirend einzugehn, ist natürlich weit eher die Sache der politischen oder Culturgeschichte, die Literaturgeschichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser Gebrauch der Poesie sie völlig ruinirte. Wo irgend eine Seite des Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwendigerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiste, den die Zeiten gaben, eine elegantere Form geliehen worden, die aber wieder verschwand. Und sobald dieser Gattung vollends der große Inhalt genommen war, so wäre mit ihr der letzte Rest unserer Dichtung ganz versunken, wenn sich nicht indessen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählig zu ganz neuen Entwickelungen der Poesie gelangte.

7. Hans Sachs.

Wer es zuerst empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494—1576). Wie von dem größten ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir von diesem selten begabten Manne sagen: man muß ihn historisch würdigen, um sein Verdienst zu

erkennen und seinen Werth darnach zu bestimmen. Er steht wie der Mittelpunkt zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, was die Nation erschaffen hatte und legt den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte, er umfaßt die poëtische Vergangenheit des Volks und behandelt namentlich alle Formen und Stoffe vielfach, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben, wirft sich auf die Form am entschiedensten, und bildete sie zuerst unter uns etwas kunstgerechter aus, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb, er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist ein Reformator in der Poesie so gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem, aber nicht geringerem Talent als Beide, regsam und unermüdlich beschäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Repräsentant einer Dichtungsart verspottet, aus der er hinweg rang, noch jetzt meistens als der Fürst des Meistergesangs genannt, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht des Druckes für werth hielt, bis erst in der neuesten Zeit unser größter Dichter zeigte, welche Keime in seinen poetischen Formen und seiner Sprache lagen und ihn so zur Beachtung und Anerkennung brachte, wie Lessing und Voß der lutherischen und humanistischen Aufklärung ihren endlichen Sieg sicherten, so daß man nun den alten ehrwürdigen Meister unter den ersten Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geistern und Charakteren so ungemein fruchtbar und gesegnet war.

Wir stehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unserer deutschen Poesie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerst unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrschenden Gattungen nach episch und lyrisch, diese didactisch und satirisch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und

fesselnden Stoff ausgehend, diese auf eine reine Moral; jene, obwohl meist erzählend, doch weniger plastisch als diese, die zwar meist belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beispiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit ekler und delikater Vorsicht gerichtet, diese auf das Groteske und Carricaturartige mit derber, plumper, bäurischer Rücksichtslosigkeit; jene ganz Anstand und Convenienz, diese ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieser Alles voll Mutterwitz und gesundem Verstande. Die ältere Kunst war musikalisch und voll Empfindung, die spätere volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernst der erstern, die Gemeinheit das Erhabene, das Factische das Abstracte, das Lose und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfische, der Leichtsinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühseligste Ueberlegung, die natürliche Philosophie die geistlich-mystische und sophistische, der Naturmensch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unsinnigen Cultus. Die ritterliche Kunst war meistentheils ihren Stoffen nach fremd und extravagant, die volksthümliche war endemisch und vaterländisch; mit dem Vaterländischen, was unter der Blüthe vegetirte, war das Fremde im Kampf, mit dem Fremden, was die letztere aufnahm, stand das Vaterländische im engen Bunde; das Fremde war in der letzteren Zeit das Antike, in der ersten mehr das Gleichzeitige, oder doch das modernisirte Alte. In der älteren Kunst hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewiesen, in der späteren wies Alles darauf hin; galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, so galt sie hier Alles; war dort der gesunde Verstand minder thätig, so hatte hier die Einbildungskraft fast keinen Theil mehr an der Poesie; stand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, so war hier Alles Gelegenheitspoesie. Wir waren von Einem Extrem vollkommen auf das andere übergegangen und auch das Local zeigt uns diese totale Veränderung an. Früher standen wir immer im Westen und Süden, jetzt rücken wir nach Osten und Norden. Die Kunst hatte ordentlich einen Zug von Westen nach Osten, von Süden nach Norden genommen, ganz so wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that, so wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima stockte, so ging die neuere Kultur wie sich Handel und Wandel massenweise

nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Förderende auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte, so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art und ungeheuchelten Wesens den Dichtern der Volksklasse; so sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungsparthei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich wie so viele andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder, wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten frühe geernteten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang und Beispiele so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete.

Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheuere Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er führt uns in die plebejischen Haufen, aber man sieht sogleich, er gehört den Edleren an, die sich in eine reinhaltende Gesellschaft zurückgezogen hatten; er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt er selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmuth raubt. Er sieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will sie nicht reformiren; nur sieht man, daß er der Bürger einer Stadt ist, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstandes, des Haushalts, der Bildung stand; deren Glückstand von jedem Dichter seit Rosenplüt gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben war, deren Verfassung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente gebar nicht nur, und nicht nur fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zusammen verstanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in humanen Wissenschaften und in den freien und plastischen Künsten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meistergesanges war; die durch mehr als **100** Jahre von Rosenplüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Vischer, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern schloß, die eine solche Fruchtbarkeit von Künstlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutschen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutschen Lande die Kunst- und Gelehrtengeschichten sich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italischen Republiken theilweise übertroffen werden. In dieser Zufluchtstätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrschen; er übersah aus der Ferne und verwirrte sich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, aus jener eifrigen antikatholischen Familie, ein

Schriftchen gegen das Pabstthum ausgehen[549]), welches sehr selten geworden, weil es der Rath von Nürnberg wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiser und Pabst verbot. Damals beschwerte sich der Rath, daß dies Büchlein die Censur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernstlich zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen. Damals geschah das, und weiter war es nicht nöthig, denn seine übrigen Schriften für den Protestantismus sind scharf und bestimmt, aber immer mäßig und ruhig und von jeder Extravaganz der Form oder des Inhalts völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht interessiren können, aber es interessirte den stillen Melanchthon; es konnte keine stürmische Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs, allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhunderts schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte[550]) als die moralischen Auctoritäten in der Nation, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem vulgaren Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er, wie Murner, diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben, und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte. Wie er dies that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt

549) Eyn wunderliche Weyssagung von dem babstumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen sol, jn Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuserkloster und ist seher alt. Eyn vorred Andreas Osianders. Mit guter verstendlicher Außlegung, durch gelerte leut verklert. Welche Hans Sachs yn teutschen reymen gefaßt und dazu gesetzt hat. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunst und Lit. Geschichte S. 99.

550) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero; wir kommen wohl noch mit einem Wort darauf zurück.

(der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentliche schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern sein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlagen bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelte, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt; es ist wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeschicks in der Behandlung auch der kleinsten Intrigue, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein ich glaube, man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, empfänglichen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Collisionen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, bei so eifrigem Eingreifen, bei so viel Anerkennung immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen

für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten, und vom augenblicklichen Beifall, von einer geringen Aussicht geirrt, nach Dingen strebten, die unerreichbar, oder nicht einmal begehrenswerth waren. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, ihn erleuchtet und mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Bekämpfung des Lasters, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk und seinen Stand, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutschland schon laut ehrte, als er sich wie eine seltene Erscheinung unter seines Gleichen geehrt sah, immer in großem Gleichmaaße und mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dies ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Hutten's einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der individuellen Polemik einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen; Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Proclamationen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender

Versammlung über sie unterhalten, und nützte mit seinem sanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle; er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Sätze und Doctrinen, hielt sich fern von scholastischen Fragen und dergleichen, was den Meistersängern vor nicht lange gar nicht so fern gelegen war, er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte von Hoch und Niedrig, die er sah und mit den Händen griff, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ sich von dem arroganten, groben, zelotischen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten, seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher und weit edler als Hutten's, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischart's, und nächst der des Luther ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unsere Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen des Hans Sachs einzuführen, ich will sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die man bisher nicht unterschieden hat, die aber für die historische Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der Einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen, preist die eheliche Liebe vor der abentheuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun, er gibt schon frühe (1517) in

seinem Hofgesinde des Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen, er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin, und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ersten und komischen Werken der ewige Angelpunkt, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht; und wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimlicher Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in Büchern oder Häusern in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herrschende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausstand in Städten und Dörfern zu verdammen, zu verspotten und zu verwünschen. Erinnern wir uns, daß der von dieser Seite so empfindliche und reine Mensch in seinen feurigsten Jugendjahren, als ihm kaum sein innerer Beruf aufgegangen war, erlebte, daß gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieser heiligen Liebe und Keuschheit entgegenzuhandeln auffordern mußten, deren wirkliches Leben in diesem Bezuge im höchsten Grade anstößig und schon so lange her bekämpft worden war, daß gegen diese privilegirten Ehebrecher und Ehespötter aus ihrer eignen Mitte Luther auftrat und wie von vielen anderen, auch von dieser Seite ihr schnödes Treiben mit Worten und Werken zu bekämpfen anfing, wie erklärlich wird es uns sein, daß sich der gradsinnige Mann mit innerem Jubel auf diese Seite schlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit Klarheit auffaßte, mit unermüdetem Studium die evangelischen Texte sich ganz aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton, und die Richtung derselben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihr aus auf die entferntere Quelle des reformistischen Geistes, auf die Alten, hingewiesen ward und mit einer Liebe einging, die seine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 schrieb er seine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit so viel Entschiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um seine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzusehen, in welcher Weise die evangelische Doctrin Luther's langschlafende Gedanken des ehrbaren

Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, und wie sich der grade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, die Finsterniß und den Aberglauben aufhellte, und, um bei der Darstellung unseres Meisters in dem genannten Gedicht zu bleiben, wie sie mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten und sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, und wie sie allem Gebelfer seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, Prunk und Hohlheit, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund, gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Clerisei, gegen die willkührlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe des Herrn scheren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischoffshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst; dagegen hilft kein Bann, kein Reichstag, kein Gegner, keine Schule, keine Predigt, keine Geistlichen und Laien, keine alten Weiber, Zopfnonnen und Greise. Ueber alles, was mit den neuen geistigen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Partheisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle Opinion bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu ver-

dunkeln anfingen, die Theologie weinen [551]), die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet, mishandelt und verunreinigt wird [552]). Er sieht wohl, daß durch Luther's Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist [553]), daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben, er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl, daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen, und es im Leben verläugnen [554]), daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformation verketzern, von den Priestern, welche sie politisch verschwärzen, so daß er das klagende Evangelium aussprechen läßt, es werde vor den Maulchristen, den Romanisten und Religiosen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müssen in die Fremde [555]), ohne daß er darum verzagt die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch sich näher auf das Irrsal, die vielfältige Opinion, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulassen, in dem er scharfsichtig einen fressenden Schaden des Protestantismus erkannte.

Das aufmerksame Beachten der religiösen Interessen von Deutschland lenkte Hans Sachs von selbst auf das deutsche Reich und seinen Zustand, besonders zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs.

---

551) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94.
552) Ib. I, 1, 80.
553) II, 4, 100.
554) I, 1, 81.
Also mit großen Schanden bei Freunden und Bekannten
muß Gottes Wort allein nur ihr Schanddeckel sein,
der ander große Hauf verstockt nimmt gar nicht auf
mich die himmlischen Wahrheit mit meiner hellen Klarheit,
sondern mit Wort und Leben bleibens in Lüge kleben,
die ihnen schmeckt vil baß.
555) Also werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich sei gleich wo ich sei,
erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten,
und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen,
die ich nicht ziehen kann.

Im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder offene und uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise; er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten [556]; der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde; man will Noth und Armut über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden; Mercur soll mit seiner Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist; Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug; Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einst sah sie Luna in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden wird, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Ruins im Staate; nicht zufrieden sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Opinionen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen simplificirten Verhältnissen abhalten, zu denen jede Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten,

556) I, 4, 401.

obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß schon Augustin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Gesetze, während seitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und so viele Statute, Constitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors dazu gekommen und so viele Nußschalen vorhanden seien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne; und so läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, dessen studirter Sohn ihm ein glossirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Glosse hinweghacken. Klar ist vor des Meisters Blicken, daß das Saugsystem der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Practiken, Ränke und Aufschübe der Gerichte, die Sucht im Bürger, die Pracht des Adels nachzuahmen mit allem Lug und Trug, kurz daß die Bedrückung von oben [557]) und die Unruhe und Strebsucht von unten der Verderb des Landes sei. Gern möchte er sich der schlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erscheint ihm (1540), wie er sich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er versichert ihn, er solle das unterlassen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beßte; der Böse will ihm aber nur auf die Eidleistung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt den Frieden [558]) durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es versuchen. Er ging zu den Fürsten und fand Blutdurst und Tyrannei, zu den Geistlichen und fand Lehrspaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Bissigkeit und Verfolgung, in dem Ehestand auf Zwietracht, in der Nachbarschaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geschwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In seiner Wolfsklage [559]) (1543) (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er mit fließender Rede die Bestie Klage führen, daß selbst das Thier seiner Natur nachkomme und daß einst das Vieh Zeugniß gegen alle Menschen ablegen würde,

557) II, 4, 61.
558) I, 3, 294.
559) I, 3, 347.

wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz und Egoismus die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moralische Kampflust am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Eifer, mit Zorn und Unmut, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo gerade in den Zeiten, als Hans Sachs am eifrigsten war, die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so enthusiastisch gelesen wurden; mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und sogleich umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anecdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward [560]), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche Thaten übten; wie mußte er bewundernd stutzen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, von aufopfernder Freundschaft, von uneigennütziger Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, des Egoismus darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke, jeder Bearbeiter des Terenz die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen

---

560) II, 48, 5.

Beispiel nehmen konnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahmte die Alten lieber nach, statt sie intolerant zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übers. von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen) aus Livius (von Schöferlein (1505), aus Plinius (1565 übers.), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen und Anecdoten aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen von Tugend und Laster, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satirischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und toleranter nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen [561]) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen; und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte

561) I, 3, 344.

Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er seine Geschichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft [562]), aus den allegorischen Bildern von der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Kultur des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste eben so vorführen und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der dazu den rechten Ton des Volks traf, wie Luther, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle didactischen Gedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in accommodirtem Vortrage regenerirt hätte. Dies Verdienst wollen wir dem Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte nachahmend und reproducirend die Alten zuerst von ihrer rein moralischen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die directen Bezüge auf die Gegenwart werden seltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Classen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte, seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird

562) I, 3, 279. 80. u. sonst.

ironische Darstellung, seine Poesie, welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern, die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfziger Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, in denen wir nun so lange her die Novellen, Schwänke und Possen herrschend sahen, die er wieder in Unzahl erneut und mit neuen vermehrt, er hat sie aber auch der künftigen Zeit hinterlassen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an sittlichem Kerne, kein späterer, nicht Gellert und nicht seine sämmtlichen Zeitgenossen, an Kunst der Darstellung und an ächtem Humore gleich. Er hat bei den besten Meistern der Erzählung, bei Boccaz mit am frühesten gelernt; er hat die Meister der Dichtung, er hat einen Göthe mit am unmittelbarsten gelehrt; seine komischen Legenden dürfen an naivem unschuldigem Vortrag und gesundem Sinn für Muster gelten; seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem französischen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten; seine Späße von den Landsknechten, den Himmelstürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, sind ganz unvergleichlich; und was sein Fastnachtspiel angeht, so gibt es nicht viele, die so tiefen und innerlichen Gebrauch von der Posse zu machen verstanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung und Hans Sachsische Originale der Aufführung werth, die, wenn man sich eine launige, plumpe, marionettenartige Darstellung, oder auch gute Improvisation hinzudenkt, allerdings von dem größten komischen Effect sein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Objecte und die stets gleiche Verlässigkeit und Schärfe seines Pinsels reizt in diesen Stücken ungemein und hat auch unsern Göthe angezogen, der in Hans Sachsen's poetischer Sendung dem alten Meister (obwohl vielleicht in etwas vager Weise) das ehrendste Denkmal gesetzt hat. Die Gestalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles

vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könne. Die muthwilligste und frischeste Laune färbt die Bilder des Zauberkastens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Fastnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und der Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unsinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Gesellen und der schnippischen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muster von Gemeinheit, viehischem Wesen und „kühischem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauschend den Gesprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktschreier verfolgt, wenn er das misgestaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen ist, als mit den gelungensten Gemälden der niederländischen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte seiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, ihr Freud und Leid, ihre Noth und Lust, wir hören den zeigenden und führenden Meister dazwischen Mäßigung und Sitte predigen, sehen den milden und lebensfrohen Ermahner und Seelsorger ihre losen Streiche guthalten, und wo sich die Menge durchkreuzt und anstößt, versöhnen mit Ermunterung, mit Nachsicht und Liberalität. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geschieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entschuldigt; nun weist er übertreibend auf Buhlschaft und bösen Hausstand, allein man sieht den derben Spaß eines mehr rohen als sittenlosen Menschenschlages durch. Früher mehr mit sich selbst beschäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Musen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, sahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den göttlichen Wesen befreundet, mit den Unsichtbaren im Verkehre, ernst, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er sich in die wogende Menge begeben, sucht Unterhaltung und Erheiterung, mischt sich unter die geringsten Klassen, unter fahrende Leute, in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren seine Schwänke (von der Fastnacht, vom Narrenfressen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporst, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. s. w. zwischen 1530—40) gern allegorisch, jetzt führt er uns

in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schönerer Höhe in diesen Zeiten herabsinken sahen. Doch ist auch hier immer Maaß in seiner Darstellung, Maaß in seiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städten, mit den begehr- und strebsüchtigen Bauern zu thun; er meint, es habe gar recht in der Welt gestanden, als noch die Bauern einfältig, unverschlagen, fromm und schlicht gewesen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpische Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, steht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepsiades, hinter dessen Einfalt der Comödie seine Weisheit und sein grades Urtheil versteckt. Lachend und schonend sagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchstens schneidet er die Narren, wenn er bald schlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, schlechten Wandel bei besserer Einsicht, Geiz und Verschwendung, Zanksucht, Neid, Verläumdung, Schamlosigkeit, Dünkel, Schuldenmacherei, Faulheit und Schlemmerei, Spielsucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutschen Mittelstand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverstand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges sittliches Mark und practische Einsicht ins Leben, spricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in diesen Stücken, so manche davon leer an Gehalt und schale Witze sind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt gegen das Ende seiner Laufbahn wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt: ehedem sei sie blühend gewesen, der Gelehrten alle Winkel voll, sinnreicher Werkleute und Künstler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt seien die Künste gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland. Sein Gesang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, sein Singen zu lassen, auch weil ihm zuletzt seine Vernunft sagte, daß seine dichterische Kraft abnehme, daß nicht so frisch und herzlich mehr seine Gedichte herströmten, nicht mehr wie zuvor aus so hellen scharfen Sinnen aufquellten, sondern

oft langsam und träge [563]). Doch aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen, nach 44 Jahren musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4270 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Comödien, Anecdoten, Sprüchen der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es frappirt doch, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat didactische Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenplüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien, Kirchenlieder und Alles, was man will. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Rosenplüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf, nach dem Muster des Terenz und Reuchlin und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und einen Dialog

563) Am Schluß des 2. Bandes.

anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm, doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz in der Weise des englischen Drama's würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jacob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Prätension und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei Beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Historien sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakspeare's Julius Cäsar oder in seinen vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus derselben Quelle, wo Shakspeare die ähnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt, wie Siegfried, Hug Schapler, Magelone, Fortunat, Tristan, Olwier und Artus, Flore und Blancheflour u. dgl. Dies betrachte ich als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten nnd neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abstrahirte geistreiche Theorie der Elementargeister, allein, daß die spukhaften Geschichten der Mohrin,

die Joh. Adolphus herausgab, oder des Staufenberg, den Fischart umarbeitete, oder des Thedel Unverferden von Thym (1563) wieder für die Poesie von Einfluß werden sollten, war nicht vorauszusehen. So waren auch das Buch der Liebe, das ich bereits oben angeführt habe, und dann diese dramatischen Behandlungen derselben Romanstoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieser alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geschmackes ausgingen. Allein schon war diesem allzusehr jeder Boden in Deutschland genommen; der gröbere Volksgeschmack dauerte noch immer in Dedekind und Fischart u. A., feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort; schon war die Thätigkeit in den romanischen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Moderne, als das einheimische Alte hätte suchen sollen; schon wirkte auch im Stillen der klassische Unterricht fort, als daß man nicht bald den ersten Versuchen hätte entgegensehen müssen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in seiner Dichtungsweise immer aus der gemeinen und gesunkenen Manier der Zeitgenossen wegarbeitete, so zuletzt auch noch in den Gegenständen auf etwas Edleres hinstrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieser heroischen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieser Dinge geschaffen war.

Zu p. 58.

Ueber die Sage vom Schwanritter, ihre Heimath, ihre Verbreitung, ihre Umgestaltungen muß man jetzt die Einleitung von Reiffenberg's zu seiner Ausgabe des chevalier au cygne, Bruxelles 1846. 4. t. I. lesen, welche die Arbeit von Görres und die Ungenauigkeiten dieses „bizarren Genies", wie ihn der Verf. nennt, beseitigt.

Zusatz zum 1sten Bande p. 535.

Zufolge dem Vorwort der in Stuttgart bei A. Krabbe 1846. erschienenen „Marienlegenden" erscheint es als Irrthum, wenn bisher vermuthet wurde, das dritte Buch des Passionals, das in der Strasburger Handschrift der Joh. Bibl. A. 77 enthalten ist, rühre nicht von dem Verfasser der beiden ersten Bücher her. Es enthält das Leben der Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahres, und erweitert dieß Sammelwerk zu einem Umfang von mehr als 100,000 Versen. Der Herausgeber der Marienlegenden macht es ferner wahrscheinlich, daß ein zweites, großes Werk „das Leben der Väter" von 30,000 Versen, von welchem Auszüge und Bruchstücke durch C. Roth (Dichtungen des deutschen Mittelalters 1845.) und Tittmann (in den Beiträgen zur vaterl. Alterthumskunde, Leipzig 1826) gedruckt sind, und das in der Leipziger Univ. Bibl. (N. 816) vollständig erhalten existirt, von dem Dichter des Passionals herrühren.